

WALDEN

oder

Leben in den Wäldern



Dieterich

1817-1863



DVB

SAMMLUNG DIETERICH

BAND 67





Henry D. Thoreau

HENRY D. THOREAU

WALDEN

ODER

LEBEN IN DEN WÄLDERN

Mit einer Einleitung von

Walther Fischer

Übertragen von Anneliese Dangel

IN DER

DIETERICH'SCHEN VERLAGSBUCHHANDLUNG

ZU LEIPZIG

Veröffentlicht unter der Lizenz Nr. 155 Rudolf Marx der SMAD. 3966/48–3046/48 – Copyright 1949 by Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig – Alle Rechte, einschließlich der des Nachdrucks, der Rundfunksendung und Mikro-Photographie, vorbehalten – Satz, Druck und Bindung: Deutsche Graphische Werkstätten, Leipzig · M 401 – Einband: E. Pruggmayer, Leipzig

INHALT



HENRY DAVID THOREAU

»Philosophia practica est eruditionis meta – Die praktische Philosophie ist das Ziel der Bildung.« Thoreau über Carlyle, 1847

I

»Sollen wir uns denn immer nur bemühen, ein Mehr an irdischem Besitz zu erlangen und uns nicht manchmal lieber mit weniger begnügen?« Das ist die große Lebensfrage, die der amerikanische Romantiker Henry David Thoreau (1817–1863) in seinem Buche »Walden oder Leben in den Wäldern« (1854) aufwirft. Und die berühmte Antwort, die er darauf findet, lautet: »Ein Mensch ist um so reicher, je mehr Dinge zu entbehren er sich leisten kann.« Denn sobald der Mensch sich erst einmal das zum Leben wirklich Notwendige verschafft hat, ist es weitaus besser, daß er sich nicht mit Überflüssigem belaste, sondern »das Abenteuer des Lebens« aufsuche, jenes wahren Lebens, das vom Materiellen hinweg zum Geistigen führt und den Menschen erst eigentlich frei macht. Diese Lehre, so alt wie die ehrwürdige Weisheit Griechenlands und Indiens, war seit den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts von den »Transzendentalisten« Neuenglands, im Nordosten der Vereinigten Staaten, mit Ernst und Hingabe wiederaufgenommen worden und wurde um dieselbe Zeit auch in England von Carlyle nachdrücklichst verkündet.

In Concord im Staate Massachussetts, dem Geburtsorte Thoreaus und der Wirkungsstätte Emersons (1803 bis 1883), stand die Wiege dieser Bewegung, einer echt amerikanischen Abwandlung des romantischen Idealis-

mus. Den Namen hatte eingestandenermaßen Kants Transzendentalphilosophie geliefert. Von Kantschen Philosophemen ausgehend räumte man der Intuition den Vorrang über die Erfahrung ein und behauptete die Einheit von Welt und Gott und das Innewohnen Gottes in der Welt. So bedeutete diese Weltbetrachtung mit ihrer Ganzheitslehre einen bewußten Gegenschlag gegen die rationalistische, sensualistische Erfahrungsphilosophie, die sich (laut Kant) »nur mit dem Einzelnen der Anschauung beschäftigt«. Diese Prinzipien wurden weiterhin ergänzt durch die Lehre der Identität von Welt- und Einzelseele und der »Korrespondenzen« zwischen Körperlichem und Geistigem. zwischen den Naturgesetzen und dem moralischen Gesetz. Durch den göttlichen Funken, der in seiner Seele glüht, wird der Mensch herkömmlichen Bindungen und äußeren Gesetzen gegenüber autonom; er wird zum selbständigen Einzelwesen, das nur durch ein inneres, sittliches Gesetz gebunden ist. Auch die Autorität des Staates hängt von dem Willen und der Zustimmung des Individuums ab. Sind diese aber gegeben, so ist man geneigt, am Gemeinwohl mitzuarbeiten und die Gesellschaft und den demokratischen Staatsgedanken insoweit zu bejahen.

Die Grundlehren des Transzendentalismus wurden von den einzelnen Mitgliedern der Gruppe, als deren Haupt die Außenstehenden alsbald Emerson, »den Weisen von Concord«, betrachteten, in der verschiedensten Weise abgewandelt. Thoreau verkündete vor allem die Vervollkommnung der eigenen Persönlichkeit durch Bedürfnislosigkeit und lehrte die Unabhängigkeit des Individuums dem Staate gegenüber. Die metaphysische Grundeinstellung, die bei Emerson oft in mystische Höhen führt, ist zwar bei ihm auch jederzeit vorhan-

den; aber im allgemeinen meidet sein gesunder Yankeeverstand alle Verstiegenheiten. Der Zug, der ihn besonders auszeichnet, ist seine große Naturliebe, die sich von verschwommener Naturmystik bewußt frei hält. Dafür versenkt er sich mit erstaunlicher Beobachtungsgabe in die konkreten Erscheinungsformen seiner natürlichen Umwelt, die er teils in realistischer Beschreibung, teils im phantasievollen Vergleich nicht so sehr vermenschlicht als verlebendigt. So sind es also drei Elemente, die das Wesen von Thoreaus Welt-, Lebens- und Kunstauffassung bestimmen: der metaphysische Ausgangspunkt, die Bezogenheit seiner Gedanken und Handlungen auf das eigene Ich und die künstlerische Gestaltung seines Naturerlebens.

II

In und um Concord spielte sich (abgesehen von Abstechern in das weitere Hinterland, die ihn bis an die kanadische Grenze führten) fast das gesamte Leben dieses seltsamen Mannes ab, das äußerlich so schlicht und einfach verlief und doch solch innere Weiten und Tiefen barg. Am gleichnamigen Flusse gelegen, dreißig Kilometer von Boston entfernt, dem größten Kulturzentrum Neuenglands, zählte der Ort damals etwa zweitausend Einwohner und war den Amerikanern durch geschichtliche Erinnerungen eine vertraute Stätte. Hatte sich doch hier dereinst im Unabhängigkeitskriege (19. April 1775) die von Emerson in seiner »Concord Hymne« gepriesene Farmermiliz verschanzt und gegen den britischen Feind »jenen Schuß abgegeben, der rings um den Erdball gehört wurde«:

»Here once the embattled farmers stood
And fired the shot heard round the world.«

Die Familie der Thoreaus stammte aus Frankreich, der Überlieferung nach aus Tours; von dort waren sie wegen ihres protestantischen Glaubens im 17. Jh. nach der englischen Kanalinsel Jersey ausgewandert. Der Großvater des Schriftstellers hatte sich kurz vor den amerikanischen Befreiungskriegen in Boston als Kaufmann niedergelassen; der Vater heiratete eine Amerikanerin schottischer Abstammung und verlegte sich in Concord auf die Herstellung von Bleistiften. Aus dieser Ehe wurde Henry David Thoreau am 12. Juli 1817 als das dritte von vier Kindern geboren. Trotz beschränkter Mittel ließ man ihm eine gute Erziehung zuteil werden und schickte ihn mit einem kleinen Stipendium aufs Harvard College, wo er, mit Unterbrechungen, den üblichen vierjährigen Lehrgang durchlief (1833–1837). Dort legte er den Grund zu einer gediegenen Belesenheit in den klassischen Sprachen und in der englischen Literatur, besonders des 17. Jh. Auch mit dem damals noch neuen Studium der deutschen Sprache begann er in jenen Jahren; von Goethe, der von einigen Transzendentalisten sehr geschätzt wurde, kannte er – flüchtig – »Wahrheit und Dichtung«, »Die italienische Reise« und »Wilhelm Meister«.

Während schon die Unruhe des künftigen Schriftstellers in ihm gärte, fand er seinen Unterhalt kurze Zeit als Volksschullehrer in Concord. Allein, als die Stadtväter körperliche Züchtigung der Schüler von ihm verlangten, quittierte er den Dienst und gründete mit seinem älteren Bruder John eine Privatschule. Mit John unternahm er 1839 jene denkwürdige Bootsfahrt den Concordfluß hinunter und den Merrimac hinauf, die er später in seinem ersten Buche »Eine Woche auf dem Concord und Merrimac« (1849) so anschaulich schilderte. Nach des Bruders vorzeitigem Tode nahm

ihn sein wohlhabender Gönner Emerson auf längere Zeit in seinem Hause auf, bis ein zentrales Erlebnis seinem Leben neuen Inhalt gab: sein zweijähriger Aufenthalt in der selbstgezimmerten Blockhütte am Waldensee (4. Juli 1845 bis 6. Sept. 1847). Über alle Einzelheiten seiner äußeren und inneren Existenz in der Waldeinsamkeit gibt er in »Walden«, diesem immer aufs neue fesselnden Bekenntnisbuche, genaue Rechenschaft, und auf Dollar und Cent liefert er die Aufstellung der materiellen Kosten des Experimentes. Das Grundstück, etwa drei Kilometer von Concord entfernt, von Emerson im Vorjahr erworben, lag in einem von Wäldern umsäumten Buschgrunde an der Nordspitze des kristallklaren Sees in Sehweite der östlich vorüberziehenden Landstraße, während vom westlichen Ufer her der Lärm der vorüberdampfenden Eisenbahn vernehmbar war. In der weiteren Nachbarschaft hatten verschiedene Farmer zu siedeln unternommen, mit denen Thoreau manchmal Besuche tauschte. Auch kamen öfters Besucher aus der Stadt. Er selbst wanderte häufig nach Concord, um durch gelegentliche Arbeitsleistungen seinen bescheidenen Unterhalt zu sichern. Manchmal hielt er Vorträge im Concorder »Lyceum«, einem der damals beliebten Institute für Erwachsenenbildung. So war es also keine gänzliche Einsiedelei, in die er sich verbannte, und niemals hatte er den Gedanken völliger Menschenflucht gehegt. Vielmehr verfolgte er mit dieser primitiven, naturnahen Lebensführung den Zweck, mit sich selber ins reine zu kommen und von den Dingen des alltäglichen Lebens philosophischen Abstand zu gewinnen. Aber auch literarischen Gewinn hoffte er hier zu ernten, und in der Tat sind seine beiden ersten Bücher im wesentlichen hier entstanden, und seine ausführlichen, schon

in der Harvarder Zeit begonnenen Tagebücher – das »Journal«, das jetzt in vierzehn gedruckten Bänden vorliegt – wurden mit großer Gewissenhaftigkeit fortgeführt. Indem nun Thoreau als Gesellschaftskritiker auch die Institutionen des Staats prüfend aufs Korn nahm – die Vereinigten Staaten waren damals nach der Annexion von Texas in den Krieg mit Mexiko verwickelt –, kam es zu jenem Konflikt mit der Staatsautorität, den er im 8. Kapitel von »Walden« kurz streift und den er in seinem Vortrag »Bürgerlicher Ungehorsam« (1849: »Civil Disobedience«) zum Ausgangspunkt einer scharfen Abrechnung mit dem amerikanischen Gemeinwesen nimmt. Zwei Menschenalter später bestärkten die hier vorgetragenen Beweisgründe den Vorkämpfer der indischen Freiheitsbewegung, Mahatma Gandhi, in seinem Gedanken des »passiven Widerstandes«.

Auch später behielt Thoreau seine kritische Haltung dem amerikanischen Staatswesen gegenüber bei. Seiner Skepsis über die amerikanische wirtschaftliche Entwicklung, die immer mehr auf Verherrlichung des bloßen »business« hinauslief, hatte er 1854 in einem ingrimmigen Vortrag »Leben ohne Grundsatz« (1854: »Life without Principle«) Ausdruck verliehen. Gleichzeitig aber trieb die Sklavenfrage mehr und mehr zur Spaltung zwischen Nord und Süd. Thoreau, wie die meisten Transzendentalisten, war ein entschiedener Anhänger der Abolitionisten, der Sklavereigegner. Als man nun (1850) ein Bundesgesetz erließ, das auch im Norden jeden Bürger verpflichtete, flüchtige Sklaven der Staatsgewalt auszuliefern, erhob Thoreau seine Stimme zu einer leidenschaftlichen Anklage der »Sklaverei in Massachussetts« (1854: »Slavery in Massachussetts«). Und als der fanatische Sklavenbefreier John Brown aus Kansas, »der Abstammung und Ge-

burt nach ein Neuengland-Farmer« und Thoreau persönlich bekannt, wegen seines aufrührerischen Überfalls auf ein bundesstaatliches Arsenal in Virginia zum Tode durch den Strang verurteilt war, da hielt Thoreau kurz vor Browns Hinrichtung (2. 12. 1859) eine flammende Verteidigungsrede, um den Charakter des Rebellen von den Angriffen seiner Gegner zu reinigen. Dieses tapfere Eintreten Thoreaus für eine Sache um »höherer Gesetze willen« bezeichnet den sittlichen Höhepunkt seines Wirkens.

Gegen Ende seines Lebens betrieb Thoreau immer ernsthaftere botanische und zoologische Studien und plante ein großes Werk über »die Naturgeschichte von Concord und Umgebung« sowie über die indianische Vergangenheit seines Heimatstaates. Aber all diese Pläne konnte der schwer erkrankte Mann nicht mehr verwirklichen. Am 6. Mai 1862 verschied er, das Opfer einer ererbten Schwindsucht, ruhig und still im 45. Lebensjahre. Einem befreundeten Geistlichen, der ihm in den letzten Tagen Beistand leisten wollte, winkte er flüsternd ab: »Eine Welt nach der andern!« (»One world at a time!«). Er starb unvermählt in seinem Elternhause; Frauen hatten in diesem zurückgezogenen Leben bis auf flüchtige, platonische Begegnungen keine Rolle gespielt.

III

Die Frage erscheint wohl berechtigt, was dieser eigenbrötlerische Mensch aus einem versteckten Neuengland-Winkel mit seinen Reisebeschreibungen und Naturbetrachtungen dem heutigen Europäer zu sagen habe. Emerson konnte Thoreaus Amerikanismus rühmen, der sich gelegentlich zu einem paradoxalen Lokalpatriotismus für sein kleines Concord steigerte und

sich brüstete, »daß Neuengland seine Häuser nicht – wie das alte England – auf der Asche einer früheren Zivilisation gebaut hat«. Uns aber ist die andere Seite Thoreaus wichtiger, die sein tiefstes, wahrstes Wesen ausmacht und die nicht Nationalismus, sondern sittliches Weltbürgertum heißt. Es ist nicht von ungefähr, daß »Walden«, der amerikanische Klassiker, von der jungen britischen Arbeiterpartei als Lektüre empfohlen wurde; denn »Lebensführung« ist das eigentliche Anliegen dieses kulturkritischen Buches. Aber es ist keine feierliche Predigt, zu der sein Verfasser uns verurteilt – Thoreau liebte die wortreichen »Reformatoren« nicht; es ist die vielseitige Schilderung eines persönlichen Experimentes. Getragen von der Klugheit eines Mannes, der seine eigene geistige Erfahrung der Welterfahrung früherer Denker zu koordinieren weiß, entbehrt es nicht der inneren Spannung, und die Beziehung zwischen geistigem, innerem Wachstum und sittlicher Entwicklung ist eines seiner Grundthemen. »Wie können wir eine Gedankenernte erwarten, wenn wir keine Saatzeit des Charakters gehabt haben?«, hat er es in seinem Tagebuch formuliert.

Thoreaus Saatzeit war dieser Aufenthalt am Waldensee, den er uns hier in losem äußeren Aufbau erzählend und reflektierend darbietet[1]. Wie Montaigne wagt auch er es, »nur von sich selbst zu sprechen«; wie dieser ist auch er »von sich selbst angefüllt und gesättigt«.

[1] Dem losen Aufbau des Buches als Ganzem entspricht die lose Gliederung der einzelnen Kapitel. Diese setzen sich aus Absätzen zusammen, denen oft viel frühere Aufzeichnungen aus den sorgfältig geführten Tagebüchern zugrunde liegen. So ist es möglich, das Buch in einzelnen Abschnitten zu lesen, die in der Vielheit ihrer sinnlichen Anregungen die Hauptgedanken facettenhaft aufleuchten lassen und schließlich epigrammatisch zusammenfassen. (Vgl. etwa den Abschnitt über die Architekten im ersten Kapitel.)

Aber nicht in dem Sinn, daß er ein ausschließlich egozentrisches Buch schreibt, sondern die eigene Erfahrung steht exemplarisch für diejenige, deren alle Menschen (wie er glaubt) teilhaftig werden können. Da aber nichts Ungesundes an ihm ist – sein Yankee-Verstand blitzt auch hier überall durch –, läßt er gewöhnlich die Kirche beim Dorf und scheut die Extreme. Gelegentlich freilich erregen gedankliche Paradoxe unsern Widerspruch, wie etwa seine übertriebene Geringschätzung von Post- und Pressewesen oder die gewagte Behauptung, daß die Jugend vom Alter überhaupt nichts lernen könne (Kap. 2, Kap. 1). Auch hat er sich darüber nicht näher ausgesprochen, daß sein Experiment, so wie er es durchführte, doch nur auf der Grundlage der ihn umgebenden Zivilisation und für einen gesellschaftlich ungebundenen Menschen möglich war. Wie anders hätten sich die praktischen Seiten des Problems angelassen, wenn es dem Ernährer einer Familie gestellt worden wäre! Aber Thoreau kam es ja nur auf das Grundsätzliche, auf die allgemeine Richtigkeit seiner Erkenntnis an, und diese sucht er dem indolenten Mitbürger auch durch die Rippenstöße des Paradoxons plausibel zu machen. Deshalb mußte seine Redeweise mit voller Absicht so »*extra-vagant*«, so »ausschweifend« sein, daß sie die Grenzen des Alltäglichen häufig überschreitet.

Vom Paradox ist das einprägsame Epigramm nur durch einen Gradunterschied getrennt. Auch hierin ist Thoreau Meister. Wie der des englischen Schrifttums Kundige spürt, hat er sich hierbei nicht nur an dem feinen Stilisten Emerson geschult, sondern auch an englischen Sprachkünstlern der Barockzeit. Nur ein paar Beispiele, die teils den gelegentlich ingrimmigen Humor Thoreaus, teils auch seine dichterische Bildhaftigkeit

zeigen: »Der zivilisierte Mensch ist ein Wilder mit größerer Erfahrung und Weisheit« (Kap. 1). »Wenn du den Armen Geld gibst, schenke dich selber obendrein« (Kap. 1). »Wenn du Luftschlösser baust, braucht deine Arbeit nicht umsonst zu sein; die Schlösser gehören in die Luft, du aber errichte die Fundamente darunter« (Schlußkapitel). Und das schöne, optimistische Schlußwort »Noch mancher Tag wird heraufdämmern: die Sonne ist nur ein Morgenstern.«

Im übrigen aber bemüht sich Thoreaus Stil, nicht nur der Wahrheit, sondern auch der Wirklichkeit Rechnung zu tragen. Einen »*Realometer*«, einen »Wirklichkeitsmesser«, nennt er sich einmal; und wenn sein Blick häufig zu den Sternen strebt, so stehen doch die strammen Beine seiner gedrungenen Gestalt fest auf der Erde. Wenn es daher galt, die natürliche Umwelt zu erfassen, waren alle seine Sinne, in deren Schärfe er sich mit den Indianern vergleichen konnte, aufs höchste gespannt. Darum sind auch seine Naturbeschreibungen besonderer Art. Anders als bei Walt Whitmans genial hingeworfenen, knappen Einzelbildern, deren Wirkung in ihrer Häufung besteht, vermitteln Thoreaus ausführliche Beschreibungen weniger die subjektive Impression als den lebendigen Gegenstand selbst. Das tatsächliche Verhalten der Tiere und Pflanzen oder die Vorgänge in der »unbelebten« Natur interessieren ihn, und indem er sie genauestens aufzeichnet, verlebendigt er sie auf seine Weise. Man betrachte etwa die Einzelzüge seiner vielbewunderten Beschreibung des Ameisenkrieges (Kap. 12) oder die poetischen Phantasien über den Habichtsflug (Kap. 17) oder über das Quaken der Ochsenfrösche (Kap. 4). Diese Art der Tierbeseelung hat mit Naturmystik wenig zu tun; es ist realistische Kunstübung, in den Dienst der Sittlichkeit ge-

stellt. Aber auch Naturbeobachtungen ohne jede ethische Parallele gestalten sich ihm zum dramatischen, künstlerischen Ereignis, wie etwa das Schauspiel der Schneeschmelze in einer Eisenbahnschlucht (Kap. 17) oder die allmähliche Vereisung des Waldensees (Kap. 13).

Daß aber auch in Thoreaus Naturbeschreibung vieles enthalten ist, was gedankliches Gemeingut der Transzendentalisten war, zeigt am besten das schöne vierte Kapitel »Laute«. Hier nehmen die verschiedenen Töne und Geräusche, die ihn Tag und Nacht umgeben, gemäß der von Emerson verkündeten Lehre, daß natürliche Phänomene die Symbole geistiger Tatsachen sind, metaphysische Bedeutung an. Auch für Thoreau sind sie Unterpfänder jenes »höheren Lebens«, das er nach der Weise der indischen Jogins durch bewußte Meditationsübungen zu erreichen suchte. Aber auch hier sind Idealismus und Realismus in der für Thoreau bezeichnenden Weise gemischt. Die präzise, aber dichterisch beschwingte Beschreibung der neumodischen Erfindung der Eisenbahn und des um sie sich abspielenden bunten Treibens verbindet er mit kulturphilosophischen Betrachtungen über das Wesen des modernen Handels (Kap. 4). Und nachdem in den späteren Abschnitten die liebevollen Naturbilder immer stärker hervortreten, werden wir in wirkungsvoller Steigerung zum Schlusse nochmals an den metaphysischen Ausgangspunkt des Ganzen erinnert, vor allem in der edlen Parabel von dem Künstler aus der indischen Stadt Kuru, der in vielen Jahren unendlicher Mühe ein wundersames Kunstwerk schafft und den Lohn des Gottes dafür empfängt. So glaubte auch Thoreau an die Möglichkeit, ein Kunstwerk menschlicher Lebensführung zu schaffen, und der Weg hierzu war für

ihn die Vervollkommnung des Individuums durch Aufgabe des Überflüssigen und durch freiwillige Beschränkung. Aber dieser Glaube bedeutete in seinem Sinne keinen kulturlosen, aus Resignation geborenen Primitivismus, sondern er war Ausdruck des zukunftsgewissen Optimismus eines echten Amerikaners. Sein höheres Ziel war die Bejahung des Lebens, das ihn wertvoll dünkt, auch wenn es bescheiden ist. Und dies ist letztlich die Lehre, die aus Thoreaus Munde das junge Amerika dem müden Europa zuruft: »Fliehe das Leben nicht und beschimpfe es nicht.. Lies mutig dein Geschick; sieh zu, was vor dir liegt, und schreite tapfer vorwärts in die Zukunft!«

Walther Fischer

HENRY D. THOREAU

WALDEN

ODER

LEBEN IN DEN WÄLDERN



Kapitel I

GENÜGSAMKEIT

Als ich die folgenden Seiten schrieb, oder jedenfalls den größeren Teil, lebte ich einsam in den Wäldern, eine Meile von jedem Nachbarn entfernt. Ich wohnte in einem Hause, das ich mir selbst am Ufer des Waldensees in Concord, Massachusetts, gebaut hatte, und erhielt mich nur von meiner Hände Arbeit. Augenblicklich bin ich wieder in der zivilisierten Welt zu Gast.

Ich würde meinem Leser meine eignen Angelegenheiten nicht vortragen, hätten nicht viele Bürger meiner Stadt über meine Lebensart sehr eingehende Erkundigungen eingezogen, Erkundigungen, die manche aufdringlich nennen werden. Mir selbst kommen sie freilich nicht aufdringlich vor, sondern den Umständen entsprechend natürlich und dringlich. Einige fragten, was ich denn äße; ob ich mich nicht einsam fühlte; ob ich nicht Angst hätte, und ähnliches mehr. Andere wollten gern wissen, welchen Teil meines Einkommens ich auf wohltätige Zwecke verwendete. Wieder andere, die eine zahlreiche Familie haben, fragten, wie viele arme Kinder ich unterstützte. Ich möchte deshalb diejenigen meiner Leser um Verzeihung bitten, die kein besonderes Interesse an mir haben, wenn ich es in diesem Buch unternehme, einige dieser Fragen zu beantworten. In den meisten Büchern wird das Ich oder die erste Person vermieden; in diesem Buche geschieht

das nicht. Das ist der Hauptunterschied vom Egoismus her gesehen. Gewöhnlich halten wir uns nicht vor Augen, daß es ja schließlich immer die erste Person ist, die spricht. Ich würde niemals so viel von mir selbst reden, gäbe es irgendeinen Menschen, der mir ebenso gut bekannt wäre. Die Begrenztheit meiner Erfahrung beschränkt mich unglücklicherweise auf dieses Thema. Außerdem verlange ich persönlich von jedem Schriftsteller am Anfang oder am Ende seines Werkes einen einfachen und aufrichtigen Abriß über sein eigenes Leben und nicht nur darüber, was er von anderer Menschen Leben gehört hat. Einen Bericht, wie er ihn seinen Verwandten aus einem fernen Land schicken würde; denn wenn er aufrecht gelebt hat, muß es in einem Land fern von hier gewesen sein. Vielleicht wenden sich diese Seiten ganz besonders an mittellose Studenten. Die übrigen meiner Leser werden das annehmen, was sie anspricht. Ich baue darauf, daß ein jeder sich nach der Decke streckt; denn das kann ihm nur nützen.

Wahrscheinlich würde ich überhaupt nichts sagen, wenn es die Chinesen oder die Bewohner der Sandwich-Inseln anginge und nicht euch, die ihr diese Seiten lest und angeblich in Neuengland lebt. Eure Lage betrifft es, vor allem eure äußere, eure Lebensbedingungen in der Welt, in dieser Stadt. Wie sie sind, und ob es nötig ist, daß sie so schlecht sind, oder ob sie vielleicht verbessert werden könnten. Ich bin viel herumgekommen in Concord; und überall, in den Läden, in den Büros und auf den Feldern schienen mir die Einwohner auf tausend verschiedene Arten Buße zu tun. Was ich von Brahmanen gehört habe, die zwischen vier Feuern sitzen und in die Sonne starren oder kopfunter über den Flammen hängen oder . . lebensläng-

lich in Ketten an einen Baum geschmiedet sind . . – diese Formen bewußter Buße sind kaum unglaubhafter und erstaunlicher als die Vorgänge, die ich täglich erlebe. Die zwölf Arbeiten des Herkules waren ein Kinderspiel im Vergleich zu dem, was meine Nachbarn sich vorgenommen haben, denn es waren nur zwölf, und sie kamen zu einem Ende; aber niemals konnte ich sehen, daß diese Leute hier ein Ungeheuer erschlugen oder gefangennahmen, noch daß sie eine Arbeit zu Ende brachten. Sie haben keinen Iolaos, der den Hals der Hydra mit einem glühenden Schwert absengte, und deshalb wachsen, sobald ein Haupt abgeschlagen ist, zwei neue.

Ich sehe junge Leute, Bürger meiner Stadt, deren Unglück es ist, Güter, Häuser, Scheunen, Vieh und Ackergeräte geerbt zu haben. All das ist leichter erworben, als daß man es wieder los wird. Sie wären besser auf offener Heide geboren und von einer Wölfin gesäugt worden, damit sie wacheren Blickes sehen könnten, auf welchem Feld sie zu arbeiten berufen sind. Wer machte sie zu Sklaven des Bodens? Warum sollen sie von ihren sechzig Morgen leben, wenn der Mensch verdammt ist, sich von Staub zu nähren? Warum beginnen sie ihr Grab zu graben, kaum daß sie geboren sind? Sie sollen ein menschenwürdiges Leben führen und müssen doch alle diese Güter vor sich herschieben und damit vorankommen, so gut sie können. Mancher armen unsterblichen Seele bin ich begegnet, wie sie, fast erdrückt und erstickt von ihrer Bürde, die Straße des Lebens dahinkroch und als nie gereinigten Augias-Stall eine große Scheune vor sich herschob und hundert Morgen Land, Acker, Weide und Wald. Die Besitzlosen, die nicht mit derlei unnötigen ererbten Lasten kämpfen, finden es schon

schwer genug, ein bißchen Fleisch zu beherrschen und zu veredeln.

Aber die Leute arbeiten unter falschen Voraussetzungen. Der edlere Teil des Menschen ist bald als Düngung in den Boden eingepflügt. Getrieben von einem scheinbaren Schicksal, meist Notwendigkeit genannt, sind die Menschen beschäftigt, Schätze anzuhäufen, die von Motten und Rost gefressen werden, und Diebe brechen ein und stehlen sie, wie es in einem alten Buche heißt[1]. Es ist ein Narrenleben. Das sehen sie ein, wenn sie an sein Ende gekommen sind, oder auch früher..

Sogar in diesem verhältnismäßig freien Lande sind die meisten Menschen aus reiner Unwissenheit und Verblendung so sehr von den äußeren Sorgen und überflüssigen, groben Arbeiten des Lebens in Anspruch genommen, daß sie seine edleren Früchte nicht pflücken können. Ihre Finger sind von übermäßiger Plackerei zu steif geworden und zittern zu sehr. Der arbeitende Mensch hat tatsächlich nicht einen Tag lang die Muße, ganz er selbst zu sein. Er kann es sich nicht leisten, die natürlichsten Verbindungen mit den Menschen aufrechtzuerhalten; denn seine Arbeit würde dadurch an Marktwert verlieren. Er hat nur Zeit, Maschine zu sein. Wie kann der sich über seine Unwissenheit klarwerden – und das erforderte seine Weiterentwicklung –, der seine Kenntnisse so oft braucht? Wir sollten ihn ab und zu kostenlos nähren und kleiden und ihn mit unserer Herzlichkeit erfrischen, bevor wir ihn richten. Die höchsten Werte unseres Wesens können wie der Flaum der Früchte nur bei zartester Behandlung erhalten bleiben. Und doch behandeln wir weder uns selbst noch sonst jemand so zartfühlend.

Wir wissen, einige von euch sind arm. Euch ist das

[1] Vgl. Matthäus VI, 19 (auch Lukas XII, 33).

Leben schwer, und oftmals ringt ihr nach Luft. Ich zweifle nicht, daß manche von euch, die ihr dies Buch lest, nicht imstande sind, alle die Mahlzeiten, die ihr gegessen habt, und eure schäbigen, abgetragenen Mäntel und Schuhe zu bezahlen. Über diesen Seiten verbringt ihr geborgte und gestohlene Zeit, die ihr eurem Gläubiger entwendet. Es ist allgemein bekannt, welch unwürdiges, kriechendes Leben viele von euch führen, ich weiß das aus langer Erfahrung. Immer eingeengt, versucht ihr euer Glück zu machen und aus den Schulden herauszukommen. Das ist ein sehr alter Engpaß. Die Römer nannten ihn *aes alienum*, »des anderen Heller«, weil einige ihrer Münzen aus Bronze geprägt waren. Ihr lebt und sterbt so und werdet mit des anderen Heller begraben. Immer versprecht ihr zu zahlen, morgen zu zahlen, und heute sterbt ihr in Schulden. Gunst versucht ihr zu erschmeicheln, auf irgendeine Art Kunden zu bekommen; nur vor einem Vergehen, auf das Gefängnis steht, hütet ihr euch. Ihr lügt, schmeichelt, beteuert und zwängt euch in eine Nußschale mit eurer Höflichkeit oder geht auf in eine Luft dünner, schemenhafter Großmut. Und alles nur, um euren Nachbarn dazu zu bewegen, daß ihr seine Schuhe, seinen Hut, seinen Mantel oder seinen Wagen machen und seine Waren für ihn einführen dürft. Ihr macht euch krank, um etwas Geld zurückzulegen für Krankheitstage. Ihr schließt es weg in eine alte Truhe oder steckt es in einem Strumpf hinter die Täfelung oder noch sicherer in das steinerne Bankhaus. Es ist ganz gleich, wohin und ob es wenig oder viel Geld ist.

Ich bin oft erstaunt, daß wir überhaupt wagen, die ungeheuerliche, aber uns fernliegende Negersklaverei zu beachten. Gibt es doch so viele kluge und gewitzte

Herren, die den Norden wie den Süden versklaven. Ein Sklavenaufseher im Süden ist schwer zu ertragen; im Norden einen zu haben, ist schlimmer; aber am übelsten ist es, sein eigener Sklavenhalter zu sein. Wer kann da noch von der Gottähnlichkeit des Menschen sprechen?.. Seht nur, wie er kriecht und sich windet. Den ganzen Tag lebt er in unbestimmter Furcht. Er ist nicht unsterblich und göttlich, sondern nur Sklave und Gefangener des Bildes, das er sich von sich selbst macht und zu dem seine Taten die Züge liefern. Die öffentliche Meinung ist ein schwacher Tyrann, verglichen mit unseren persönlichen Wertungen. Was der Mensch von sich selbst denkt, das lenkt, ja bestimmt sein Schicksal. – Welcher Wilberforce bringt es fertig, selbst in den westindischen Gebieten der Phantasie und Einbildung Selbstbefreiung durchzusetzen? Man denke auch an die Frauen des Landes, die bis zum letzten Lebenstage Sofakissen sticken, nur um nicht allzu lebhaftes Interesse an ihrem Schicksal zu verraten. Als ob man die Zeit totschlagen könnte, ohne die Ewigkeit zu verletzen!

Die meisten Menschen leben in stiller Verzweiflung. Was man Resignation nennt, ist chronische Verzweiflung. Aus der verzweifelten Stadt zieht man aufs verzweifelte Land und tröstet sich dort mit der Unerschrockenheit der Sumpfottern und Bisamratten. Gleichförmige, aber unbewußte Verzweiflung verbirgt sich auch hinter den sogenannten Spielen und Vergnügungen der Menschheit. Sie haben nichts von Vergnügen an sich; denn das kommt erst nach der Arbeit. Es ist jedoch ein Merkmal der Klugheit, nichts Verzweifeltes zu tun. Wenn wir bedenken, was nach den Worten des Katechismus des Menschen Hauptbestimmung ist, welches seine wahren Lebensbedürfnisse sind,

dann scheinen die Menschen freiwillig die allgemein übliche Lebensweise gewählt zu haben, weil sie sie jeder anderen vorzogen. Aber sie sind ernsthaft überzeugt, es gäbe gar keine Wahl. Nur wache und gesunde Naturen erinnern sich, daß die Sonne klar aufging. Es ist jedoch niemals zu spät, seine Vorurteile aufzugeben. Man kann keiner Denkungsart, keinem Tun blind vertrauen, mögen sie noch so altehrwürdig sein. Was heute jeder als wahr nachplappert oder hinnimmt, kann sich morgen als falsch erweisen, als bloßer Dunst einer Meinung, den viele für eine Wolke hielten, die ihren Feldern fruchtbaren Regen spenden würde. Wenn alte Leute sagen, irgend etwas sei unmöglich – versucht es erst, und ihr werdet sehen, daß es doch möglich ist. Den Alten geziemen alte Werke, den Jungen aber neue. Unsere Ahnen waren nicht einmal klug genug, Brennholz zu sammeln, damit das Feuer nicht verlöschte. Heute stecken die Menschen etwas trockenes Holz unter einen Kessel und wirbeln mit der Geschwindigkeit von Vögeln um den Erdball, daß den Alten sozusagen Hören und Sehen vergeht. Das Alter ist nicht besser, ja kaum so gut zum Lehrmeister geeignet wie die Jugend; denn es hat mehr verloren, als es gewann. Man kann zweifeln, ob selbst der Weiseste jemals viel absolut Wertvolles aus dem praktischen Leben gelernt hat. Die Alten können den Jungen keinen besonders wertvollen Rat geben; denn ihre eigene Erfahrung ist unvollständig, und ihr Leben war ein kläglicher Mißerfolg – aus persönlichen Gründen, wie sie annehmen müssen. Es mag sein, daß einige noch einen Glauben bewahren, der diese Erfahrung Lügen straft. Sie fühlen sich nur weniger jung als früher. Ich habe einige dreißig Jahre auf diesem Planeten gelebt, und noch immer steht auch nur eine Silbe wertvollen oder gar ernsthaften Rates

von älteren Menschen aus. Sie haben mir nichts Nützliches gesagt, vermutlich können sie es auch gar nicht. Dieses Leben ist eben ein Versuch, den ich weitgehend noch vor mir habe. Daß sie ihn schon machten, nützt mir nichts. Habe ich irgendeine wertvolle Erfahrung gemacht – ich bin gewiß, daß mir meine Lehrer nichts davon gesagt haben . . Manche Menschen meinen freilich, ihre Vorfahren hätten das ganze Feld menschlichen Erlebens schon beackert, Täler wie Höhen, und alles Wichtige bedacht . . Lebensüberdruß und Langeweile, die glauben machen, man habe die Mannigfaltigkeit und die Freuden des Lebens ausgekostet, sind ganz sicher so alt wie Adam. Die Fähigkeiten des Menschen hat man jedoch niemals gemessen, noch auch können wir aus der Vergangenheit erkennen, wozu der Mensch einmal imstande sein wird. So wenig hat man auf diesem Gebiet versucht! Was auch bisher dein Fehler gewesen sein mag, laß dich's nicht bekümmern, mein Kind, denn wer soll dir nachweisen, was du ungetan ließest?

Wir könnten unser Leben durch tausend einfache Proben erforschen. So erleuchtet z. B. dieselbe Sonne, die meine Bohnen reifen läßt, gleichzeitig ein System von Planeten, die dem unseren gleichen. Mancher Fehler wäre vermieden worden, hätte ich das bedacht. So erleuchtet war ich nicht, als ich die Bohnen hackte. Welch wunderbare Figuren bilden die Sterne! Wieviel entfernte und verschiedenartige Wesen in den zahllosen Bereichen des Universums sinnen im gleichen Augenblick über die gleichen Fragen nach! Natur und Menschenleben sind so mannigfaltig, wie wir verschieden veranlagt sind. Wer vermag zu sagen, wie sich das Leben für einen anderen Menschen ansieht? Könnte ein größeres Wunder geschehn, als daß wir für kurze Zeit durch die Augen eines andern zu sehn vermöchten?

Wir würden in einer Stunde alle Weltalter durchleben, ja, alle Welten der Zeit. Geschichte, Dichtung, Sage – ich kenne nichts Schriftliches über die Erfahrungen eines anderen Menschen, das ähnlich aufschlußreich wäre.

Den größten Teil dessen, was meine Nachbarn gut heißen, halte ich insgeheim für schlecht. Und wenn ich irgend etwas bereue, so höchstwahrscheinlich mein anständiges Betragen. Welcher Dämon trieb mich, daß ich mich so wohllöblich benahm? Du magst mir die größte Weisheit sagen, du Alter, der du siebzig Jahre nicht ohne eine gewisse Würde gelebt hast. Ich höre eine unwiderstehliche Stimme, die mich von all dem wegführt. Eine Generation verläßt die Unternehmungen der andern wie ein gestrandetes Schiff.

Ich glaube, wir könnten ruhig viel mehr Vertrauen haben. Wir könnten gut ebensoviel Sorgfalt auf uns selbst verwenden, als wir aufrichtig anderen zuwenden. Die Natur paßt sich unserer Schwäche ebenso an wie unserer Kraft. Die unentwegte Furcht und Anspannung mancher Menschen ist eine fast unheilbare Krankheit. Wir übertreiben die Bedeutung jeglichen Tuns. Wieviel geschieht nicht ohne unser Zutun! Oder was würde, wenn wir erkrankten? Wie wachsam wir sind! Den ganzen Tag sind wir auf der Hut und entschlossen, nicht vertrauensvoll zu leben, wenn wir es vermeiden können. Abends sagen wir widerwillig unsere Gebete und überlassen uns der Ungewißheit. So stark ist unser Lebensdrang, daß wir unser Leben vergöttern und die Möglichkeit, es zu ändern, leugnen. Dies ist der einzig mögliche Weg, sagen wir. Doch es gibt so viele Wege als man Radien von einem Mittelpunkt aus ziehen kann. Jede Veränderung ist ein Wunder für den, der sie sieht. Jeden Augenblick geschehen Wun-

der. Konfuzius sagte: »Die wahre Weisheit ist, zu wissen, was wir wissen, und zu wissen, was wir nicht wissen.« Wenn ein Mensch ein Ergebnis seiner Phantasie auf ein Ergebnis seines Verstandes zurückgeführt hat, werden nach meiner Voraussicht alle Menschen ihr Leben auf dieser Grundlage aufbauen.

Laßt uns einen Augenblick überlegen, was es mit all der Mühe und Angst auf sich hat, von der ich sprach, und wie weit es nötig ist, daß wir uns mühen oder doch sorgen. Es wäre gut, ein anspruchsloses Grenzerleben zu führen, wenn auch inmitten äußerlicher Zivilisation. Und wäre es nur, um die wirklichen Lebensbedürfnisse erkennen zu lernen und zu sehen, auf welche Weise man zu ihnen gekommen ist. Man müßte vielleicht aus den alten Büchern der Kaufleute erforschen, was am häufigsten in den Läden gekauft wurde, was man auf Lager hielt, welches also die materiellsten Materialwaren sind. Denn die Fortschritte der Jahrhunderte haben nur geringen Einfluß auf die Grundgesetze des menschlichen Lebens gehabt. Wahrscheinlich unterscheidet sich auch unser Knochenbau nicht von dem unserer Vorfahren.

Unter Lebensbedürfnissen verstehe ich alles, was der Mensch durch eigene Arbeit erwirbt, was von jeher wichtig war oder durch lange Gewohnheit wichtig geworden ist für das menschliche Leben, so daß nur wenige aus Wildheit, Armut oder Weisheit unter Umständen ohne diese Dinge auszukommen versuchen. So betrachtet, gibt es für viele Lebewesen nur ein einziges Lebensbedürfnis: Nahrung. Für den Bisam der Prärie sind das ein paar Zoll schmackhaften Grases und Wasser, es sei denn, er sucht den Schutz des Waldes oder den Schatten der Berge. Kein Tier verlangt mehr als Nahrung und Schutz. Die Lebensbedürfnisse

der Menschen in diesen Breiten können gut verteilt werden unter die Überschriften: Nahrung, Obdach, Kleidung und Heizung. Denn bevor wir uns diese Dinge nicht gesichert haben, können wir an die wahren Probleme des Lebens nicht frei und mit einiger Aussicht auf Erfolg herangehen. Der Mensch hat nicht nur das Haus erfunden, sondern auch Kleidung und gekochte Nahrung. Aus der zufälligen Entdeckung der Wärme des Feuers und ihrer Ausnützung – anfangs als Luxus – erwuchs vermutlich das heutige Bedürfnis, am Feuer zu sitzen. Wir sehen, daß es auch Hunden und Katzen zur zweiten Natur wird. Durch ordentlichen Schutz und warme Kleidung erhalten wir ordnungsgemäß unsere eigene Körperwärme. Haben wir aber eines dieser Dinge im Überfluß, übersteigt also die äußere Temperatur die innere, kann man dann nicht vom Anfang des Kochens sprechen? . .

Nach meiner Erfahrung kommen hierzulande gleich nach diesen Lebensnotwendigkeiten ein paar Werkzeuge: Messer, Axt, Spaten, Schiebkarren usw., dazu für das Arbeitszimmer Lampe, Schreibzeug und ein paar verfügbare Bücher. All das bekommt man für eine Kleinigkeit. Aber manche Leute – nicht die Klugen – gehen auf die andere Seite des Erdballs in wilde, ungesunde Länder und widmen sich zehn oder zwanzig Jahre dem Handel, um leben zu können, d. h. um sich gemütlich warm zu halten. Die übermäßig Reichen werden nicht nur behaglich warm gehalten, sondern unnatürlich heiß. Wie ich schon sagte: sie werden gekocht, natürlich *à la mode*.

Fast jeder Luxus und viele der sogenannten Annehmlichkeiten des Lebens sind nicht nur entbehrlich, sondern hindern tatsächlich den Aufstieg der Menschheit. Gemessen an Luxus und Bequemlichkeit lebten die

Weisen immer einfacher und ärmlicher als die Armen. Den alten Philosophen in China, Indien, Persien und Griechenland kam niemand an äußerer Armut und innerem Reichtum gleich. Es ist erstaunlich, daß wir überhaupt so viel von ihnen wissen. Dasselbe gilt von den neueren Reformatoren und Menschheitswohltätern. Niemand kann unparteiisch und weise das menschliche Leben betrachten, der nicht die günstige Voraussetzung hat, die wir freiwillige Armut nennen müssen. Ein üppiges Leben bringt Früchte der Üppigkeit, sei es in Ackerbau, Wirtschaft, Literatur oder Kunst. Es gibt heute Lehrer der Philosophie, aber keine Philosophen. Aber heute kann man bewunderswert lehren, wie bewundernswert einmal gelebt wurde. Ein Philosoph sein, heißt nicht nur, scharfsinnige Gedanken haben oder eine Schule gründen, sondern heißt, die Weisheit so sehr lieben, daß man nach ihrer Richtschnur ein einfaches, unabhängiges, großmütiges und vertrauenswürdiges Leben führen kann. Es handelt sich nicht darum, einige Lebensprobleme theoretisch zu lösen, sondern praktisch. Der Erfolg großer Denker und Gelehrter ist meist ein Höflingserfolg, weder königlich noch menschlich. Sie versuchen, in den Traditionen ihrer Väter zu leben, und sind keineswegs Ahnherren eines größeren Menschengeschlechts.

Aber warum degenerieren die Menschen überhaupt? Warum sterben Geschlechter aus? Welcher Art ist der Luxus, der Völker entnervt und zerstreut? Wir wissen ja gar nicht, ob er nicht auch in unserem Leben enthalten ist. Der Philosoph ist auch in der äußeren Lebensform seinem Zeitalter voraus. Er ist anders genährt, anders gekleidet und wohnt anders als seine Zeitgenossen. Wie kann ein Mensch Philosoph sein, der nicht seine Lebenswärme besser erhält als andere

Menschen? Was braucht denn der Mensch noch, der auf die verschiedenen Arten erwärmt wird, die ich beschrieben habe? Ganz gewiß nicht noch mehr Hitze derselben Art, also üppigere Nahrung, größere und prächtigere Häuser, reichere und reichlichere Kleidung, unablässig brennende und wärmende Feuer in größerer Zahl u. ä. Wenn er alles hat, was zum Leben notwendig ist, gibt es eine andere Möglichkeit, als nach Überfluß zu streben. Erst dann kann man versuchen, wirklich zu leben, wenn man von niedriger Plackerei befreit ist. Der Boden, so scheint es, ist für das Saatkorn bestimmt; denn es schickt seine Wurzeln hinab und kann nun mit gleichem Vertrauen seinen Schößling nach oben treiben. Wozu sonst hat sich der Mensch so fest an den Boden gebunden, als um sich nun ebenso zum Himmel darüber zu erheben? Denn die edleren Pflanzen bewertet man schließlich nach der Frucht, die sie über der Erde in Luft und Licht tragen..

Ich beabsichtige nicht, Regeln für große, starke Naturen zu geben. Sie kommen mit ihren Angelegenheiten in Himmel oder Hölle zurecht. Vielleicht bauen sie prächtiger und verausgaben sich verschwenderischer, ohne je arm zu werden, weil sie nicht wissen, wie sie leben – wenn es überhaupt solche Menschen gibt, wie man sie träumt. Noch auch denke ich an diejenigen, die gerade von den augenblicklichen Zuständen ermutigt und angeregt werden und sie mit der Zärtlichkeit und Begeisterung Liebender pflegen. Zu ihnen rechne ich mich selbst bis zu einem gewissen Grade. Ich spreche nicht zu denen, die gut beschäftigt sind, unter welchen Bedingungen auch immer, und die wissen, ob sie gut beschäftigt sind oder nicht. Sondern ich wende mich an die breite Masse der Menschen, die unbefriedigt sind und die Härte der Zeiten oder

ihres Loses müßig beklagen, obgleich sie beides verbessern könnten. Es gibt da manche, die sich nachdrücklich beschweren und untröstlich sind; denn sie tun ihre Pflicht, wie sie sagen. Ich denke auch an die scheinbar reiche, in Wirklichkeit jedoch ärmste Gruppe derer, die Scherben gesammelt haben und sie nicht zu gebrauchen noch loszuwerden wissen und sich so ihre eigenen Fesseln aus Gold oder Silber geschmiedet haben. Wollte ich schildern, wie ich mir in vergangenen Jahren mein Leben gewünscht habe, so würden wahrscheinlich diejenigen meiner Leser überrascht sein, die seinen tatsächlichen Verlauf kennen. Bestimmt wären alle die erstaunt, die nichts davon wissen. Ich will nur einiges von dem herausgreifen, was ich unternahm.

Bei jedem Wetter, zu jeder Tages- und Nachtstunde habe ich mich bemüht, die Zeit zu nützen und auf meinen Stock einzukerben. Ich wollte die Begegnung zweier Ewigkeiten, Vergangenheit und Zukunft, miterleben; denn gerade das ist die Gegenwart. Auf dieser Linie wollte ich mich halten. Man wird mir einige Unklarheiten nachsehen, denn mein Handwerk ist geheimnisvoller als das der meisten anderen Menschen. Allerdings bewahre ich diese Geheimnisse nicht freiwillig, sondern sie gehören unlöslich zur Natur der Sache selbst. Nur zu gern würde ich alles darüber sagen, was ich weiß, und niemals an mein Tor schreiben: Kein Zutritt.

Vor langer Zeit verlor ich einen Hund, ein braunes Roß und eine Turteltaube und bin noch immer auf ihrer Fährte[1]. Groß ist die Zahl der Wanderer, die ich

[1] Diese dunkle Stelle wurde bisher meist als allegorische autobiographische Anspielung auf eine vergebliche Liebeswerbung Thoreaus aufgefaßt. Nach neuester Forschung aber wird hier – mit orientalischer Tiersymbolik – die Suche nach einem geistigen Ideal angedeutet.

ihretwegen angesprochen, denen ich die Spuren beschrieben und die Namen genannt habe, auf die die Tiere hören. Einen oder zwei traf ich, die den Hund gehört hatten und den Hufschlag des Pferdes, ja sogar die Taube hinter einer Wolke verschwinden sahen. Und diese beiden waren so besorgt, sie wiederzufinden, als hätten sie selbst die Tiere verloren. Nicht nur dem Sonnenaufgang oder der Dämmerung muß man möglichst voraus sein, sondern der Natur selbst. An manch einem Morgen bin ich meiner Beschäftigung nachgegangen, ehe sich noch ein Nachbar regte. Ganz sicher haben mich viele meiner Mitbürger auf dem Rückweg von meiner Tätigkeit getroffen, Bauern, die im Zwielicht nach Boston aufbrachen, oder Holzfäller auf dem Wege zur Arbeit. Gewiß, ich half der Sonne nicht wirklich beim Aufgehen, aber zweifellos war es von größter Wichtigkeit, daß ich überhaupt dabei war.

Manchen Herbst- und Wintertag verbrachte ich außerhalb der Stadt und versuchte zu hören, was der Wind sagte, um das Gehörte schnellstens weiterzugeben. Fast meine ganze Kraft wandte ich dafür auf und kam außer Atem, wenn ich dem Wind entgegenlief. Wäre es um eine der politischen Parteien gegangen, verlaßt euch drauf, es hätte unter den neuesten Nachrichten in der Zeitung gestanden. Ein andermal hielt ich von meinem Observatorium auf einer Klippe oder einem Baum Ausschau, um jeden Neuankömmling umgehend zu melden. Oder ich wartete am Abend auf den Berggipfeln, daß der Himmel herunterfiele und ich etwas auffangen könnte. Aber ich erwischte niemals viel, und das wenige verschwand wieder gleich Manna im Sonnenlicht.

Lange Zeit war ich Berichterstatter an einem kleinen

Blatt mit nicht übermäßig großer Auflage. Der Herausgeber hat es noch nie für passend befunden, meine Beiträge in vollem Umfange abzudrucken, und wie die meisten Autoren hatte ich nur die Arbeit für meine Mühe. In diesem Falle war allerdings meine Mühe ihr eigener Lohn.

Viele Jahre hindurch war ich von eigenen Gnaden Aufseher über Schneestürme und Unwetter und erfüllte meine Pflicht gewissenhaft. Ich beaufsichtigte nicht die Hauptverkehrsstraßen, wohl aber Waldpfade und Wege querfeldein, die ich zu allen Jahreszeiten offen und gangbar erhielt. Auch Schluchten überbrückte ich, wenn viele Fußspuren bezeugten, daß es ein verdienstliches Werk war.

Ich habe mich um den Wildbestand der Stadt gekümmert, der einem guten Hirten viel Mühe bereitete. Das Wild beachtete die Gehege einfach nicht. Auch die entlegenen Winkel und Ecken der Farmen behielt ich im Auge. Freilich wußte ich nicht immer, auf welchem Felde Hinz oder Kunz arbeitete, das ging mich nichts an. Die roten Heidelbeeren habe ich begossen, die Sandkirschen und den Nesselbaum, Rottanne und Schwarzesche, den weißen Wein und das gelbe Veilchen, die sonst vielleicht in der dürren Jahreszeit vertrocknet wären.

Kurz, ich kann ohne Übertreibung sagen, daß ich solchermaßen meine Arbeit lange Jahre treulich tat, bis immer offenkundiger wurde, daß mich meine Mitbürger trotz allem nicht in die Reihen der städtischen Beamten aufnehmen oder meinen Posten zu einer Sinekure mit bescheidenen Einkünften erheben wollten. Meine Rechnungen – ich kann schwören, daß ich sorgfältig Buch führte – wurden nie geprüft, bestätigt

oder gar bezahlt und geregelt. Aber danach trachtete ich gar nicht..

Die Menschen sehen nur eine Art zu leben als erfolgreich an und loben sie. Doch warum soll eine Möglichlichkeit auf Kosten anderer übertrieben bewertet werden?

Als ich nun sah, daß man mir wohl keinen Platz im Rathaus anbieten würde, keine Pfarre oder sonst einen Broterwerb, wandte ich mich ausschließlicher denn je den Wäldern zu, wo ich besser bekannt war. Ich beschloß, sogleich ans Werk zu gehen und nicht erst, wie üblich, zu warten, bis ich ein Vermögen angesammelt hatte. Die bescheidenen Mittel, die mir zur Verfügung standen, wollte ich nehmen. Ich ging an den Waldensee, nicht um dort billig oder teuer zu leben, sondern es galt, ein ganz persönliches Anliegen mit den geringstmöglichen Widerständen auszuführen. Mehr töricht als traurig wäre es gewesen, hätte ich mich durch Mangel an etwas gesundem Menschenverstand, an Unternehmungsgeist und Geschäftssinn daran hindern lassen.

Ich habe mich immer bemüht, feste Geschäftsprinzipien durchzuführen; niemand kommt ohne sie aus. Geht der Handel mit dem Himmlischen Reich, so genügt ein kleines Kontor an einer Küste.. Aber auch dann muß man über alle Einzelheiten im Bilde sein, muß mit der Weltwissenschaft Schritt halten, die Lebensgeschichte aller großen Entdecker, aller Seefahrer und Kaufleute kennen, von Hanno und den Phöniziern bis herab auf unsere Tage.. Es ist eine Arbeit, die universales Wissen erfordert. Hier erweisen sich die Fähigkeiten eines Menschen..

Ich hielt den Waldensee für einen guten Umschlagplatz, nicht nur der Eisenbahn und des Eishandels

wegen, sondern er bietet Vorteile, die zu enthüllen nicht ratsam wäre. Jedenfalls ist er ein guter Hafen und eine sichere Grundlage..

Da ich mich nun ohne das übliche Kapital in dieses Unternehmen stürzte, ist es nicht einfach zu erraten, woher die Mittel kommen sollten, die man nun einmal zu jedem Vorhaben dieser Art braucht. Um gleich zum praktischen Teil dieser Frage zu kommen:

Bei der Beschaffung der Kleidung leiten uns statt praktischer Gesichtspunkte meist die Liebe zum Neuen und die Rücksicht auf das Urteil der Menschen. Der tätige Mensch sollte bedenken, daß die Kleidung erstens die natürliche Wärme erhalten und zweitens unter unseren gesellschaftlichen Bedingungen die Blöße bedecken soll. Danach mag man beurteilen, wieviel wichtige und notwendige Arbeit ausgeführt werden kann, ohne daß man den Kleiderschrank erweitert. Könige und Königinnen, die ihre Gewänder nur einmal tragen, kennen die Annehmlichkeit passender Kleider nicht, obgleich die ihren vom Hofschneider oder der Hofschneiderin angefertigt wurden. Sie sind nur hölzerne Gestelle, die man mit prächtigen Kleidern behängt. Unsere Kleider passen sich uns täglich mehr an, bekommen den Stempel ihres Trägers aufgedrückt, bis wir sie schließlich zögernd und langsam ablegen nach allerlei Heilversuchen und Feierlichkeiten, wie wir sie unseren Toten erweisen. Niemand sank je in meiner Achtung, weil sein Anzug geflickt war. Aber ich bin sicher, daß man gemeinhin mehr Sorge darauf verwendet, moderne oder doch wenigstens saubere und ungeflickte Kleider zu haben als einen gesunden Verstand. Und ist selbst der Riß nicht gestopft – das zeugt höchstens von Sorglosigkeit. Manchmal stelle ich meine Bekannten durch Fragen wie die folgende

auf die Probe: Wer könnte einen Flicken oder auch nur zwei Nähte auf dem Knie tragen? Die meisten stellen sich an, als wären dann ihre Lebensaussichten vernichtet. Sie humpelten lieber mit einem kranken Bein in die Stadt als in einer geflickten Hose. Wenn sich ein Ehrenmann ein Bein bricht, kann es meist geheilt werden; geschieht dem Hosenbein ein ähnliches Mißgeschick, so gibt es keine Rettung. Denn bedacht wird nicht, was wahrhaft achtbar ist, sondern nur, was geachtet wird. Uns begegnen nur wenige Menschen, aber viele Röcke und Hosen. Bekleidest du eine Vogelscheuche mit deinem letzten Hemd und stehst selbst ohne Hemd daneben, welcher Vorübergehende würde nicht zuerst die Vogelscheuche grüßen?.. Selbst in unserm demokratischen Neuengland sichert allein der zufällige Reichtum, der sich in Kleidung und Einrichtung zeigt, dem Besitzer allgemeine Achtung. Aber die vielen, die diesen Respekt zollen, sind einfach Heiden, man sollte ihnen einen Missionar schicken. Übrigens führten die Kleider das Nähen ein, eine Beschäftigung, die man endlos nennen kann. Ein Frauenkleid wird jedenfalls niemals fertig.

Jemand, der endlich eine Arbeit gefunden hat, braucht keinen neuen Anzug, um sie auszuführen; ihm genügt der alte, der seit langem verstaubt in der Bodenkammer liegt. Alte Schuhe leisten einem Helden länger Dienste als seinem Diener – wenn ein Held überhaupt einen Diener hat –, nackte Füße sind älter als Schuhe, und ihm genügen sie. Nur wer zu Abendgesellschaften und Sitzungen geht, braucht neue Kleider; Kleider, die er so oft wechseln kann, als der Mann in ihnen sich wandelt. Aber wenn mein Rock, mein Hut und meine Schuhe gut genug sind, Gott darin zu ehren, dann sind sie ausreichend, nicht wahr.. Ich kann nur sagen:

Hütet euch vor allen Unternehmungen, zu denen ihr neue Kleider braucht, nicht aber einen neuen Träger dieser Kleider. Wie können denn die neuen Kleider passen, wenn sie nicht für einen neuen Menschen gemacht sind? Wer eine Arbeit vorhat, der gehe in seinen alten Kleidern daran. Alle Menschen brauchen nicht etwas, womit oder worin sie es tun, sondern müssen etwas tun schlechthin, oder vielleicht besser, etwas sein. Vielleicht sollten wir uns niemals einen neuen Anzug anschaffen, wie zerlumpt und schmutzig der alte auch sei, bis wir uns so aufgeführt, so viel gewagt haben oder in einer Richtung vorangekommen sind, daß wir uns als neuer Mensch in den alten Kleidern fühlen..

Wenn ich ein Kleidungsstück von bestimmtem Schnitt bestelle, erklärt mir meine Schneiderin ernsthaft: »Alle tragen das jetzt anders«, ohne das »alle« im mindesten zu betonen, als sei die angeführte Autorität das Schicksal. Es ist für mich schwierig, das gemacht zu bekommen, was ich haben möchte, einfach weil die Schneiderin nicht glauben kann, daß ich so kühn bin, wirklich zu meinen, was ich sage. Ich höre ihren Orakelspruch und verliere mich einen Augenblick in Gedanken. Im stillen betone ich mir jedes Wort einzeln, um den Sinn zu erfassen, um herauszubekommen, welche Blutsbande »alle« und mich verbinden. Welche Autorität haben denn »alle« in einer Angelegenheit, die mich so nahe angeht? Schließlich antworte ich der Schneiderin am liebsten gleich rätselhaft und mit ebensowenig Betonung des »alle«: »Sie haben ganz recht, bis vor kurzem ließen das alle nicht so machen, aber jetzt tun sie es.« Was hätte es für einen Zweck, daß sie mir Maß nimmt, wenn sie nicht meinen Charakter mißt statt meiner Schulterbreite, als sollte

mein Anzug über diese Stange gehängt werden? Wir verehren nicht die Grazien oder die Parzen, sondern die Mode. Sie spinnt, webt und trennt mit uneingeschränkter Autorität. Der Oberaffe in Paris setzt eine Reisemütze auf, und alle Affen in Amerika tun das gleiche. Manchmal verzweifle ich, in dieser Welt mit menschlicher Hilfe etwas ganz Einfaches zu bekommen. Die Menschen müßten erst durch eine gewaltige Kelter gehn, die alle Vorurteile aus ihnen herauspreßte, daß sie nicht so bald wieder auf die Beine zu stehen kämen.

Meiner Meinung nach kann man im ganzen die Meinung nicht aufrechterhalten, daß die Kleidung in diesem oder einem andern Lande zur Höhe einer Kunst aufgestiegen sei. Die Menschen behelfen sich mit dem, was sie bekommen können. Wie schiffbrüchige Seeleute ziehn sie an, was sie am Strand finden, und in zeitlich und räumlich geringer Entfernung lachen sie über die Verkleidung des andern. Jede Generation verspottet die vergangene Mode, folgt der neuen aber gläubig. Wir lächeln, wenn wir die Roben Heinrichs VIII. oder der Königin Elisabeth sehen, als gehörten sie dem König und der Königin der Kannibaleninsel. Jedes Kleid ohne Menschen ist bemitleidenswert oder grotesk. Wenn Harlekin einen Kolik-Anfall hat, wird sein Putz auch zu dieser Stimmung passen müssen. Dem Soldaten, der von einer Kugel getroffen wird, stehen Lumpen so gut wie Purpur.

Der kindische Geschmack, den Männer und Frauen an neuen Mustern haben, läßt viele zitternd und verstohlen nach dem besonderen Muster Ausschau halten, nach dem die Generation von heute fragt. Die Fabrikanten wissen, daß der Geschmack launisch ist. Von zwei Mustern, die sich nur durch zwei Fäden mehr

oder weniger in einer bestimmten Farbe unterscheiden, wird das eine umgehend verkauft, das andere bleibt im Regal liegen. Oft geschieht es freilich, daß nach Verlauf einer gewissen Frist dieses letzte das modernste wird. Im Vergleich dazu ist das Tätowieren nicht so verabscheuungswürdig, wie man es hinstellt. Einfach deshalb ist es nicht barbarisch, weil das Muster hier bis auf die Haut geht und unabänderlich ist.

Ich kann nicht glauben, daß unser Fabriksystem die beste Art und Weise ist, die Menschen mit Kleidern zu versorgen. Die Lage der Betriebe wird der in England immer ähnlicher. Das ist nicht verwunderlich. Soviel ich gehört und beobachtet habe, ist ihr Ziel nicht, die Menschheit ordentlich und gut zu kleiden, sondern ohne Frage wollen die Betriebe sich bereichern. Auf die Dauer erreichen die Menschen jedoch nur, wonach sie streben. Deshalb sollten sie besser nach einem hohen Ziel streben, und irrten sie gleich von Anbeginn.

Was nun das Obdach anbelangt, so will ich nicht leugnen, daß es jetzt eine Lebensnotwendigkeit ist, obgleich es Beispiele gibt, daß Menschen lange Zeit in kälteren Gebieten ohne diesen Schutz ausgekommen sind.. Aber wahrscheinlich lebten die Menschen nicht lange auf dieser Erde, bis sie die Vorteile eines Hauses entdeckten, die »häuslichen Bequemlichkeiten«. Diese Wendung mag ursprünglich mehr die durch das Haus als die durch die Familie gewährten Annehmlichkeiten bezeichnet haben. Diese müssen jedoch außerordentlich unvollkommen und unbeständig gewesen sein in den Breiten, wo sich die Vorstellung des Hauses für uns in erster Linie mit Winter und Regenzeiten verbindet. Während zwei Dritteln des Jahres dient die Wohnung nur als Schutz gegen Regen. In unserem

Klima[1] war das Haus ursprünglich nur ein Dach für die Nacht.. Der Mensch wurde nicht so starkgliedrig und widerstandsfähig geschaffen, daß er nicht seine Welt hätte einschränken müssen und einen Bezirk ummauern, der ihm entsprach. Ursprünglich lebte der Mensch nackt im Freien. Aber so angenehm das bei heiterem, warmem Wetter und am Tage war, die regnerischen Jahreszeiten und der Winter, von der brennenden Sonne zu schweigen, hätten vielleicht sein Geschlecht in der Knospe vernichtet, hätte der Mensch sich nicht eilends mit dem Schutz eines Hauses bekleidet.. Er brauchte ein Heim, eine Stätte der Wärme und Gemütlichkeit; der körperlichen aber auch der seelischen Wärme.

Wir können uns eine Zeit in der Kindheit des Menschengeschlechts vorstellen, wo ein unternehmender Sterblicher schutzsuchend in eine Felsenhöhle kroch. Jedes Kind beginnt bis zu einem gewissen Grade die Welt noch einmal von vorn und ist gern im Freien, auch in Nässe und Kälte. Es spielt Haus, wie es Pferd spielt, weil es einen Instinkt dafür hat. Wer erinnert sich nicht der Begierde, mit der er in der Jugend schützende Felsen ansah oder den Ansatz einer Höhle? Das war das natürlichste Verlangen, ein Erbteil unserer primitivsten Vorfahren, das noch in uns lebte. Von der Höhle sind wir fortgeschritten zu Dächern aus den verschiedensten Stoffen. Schließlich wissen wir gar nicht mehr, was in der freien Luft leben heißt. Unser Leben ist in viel umfassenderem Sinn häuslich als wir denken. Das Feld ist vom Herd weit entfernt. Vielleicht wäre es gut, wenn wir unsere Tage und Nächte ohne eine Scheidewand zwischen uns und den Gestir-

[1] Concord liegt etwa auf der Breite von Rom, hat aber viel rauheres Klima.

nen verbrächten, wenn der Dichter nicht unter dem schützenden Dach hervor spräche und der Heilige nicht solange darunter lebte. Vögel singen nicht im Käfig, und Tauben hüten ihre Unschuld nicht in Taubenschlägen.

Immerhin, wenn einer daran geht, sich ein Wohnhaus zu bauen, muß er schon etwas Yankeeschlauheit zeigen, damit er sich nicht statt dessen schließlich in einem Arbeitshaus, einem ausweglosen Labyrinth, einem Museum, einem Armenhaus, einem Gefängnis oder einem prächtigen Mausoleum wiederfinde. Man bedenke zuerst, wie geringfügig der Schutz zu sein braucht.. Früher beschäftigte mich die Frage mehr, wie ich mein Leben ehrenwert fristen und doch Freiheit für meine eigenen Ziele bewahren könnte. Jetzt bin ich leider etwas abgestumpft. Damals sah ich an der Eisenbahn täglich eine große Kiste, etwa drei zu sechs Fuß[1] im Maß, in der die Arbeiter zur Nacht ihre Werkzeuge einschlossen. Mir kam in den Sinn, daß jeder Mensch in großer Not solch einen Kasten für einen Dollar bekommen könnte. Er brauchte nur ein paar große Löcher hineinzubohren, um wenigstens Luft hineinzulassen, dann könnte er nachts und bei Regen hineingehen, den Deckel zuklappen und so Freiheit haben in seiner Liebe und eine freie Seele. Das wäre noch nicht einmal die schlechteste oder gar verächtlichste Möglichkeit. Man könnte aufbleiben, solange man wollte, und nach dem Aufstehn herumgehn, ohne daß einem der Wirt oder Hausbesitzer wegen der Miete nachliefe. Mancher wird zu Tode gejagt, er solle die Miete für eine größere, prächtigere Kiste zahlen, und doch wäre er in solch einem Kasten auch nicht erfroren. Ich spaße nicht etwa. Genügsamkeit ist ein Thema, das man leicht-

[1] 1 Fuß = 0,3 m.

fertig abhandeln kann, man wird aber nicht so leicht damit fertig..

Im primitiven Zustand hat jede Familie einen Unterschlupf, der jeden Vergleich aushält und ausreicht für ihre gröberen, einfacheren Bedürfnisse. Ich glaube jedoch nicht zu übertreiben, wenn ich behaupte, daß in der modernen zivilisierten Menschheit kaum die Hälfte der Familien eine eigene Behausung besitzt. Alle Vögel der Luft aber haben ihre Nester, die Füchse ihren Bau und die Eingeborenen ihre Wigwams. In den Städten und Großstädten, wo die Zivilisation vorherrscht, bildet die Zahl derer, die eine Wohnung besitzen, nur einen sehr kleinen Bruchteil der Einwohnerzahl. Die übrigen bezahlen eine jährliche Pacht für dieses äußerlichste aller Kleider, das für Sommer und Winter unentbehrlich geworden ist. Die Mietsumme würde ausreichen, ein ganzes Dorf indianischer Wigwams zu kaufen, statt dessen macht sie den Menschen lebenslänglich arm. Ich will hier nicht etwa auf den Nachteil des Mietens gegenüber dem Besitzen pochen. Aber es ist offenkundig, daß der Wilde seine Wohnung zu eigen hat, weil sie so billig ist. Der zivilisierte Mensch dagegen mietet die seine gewöhnlich, weil er es sich nicht leisten kann, sie zu besitzen.. Ja aber, entgegnet mir jemand, indem er nur die Miete zählt, sichert sich doch der unvermögende Kulturmensch eine Bleibe, die verglichen mit der des Wilden ein Palast ist. Eine jährliche Summe von 25 bis 100 Dollar – das sind hierzulande die Mietsätze – gibt ihm ein Anrecht auf die Wohltat der in Jahrhunderten entwickelten Fortschritte, wie geräumige Zimmer, sauber gemalt oder tapeziert, Kamine, Stuckverzierungen, Jalousien, kupferne Wasserpumpen, automatische Sicherheitsschlösser, einen bequemen Keller und vieles andere

Wie aber kommt es dann, daß derjenige, der sich dieser Dinge erfreut, gewöhnlich ein armer Kulturmensch ist, der Eingeborene ohne sie dagegen reich wie ein Wilder? Wenn feststeht, daß die Kultur einen wirklichen Fortschritt in den Lebensbedingungen der Menschheit gebracht hat – und ich glaube, das hat sie, wenn auch nur die Weisen ihre Vorteile zu nutzen wissen –, so müßte gezeigt werden, daß sie bessere Wohnungen geschaffen hat, die doch nicht teurer sind. Den Wert eines Gegenstandes macht aus, was ich hier das Leben nennen will, das man dafür eintauscht, sofort oder allmählich. Ein Haus hier in der Gegend kostet durchschnittlich vielleicht 800 Dollar. Um diese Summe aufzubringen, muß der Mensch zehn bis fünfzehn Jahre seines Lebens arbeiten, auch wenn er nicht mit einer Familie belastet ist.. Gewöhnlich hat er also mehr als die Hälfte seines Lebens hinter sich, ehe er sich seinen Wigwam verdient hat. Angenommen, er zahlt statt dessen Miete – welches ist dann das geringere Übel? Hätte der Wilde klug daran getan, unter solchen Bedingungen seinen Wigwam gegen einen Palast einzutauschen?..

Meine Nachbarn, die Bauern von Concord, sind mindestens ebenso gut daran wie andere Stände. Bei näherer Betrachtung finde ich, daß sie meist zwanzig, dreißig oder vierzig Jahre ihres Lebens schwer gearbeitet haben, um ihre Güter tatsächlich zu besitzen. Gewöhnlich haben sie die Farm mit Schulden geerbt oder mit geliehenem Geld gekauft.. Im allgemeinen ist sie noch gar nicht bezahlt.. Der Bauer, der sein Gut durch eigene Arbeit erworben hat, ist eine solche Ausnahme, daß jeder Nachbar mit Fingern auf ihn zeigen kann. Ich bezweifle, daß es drei Leute dieser Art in Concord gibt. Man sagt von den Kaufleuten: die Mehrzahl,

bis zu 97 Prozent, scheitere. Für die Bauern gilt das gleiche. Aber bei den Kaufleuten sind die meisten Mißerfolge nicht in erster Linie geldlich bedingt, sagt mir einer von ihnen treffend. Sie scheitern vielmehr, weil sie es lästig finden, ihren Verpflichtungen nachzukommen. Das heißt also, sie brechen moralisch zusammen. Dadurch wird die Sache nur um so ernster. Überdies steht zu vermuten, daß auch die restlichen drei ihre Seele nicht retten, sondern vielleicht in schlimmerem Sinne bankrott sind als jene, die ehrlich scheitern. Konkurs und Zurückweisung der Verpflichtungen sind die Sprungbretter, von denen ein gut Teil unserer Kultur abspringt und Purzelbäume schlägt. Der Wilde dagegen steht auf dem starren Brett der Hungersnot. Trotz allem findet aber hier alljährlich die Middlesex-Tierschau mit großem Aufwand statt, als funktionierten alle Teile der landwirtschaftlichen Maschine tadellos.

Der Bauer ist bemüht, das Problem des Lebensunterhalts durch eine Formel zu lösen, die komplizierter ist als das Problem selbst. Um sich seine Schnürsenkel kaufen zu können, spekuliert er in Viehherden. Mit vollendeter Schlauheit hatte er eine Falle mit feiner Feder aufgestellt, um Sorglosigkeit und Unabhängigkeit darin zu fangen; beim Weggehen jedoch trat er mit dem eigenen Fuß hinein. Aus ähnlichen Gründen sind wir alle arm, gemessen an den Lebensannehmlichkeiten eines Wilden, obgleich uns Luxus umgibt. So wie Chapman sagt:

> »Um ird'sche Größe gibt der Menschen
> heuchlerische Brut
> Himmlischen Trost den Winden preis. .«[1]

[1] Zitat aus Chapmans Tragödie »Caesar und Pompeius« V, 2.

Besitzt aber dann der Bauer sein Haus, so ist er darum nicht reicher, sondern ärmer. Für mein Empfinden tadelte Momus das von Minerva erfundene Haus treffend: sie habe es nicht beweglich gemacht, damit man einem bösen Nachbarn ausweichen könne. Das kann man jetzt noch wahr finden. Denn unsere Häuser sind ein so zwingendes Eigentum, daß wir oftmals mehr darin gefangen sind, als daß wir sie bewohnen. Die schlechte Nachbarschaft, die es zu vermeiden gilt, ist unser eigenes hastendes Ich.

Zugegeben, die Mehrzahl der Menschen ist imstande, ein neuzeitliches Haus mit all seinen Bequemlichkeiten zu besitzen oder zu mieten. Freilich wußte die Kultur unsere Häuser zu verbessern, nicht aber in gleichem Maße die Menschen, die sie bewohnen. Sie hat zwar Paläste gebaut, aber es war nicht so leicht, Edelleute und Könige zu schaffen. Und wenn die Ziele des Kulturmenschen nicht wertvoller sind als die des Wilden, wenn er den größeren Teil seines Lebens damit beschäftigt ist, bloße Lebensnotwendigkeiten und Bequemlichkeiten zu erjagen – warum sollte er dann eine bessere Wohnung haben als der Unzivilisierte?

Doch wie geht es der Minderheit, den Armen? Vielleicht stellt sich heraus, daß in demselben Maße wie sich einige in äußeren Dingen über den Wilden erhoben, andere unter ihn hinabsanken. Der Luxus einer Klasse wird aufgehoben durch die Armut der anderen. Auf der einen Seite steht der Palast, auf der anderen das Armenhaus und der »schweigende Arme«. Die Myriaden Menschen, die die Pyramiden als Gräber für die Pharaonen bauten, wurden mit Knoblauch gefüttert, ja vielleicht wurden sie nicht einmal anständig begraben. Der Zimmermann, der den Sims des Palastes fertiggestellt hat, kehrt zur Nacht vielleicht in eine

Hütte, schlechter als ein Wigwam, zurück. Es ist eine irrige Annahme, daß in einem Land mit den üblichen sichtbaren Zeichen der Kultur die Lage eines großen Teils der Bevölkerung nicht so schlecht sei wie die des Wilden. Ich spreche jetzt von den gesunkenen Armen und nicht von den gesunkenen Reichen. Um das zu wissen, brauche ich nicht weiter zu sehn als bis zu den Baracken, dieser jüngsten Erfindung der Kultur. Allenthalben säumen sie unsere Landstraßen. Dort sehe ich auf meinen täglichen Spaziergängen menschliche Wesen in Ställen leben, deren Türen auch im Winter offen stehen, weil sie sonst kein Licht haben, ohne Spur eines Holzvorrats; die Gestalten von alt und jung sind für immer gebückt vom Zusammenschauern vor Kälte und Elend und die Entwicklung ihrer Glieder und Fähigkeiten gehindert. Es ist nur recht und billig, die Klasse zu betrachten, deren Arbeit die Werke ausgeführt hat, die unsere Generation auszeichnen..

Die meisten Menschen haben niemals darüber nachgedacht, was ein Haus eigentlich ist. So sind sie tatsächlich, wiewohl unnötig, ihr ganzes Leben lang arm, weil sie denken, sie müßten ein Haus haben wie das ihres Nachbarn. Als ob jemand jeden vom Schneider für ihn zugeschnittenen Rock tragen müßte! Oder nach und nach seinen Basthut und seine Kappe aus Murmeltierfell ablegen und sich dann über die schlimmen Zeiten beklagen dürfte, weil man sich keine Krone kaufen kann. Man kann sehr wohl ein bequemeres und prächtigeres Haus erfinden als das unsere, und doch könnte es sich jeder leisten. Sollen wir uns denn immer bemühen, ein Mehr an irdischem Besitz zu erlangen und uns nicht manchmal lieber mit weniger begnügen? Soll denn der ehrenwerte Bürger in Wort und Beispiel weiter nachdrücklich lehren, der junge Mann müsse sich vor

seinem Tode unbedingt eine bestimmte Anzahl überflüssiger Gummischuhe und Regenschirme anschaffen, dazu leere Gastzimmer für leere Gäste? Warum kann unsere Hauseinrichtung nicht so einfach sein wie die der Araber und Indianer? Wenn ich der Wohltäter der Menschheit gedenke, die wir als Boten des Himmels verehrten, weil sie dem Menschen göttliche Gaben brachten, so sehe ich im Geist hinter ihnen kein Gefolge, keine Wagenladung eleganter Möbel. Wäre es nicht einzigartig, wenn wir zugäben, unsere Einrichtung solle nur um soviel reichhaltiger sein als die der Araber, als wir ihnen sittlich und geistig überlegen sind!

Augenblicklich sind unsere Häuser mit Hausrat vollgestopft und dadurch geschändet. Eine gute Hausfrau würde den größeren Teil zum Haus hinaus kehren und darüber nicht ihre Morgenarbeit versäumen. Morgenarbeit! Was sollte der Mensch am Morgen tun beim Erglühen Auroras und bei Memnons Klingen? Ich hatte drei Stücke Kalkstein auf meinem Schreibtisch liegen. Aber mit Entsetzen sah ich, daß man sie täglich abstauben mußte zu einer Zeit, in der die Einrichtungsstücke meines Geistes noch unverstaubt waren. So warf ich die Steine entrüstet aus dem Fenster. Wie könnte ich also ein wohleingerichtetes Haus bewohnen? Lieber sitze ich im Freien. Denn das Gras wird nur da staubig, wo der Mensch die Erde aufgebrochen hat.

Die Verwöhnten und Verschwender sind es, die die Mode bestimmen, der die Masse so eifrig folgt.. Ich sitze lieber allein auf einem Kürbis als zwischen andere gezwängt auf einem Samtkissen. Lieber fahre ich im Ochsenkarren in guter Luft durch die Welt als in den Himmel mit dem Aussichtswagen eines Vergnügungs-

zuges, in dem ich unentwegt Malariabazillen einatmen muß.

Die ganze Schlichtheit und Nacktheit des menschlichen Lebens in den primitiven Zeitaltern hatte zumindest den Vorteil, daß es dem Menschen möglich war, einfach in der Natur zu Gast zu sein. Von Speise und Schlaf erfrischt, dachte er schon an die Weiterreise. Er lebte damals sozusagen in einem Zelt, folgte den Tälern, durchquerte die Ebenen oder erklomm die Berggipfel. Aber siehe da, die Menschen sind zum Geschöpf ihrer Schöpfungen geworden. Derselbe Mensch, der frei die Früchte brach, wenn er Hunger hatte, wurde Bauer. Früher suchte er unter einem Baum Schutz, jetzt ist er Hausbesitzer. Wir lassen uns jetzt nicht mehr nur für eine Nacht nieder, sondern sind auf der Erde seßhaft geworden und haben den Himmel vergessen. Das Christentum haben wir nur als eine verbesserte Form der Agri-Kultur angenommen. Für diese Welt haben wir ein Familienhaus gebaut, für die nächste ein Erbbegräbnis. Die größten Werke der Kunst spiegeln den Kampf des Menschen, sich aus dieser Lage zu befreien. Aber unsere Kunst bewirkt nur, daß wir unseren unwürdigen Zustand erträglich finden und den höheren vergessen. In diesem Dorf gibt es tatsächlich nicht eine Stelle, wo man ein wirkliches Kunstwerk aufstellen könnte, wenn uns überhaupt ein solches Werk überliefert wäre. Weder unser Leben noch unsere Häuser und Straßen bilden eine passende Grundlage dafür. Es gibt keinen Nagel, an dem man ein Bild aufhängen könnte, keinen Sims für die Büste eines Helden oder Heiligen. Wie werden unsere Häuser bezahlt oder vielmehr nicht bezahlt, wie der Haushalt geführt und aufrechterhalten! Wenn ich das nur bedenke, wundere ich mich, daß der Fuß-

boden nicht unter dem Besucher nachgibt und ihn hinuntersinken läßt in den Keller als ein solides und ehrenwertes, wiewohl irdisches Fundament, während er die Kinkerlitzchen auf dem Kaminsims bewundert. Immer wieder stelle ich fest, daß alles nach dem sogenannten reichen, verfeinerten Leben springt. Zu dem Genuß der edlen Künste aber, die dieses Leben ausschmücken sollten, komme ich nicht, weil ich ganz mit dem Sprung beschäftigt bin. Ich weiß aber, daß der höchste freie Sprung, den menschliche Muskeln überhaupt zustande bringen können, von bestimmten wandernden Arabern ausgeführt wird. Sie haben angeblich auf ebenem Boden eine Entfernung von fünfundzwanzig Fuß übersprungen. Ohne künstliche Hilfe kommt der Mensch nach dieser Strecke unweigerlich wieder auf die Erde zurück. Am liebsten möchte ich den Besitzer solcher Scheinwerte zuerst fragen: Wer trägt dich? Bist du einer von den siebenundneunzig, die scheitern, oder einer der drei Erfolgreichen? Beantworte mir diese Fragen, dann sehe ich mir vielleicht deinen Schnickschnack an und finde ihn schmückend. Den Wagen vor das Pferd zu spannen, ist ebenso häßlich wie unpraktisch. Ehe wir unsere Häuser mit schönen Dingen verzieren können, müssen die Wände gesäubert werden und unser Leben auch. Gute Haushaltung und gute Lebensführung müssen die Grundlage werden. Der Sinn für das Schöne aber wird am besten im Freien geweckt, wo es kein Haus und keinen Hausbesitzer gibt.

Der alte Johnson berichtet in seiner »Wundertätigen Vorsehung« von den ersten Bewohnern dieser Stadt, deren Zeitgenosse er war, daß »sie sich fürs erste an einem schützenden Hang in die Erde eingruben. Auf die Abstützbalken warfen sie Erde und entfachten an

der höchsten Stelle dieses Daches ein rauchendes Feuer. Für Häuser sorgten sie nicht eher, bis die Erde mit des Herrn Segen Brot hervorbrachte, sie zu ernähren. Die Ernten der ersten Jahre waren so dürftig, daß sie den langen Winter hindurch ihr Brot sehr dünn schneiden mußten.«..

In diesem Vorgehen unserer Vorväter liegt zumindestens Klugheit. Sie wollten zuerst die dringlichsten Bedürfnisse befriedigen. Werden heute die dringlichsten Bedürfnisse befriedigt? Ich schrecke zurück vor dem Gedanken, mir eine unserer eleganten Wohnungen anzuschaffen; denn das Land ist noch nicht urbar gemacht für die menschliche Kultur. Wir müssen noch immer unser geistiges Brot dünner schneiden als unsere Vorfahren ihr Weizenbrot. Auch in den rauhesten Zeiten soll architektonischer Schmuck nicht fehlen. Wie das Muschelgehäuse sollten unsere Häuser dort in schönen Linien ausgeführt sein, wo sie unser Leben berühren. Statt dessen sind sie äußerlich überladen. Ich bin nämlich in einem oder zweien gewesen und weiß leider nur zu gut, wie sie innen aussehen.

Wir sind heute noch nicht so degeneriert, daß wir nicht in einer Höhle oder einem Wigwam leben oder uns in Felle kleiden könnten. Zweifellos ist es aber besser, die, wenn auch teuer erkauften, Vorteile zu nützen, die Erfindungsgeist und Fleiß der Menschheit bieten. In diesem Lande sind Bretter und Schindeln, Lehm und Ziegelsteine, selbst ganze Baumstämme, gut gebrannter Lehm und flache Steine leichter und billiger zu haben als passende Höhlen. Ich kann in dieser Frage mitreden, denn ich habe mich mit der Sache sowohl theoretisch als auch praktisch beschäftigt. Mit etwas mehr Verstand könnten wir diese Dinge so verwenden, daß wir reicher würden als die Reichsten sind und die

Kultur ein Segen wäre. Der zivilisierte Mensch ist ein klügerer Wilder mit größerer Erfahrung und Weisheit.

Aber nun will ich endlich zu meinem eigenen Versuch kommen! Gegen Ende März 1845 lieh ich mir eine Axt und wanderte hinab in die Wälder um den Waldensee, wo ich mir mein Haus bauen wollte. Als Bauholz fällte ich mir schlanke, hochgewachsene junge Tannen. Es ist schwierig, ganz ohne Leihen anzufangen; aber vielleicht ist das die zuvorkommendste Weise, den Mitmenschen ein Recht auf Interesse an dem eigenen Unternehmen zu geben. Der Eigentümer der Axt sagte mir, sie sei sein Augapfel, als er sie aus der Hand ließ. Ich gab sie ihm schärfer zurück, als ich sie bekommen hatte.

Ein idyllischer Hang war es, auf dem ich arbeitete. Durch Tannenstämme sah ich auf den See und eine Lichtung inmitten des Waldes, wo junge Tannen und Walnußbäumchen sproßten. Noch war das Eis auf dem See nicht geschmolzen, aber es gab schon einzelne offene Stellen, und die ganze Eisdecke war dunkel und wäßrig. Während der Tage, die ich dort arbeitete, kam ab und zu ein Schneegestöber. Auf dem Heimweg leuchtete aber gewöhnlich der Bahndamm mit seinen gelben Sandhängen im Dunst, und die Schienen glänzten in der Frühlingssonne. Lerchen, Kiebitze und andere Vögel hörte ich schon, die zurückgekommen waren, ein neues Jahr mit uns zu beginnen. Liebliche Frühlingstage waren das, in denen der Winter unsres Mißvergnügens taute wie die Erde und das erstarrte Leben sich zu regen begann. Eines Tages hatte sich meine Axt gelockert. Ich schnitt einen grünen Walnußschößling als Keil und trieb ihn mit einem Stein ein. Dann steckte ich die ganze Axt in ein Erdloch an der

Seebucht, damit das Holz quelle. Da sah ich eine gestreifte Schlange ins Wasser gleiten. Sie lag anscheinend ohne Unbehagen so lange auf dem Grunde, wie ich in der Nähe war, länger als eine Viertelstunde. Vielleicht war sie noch nicht ganz wieder aus der Erstarrung erwacht. Mir schien, daß die Menschen aus dem gleichen Grunde in ihrem dumpfen, primitiven Zustand verharren. Sie würden sich bestimmt zu einem höheren, vergeistigten Leben erheben, fühlten sie den Frühling aller Frühlinge anbrechen.

Am 1. April regnete es. Das Eis schmolz, und am frühen Morgen hörte ich eine einsame Schneegans wie ein Nebelgespenst über den See tappen. Sie schrie wie eine verirrte Seele.

Nur mit meiner schmalen Axt schlug und bearbeitete ich einige Tage lang Bauholz, auch Eckpfosten und Dachsparren. Viele mitteilbare oder gelehrte Gedanken hatte ich nicht, wenn ich vor mich hin sang:

»Die Menschen meinen, sie wüßten viel vom Leben;
Doch sieh, schon beginnen die Schwingen zu heben
Die Künste und die Wissenschaften
Und tausend andre Errungenschaften.
Da ist nicht einer, der mehr versteht,
Als daß der Wind weht.«..

Ich arbeitete dort im Walde nicht sehr lange täglich. Meist nahm ich mein Butterbrot zum Mittagessen mit hinaus und las die Zeitung, in die es eingepackt war, während ich mittags zwischen den Tannenzweigen saß. Sie gaben meinem Brot von ihrem würzigen Duft, denn eine dicke Harzschicht überzog meine Hände. Schon ehe ich meine Arbeit beendet hatte, war ich mehr Freund als Feind der Tannen, obwohl ich einige gefällt hatte. Manchmal lockte der Klang meiner Axt

einen Wanderer aus dem Wald herbei, und wir schwatzten vergnüglich inmitten der umherliegenden Späne. Mitte April etwa war mein Haus so weit, daß es zusammengesetzt und aufgerichtet werden konnte. Denn ich beeilte mich nicht sonderlich, im Gegenteil, ich genoß meine Arbeit. Schon vorher hatte ich die Waldhütte des Iren James Collins gekauft, um Bretter zu haben. James Collins arbeitete an der Fitchbury Eisenbahn. Seine Hütte galt für ungewöhnlich schön. Als ich zur Besichtigung vorsprach, war er nicht daheim. Ich ging außen um die Hütte herum, ohne daß man mich innen bemerkte, denn das Fenster lag hoch oben und weit zurück. Die Hütte war nicht groß. Man sah nicht viel mehr als das Giebeldach, denn ringsum lag der Schmutz gleich einem Misthaufen fünf Fuß hoch. Das Beste an der ganzen Hütte war noch das Dach, wiewohl brüchig und von der Sonne verzogen. Eine Türschwelle gab es nicht, wohl aber unter der Tür einen ständigen Durchschlupf für die Hühner. Frau Collins kam zur Tür und forderte mich auf, das Innere zu besichtigen. Die Hühner flohen vor mir ins Haus. Die Hütte war dunkel, muffig und ungesund, der Fußboden bestand größtenteils aus schmutziger Erde, nur hier und da lag ein Brett, das beim Transport zerfallen wäre. Frau Collins zündete eine Lampe an, um mir die Innenwände, das Dach und den Bretterfußboden unter dem Bett zu zeigen. Dabei warnte sie mich, nicht in den Keller zu treten, das war eine Art Kehrichtgrube von zwei Fuß Tiefe. Nach ihren eigenen Worten waren »die Bretter oben und rundherum gut und das Fenster auch«. Dieses Fenster hatte ursprünglich zwei heile Glasscheiben gehabt, jetzt benutzte es nur noch die Katze als Ausgang. Einen Herd gab es, ein Bett und einen Stuhl, ein Kind, das im Hause geboren war,

einen seidenen Schirm und einen Spiegel mit Goldrahmen. An einen Eichenpfosten hatte man eine neue Patentkaffeemühle genagelt. Das war alles. Der Handel war bald abgeschlossen, denn inzwischen war James nach Hause gekommen. Ich hatte ihm heute vier Dollar fünfundzwanzig Cent zu zahlen, und er würde morgen früh bis fünf Uhr ausziehen und die Hütte inzwischen nicht weiterverkaufen. Um sechs Uhr würde ich sie in Besitz nehmen. Es wäre gut, frühzeitig da zu sein, meinte er, um gewissen unklaren, gänzlich unberechtigten Forderungen auf Grundpacht und Feuerholz zuvorzukommen. Das seien aber die einzigen Schulden, versicherte er.

Um sechs Uhr begegnete ich ihm und seiner Familie auf der Landstraße. Ein großes Bündel enthielt all ihre Habe: Bett, Kaffeemühle, Spiegel und Hühner. Nur die Katze fehlte. Sie hatte sich in die Wälder davongemacht und war eine wilde Katze geworden. Das merkte ich später, als ich sie in einer Murmeltierfalle fand. Da war sie dann eine tote Katze.

Noch am gleichen Morgen brach ich die Hütte ab, zog die Nägel heraus und fuhr die Bretter in kleinen Wagenladungen zum Seeufer. Dort legte ich sie im Gras aus, damit sie bleichten und sich wieder gerade zogen. Eine frühe Drossel sang mir, als ich den Waldpfad entlangfuhr. Wie ich von einem jungen Irländer erfuhr, ließ Nachbar Seeley, auch ein Ire, während meiner Abwesenheit die noch verwendbaren geraden Nägel, Haken und Bolzen in seine Tasche verschwinden. Kam ich zurück, so stand er müßig herum und besah erstaunt die Zerstörung, völlig unbeteiligt und voller Frühlingsgedanken. Ihm fehle es an Arbeit, meinte er. Er versinnbildlichte das müßige Gaffen und ließ das anscheinend belanglose Ereignis so wichtig

erscheinen wie die Hinwegführung der Götterbilder aus Troja[1].

Meinen Keller grub ich in den südlichen Abhang des Hügels, wo früher ein Murmeltier seinen Bau gehabt hatte, hindurch durch Sumach- und Brombeerwurzeln und die letzten Spuren von Vegetation.. Das Graben machte mir besondere Freude. In fast allen Breiten graben die Menschen in die Erde, wenn sie gleichmäßige Temperatur suchen. Das prächtigste Stadthaus hat auch heute noch einen Keller, in dem man die Erdfrüchte aufbewahrt wie von jeher. Und noch lange nachdem die oberirdischen Bauten verschwunden sind, findet die Nachwelt ihre Spuren in der Tiefe. Das Haus ist schließlich nur eine Art Vorhalle am Eingang in die Grube.

Schließlich stellte ich Anfang Mai das Gerüst meines Hauses auf. Dabei ließ ich mir von einigen guten Bekannten helfen, mehr um die nachbarlichen Beziehungen zu vertiefen, als weil ich Hilfe gebraucht hätte. Kein Mensch wurde je höher geehrt durch das Ansehen seiner Helfer als ich[2]. Ich bin gewiß, daß ihnen bestimmt ist, eines Tages stolzere Gebäude zu errichten. Sobald Fußboden und Dach fertiggestellt waren, zog ich am 4. Juli in mein Haus ein. Die Bretter waren sorgfältig abgeschrägt und ineinandergefügt, es konnte also kein Regen eindringen. Aber ehe ich den Fußboden fertig dielte, legte ich den Grund zu einem Kamin. Dazu brachte ich in meinen eigenen Armen zwei Wagenladungen Steine vom See herauf. Den Kamin baute ich später im Herbst, nachdem ich mein Feld bestellt hatte, noch ehe ich ein wärmendes Feuer

[1] Anspielung auf die Eingangsverse von Vergils »Äneis« (I, 6). – [2] Zu Thoreaus Helfern gehörte u. a. Bronson Alcott (1799–1888), der Pädagoge unter den Transzendentalisten.

brauchte. Bis dahin kochte ich frühmorgens draußen auf der Erde. Das finde ich in mancher Hinsicht zweckmäßiger und angenehmer als die übliche Art des Kochens. War schlechtes Wetter, ehe mein Brot durchgebacken war, so befestigte ich ein paar Bretter über dem Feuer, saß darunter, gab auf mein Brot acht und verbrachte so manche schöne Stunde. Damals, als meine Hände soviel zu tun hatten, las ich wenig. Aber das kleinste Fetzchen Papier, das auf der Erde lag und mir als Topflappen oder Tischtuch diente, unterhielt mich großartig und erfüllte so denselben Zweck wie die Ilias.

Man sollte eigentlich noch überlegter bauen als ich. Denn was für eine Begründung haben Tür, Fenster, Keller und Bodenkammer in der Natur des Menschen? Vielleicht sollte man niemals oberhalb der Erde bauen, ehe sich ein gewichtigerer Grund dafür finden läßt als unser augenblickliches Bedürfnis. Der Mensch sollte sein Haus ebenso den Bedürfnissen anpassen wie der Vogel sein Nest.. Was ich heute an architektonischer Schönheit sehe, ist wohl allmählich von innen heraus gewachsen, aus den Anforderungen und der Eigenart des Bewohners, der ja der alleinige Erbauer ist, aus einer unbewußten Wahrhaftigkeit und Vornehmheit, ohne Rücksicht auf die äußere Wirkung. Wenn sich künftig weiterer Schmuck dieser Art entwickeln sollte, dann muß ihm eine ebenso unbewußte Schönheit des Lebens vorausgehen. Der Maler weiß sehr wohl, daß die interessantesten Wohnungen in diesem Lande die unscheinbarsten Blockhäuser und Hütten der Armen sind. Sie sind die Muschelschale um das Leben ihrer Bewohner, und nicht nur eine Besonderheit an der Außenseite macht sie malerisch. Genau so interessant wird die Vorstadtwohnung des Städters sein, wenn sein Leben

einfach und angenehm wirkt und er nicht nach architektonischen Effekten an seinem Hause strebt. Ein großer Teil der baulichen Schmuckformen ist in Wirklichkeit hohl. Ein Septembersturm reißt sie ab wie fremde Federn, ohne dem Gesamteindruck zu schaden. Wer keine Oliven und keinen Wein im Keller hat, kann ohne »Architektur« auskommen. Wenn nun ebenso viel Geschrei um die Schmuckformen des literarischen Stils gemacht würde und die Erbauer unserer Bibeln so viel Zeit auf die Verzierungen verwendeten wie die Erbauer unserer Kirchen! So macht man die *belles-lettres*, die *beaux-arts*[1] und ihre Professoren. Es ist für den Menschen wahrhaftig wichtig, in welcher Art ein paar Latten über oder unter ihn gelegt sind und welche Farbe auf seinen Verschlag geschmiert ist. Es würde von Bedeutung sein, wenn er selbst wohlbedacht Bau und Anstrich besorgte. Aber der Geist ist aus dem Bewohner gefahren, es ist gleich, ob man ein Haus oder einen Sarg baut – Grabarchitektur. »Baumeister« ist nur ein anderer Name für »Sargbauer«. Da sagt ein Mensch aus Verzweiflung oder Gleichgültigkeit: »Nimm eine Handvoll von der Erde zu deinen Füßen und bemale dein Haus mit dieser Farbe!« Denkt er an seine letzte, enge Wohnung? Das mögen die Würfel entscheiden. Welchen Überfluß an Zeit muß der Mann haben! Warum denn eine Handvoll Erde? Male lieber dein Haus nach deiner eigenen Gesichtsfarbe, laß es erröten und erblassen für dich. Auf diese Weise könnte man den Stil des Hausbaus verbessern. Wenn meine Verzierungen fertig sind, will ich sie anbringen.

Noch vor dem Winter baute ich einen Kamin und schützte die schon regendichten Wände meines Hauses

[1] Schöne Literatur, schöne Künste.

mit schlechten, noch grünen Schindeln aus den ersten Brettern jedes Stammes. Ihre Ränder mußte ich mit dem Hobel glätten.

So habe ich nun ein gut geschindeltes und verputztes Haus, zehn Fuß breit, fünfzehn lang und acht Fuß hoch, mit Bodenkammer und Stube, einem großen Fenster auf jeder Seite, mit zwei Falltüren und dem Backsteinkamin gegenüber der Eingangstür..

Sobald es mir paßt, werde ich ein Haus bauen, das wie dieses nur 28 Dollar kostet und doch alle Häuser der Hauptstraße von Concord an Großartigkeit und Pracht übertrifft.

So stellte ich fest, daß der Student, der ein Dach über dem Kopf haben möchte, eines für Lebenszeit haben kann und nicht mehr dafür zu bezahlen braucht als seine augenblickliche Jahresmiete. Ihr meint, ich übertreibe unerträglich? Meine Entschuldigung ist, daß ich es nicht meinetwegen, sondern um der Menschheit willen tue. Meine Unzulänglichkeiten und Ungereimtheiten tun der Wahrheit meiner Behauptung keinen Abbruch. Zwar kann ich die Spreu schwer von meinem Weizen sondern und schäme mich deshalb wie nur irgend jemand. Aber trotz Scheinheiligkeit und Heuchelei will ich in dieser Hinsicht frei atmen und mich strecken können. Das tut dem Geist und dem Körper wohl. Ich bin fest entschlossen, nicht aus Demut des Teufels Anwalt zu werden. Eine Lanze für die Wahrheit will ich brechen.

Im Cambridge College kostet eine Studentenbude, die nur wenig größer ist als mein Haus, jährlich 30 Dollar, obgleich die Gesellschaft den Vorteil hatte, daß sie zweiunddreißig solcher Zimmer Wand an Wand unter einem Dach bauen konnte. Der Mieter ist dadurch der Unannehmlichkeit vieler und lärmender Nachbarn

ausgesetzt und wohnt vielleicht im vierten Stock. Ich bin überzeugt: wären wir klüger, so würde nicht nur weniger Erziehung notwendig sein, denn wir hätten dann schon viel gelernt. Nein, es würden auch die Ausbildungskosten zu einem erheblichen Teil fortfallen. Die Annehmlichkeiten, die der Student in Cambridge oder irgendwo anders verlangt, kosten ihn oder einen anderen ein Zehnfaches an Lebenskraft als nötig wäre, wenn beide Seiten vernünftig vorgingen. Die kostspieligsten Dinge sind niemals diejenigen, die der Lernende am dringendsten braucht. Die Kolleggelder z. B. bilden einen erheblichen Posten in der Semesterrechnung. Für die bei weitem wertvollere Erziehung durch den Umgang mit den gebildetsten Menschen der Zeit aber wird keine Gebühr erhoben. Um ein College zu gründen, veranstaltet man meist eine Subskription von großen und kleinen Beträgen. Daraufhin wird das Prinzip der Arbeitsteilung blindlings durchgeführt – ein Prinzip, das man nur mit Vorsicht anwenden sollte. Man zieht nämlich schließlich einen Partner hinzu, der daraus eine Spekulation macht. Er stellt Iren oder andere Arbeiter an, die den Grund legen. Die Studenten bereiten sich unterdessen angeblich auf die Universität vor. Für solche Fehler müssen die folgenden Generationen dann büßen. Meiner Meinung nach wäre es besser für die Studenten oder die, die derlei Einrichtungen zu ihrem Vorteil benützen wollen, sie legten selbst den Grundstein dazu. Ein Student, der sich die erwünschte Muße und Zurückgezogenheit verschafft, indem er sich grundsätzlich vor jeder für den Menschen notwendigen Arbeit drückt, kann nur eine wertlose, unfruchtbare Muße gewinnen. Beraubt er sich doch selbst der Erfahrung, die allein die Freizeit fruchtbar macht. »Aber«, entgegnet mir

einer, »Sie wollen doch nicht etwa sagen, die Studenten sollten mit der Hand statt mit dem Kopf arbeiten?« Ganz so meine ich es nicht, aber der Fragesteller wird den Unterschied kaum merken. Ich meine nämlich, die Studenten sollten nicht Leben spielen, es nur studieren und sich von der Allgemeinheit unterhalten lassen für dieses teure Spiel. Sondern sie sollten das Leben ernsthaft von Anfang bis Ende leben. Können junge Menschen das Leben besser kennenlernen als durch den Versuch zu leben? Ich meine, das würde ihren Geist ebenso schärfen wie die Mathematik. Wenn ich einen Jungen etwas über Künste und Wissenschaften lernen lassen wollte, würde ich ihn nicht den allgemein üblichen Weg einschlagen lassen, also ihn einfach zu einem Professor schicken, wo alles andere gelernt und geübt wird, nur nicht die Kunst zu leben. Dort betrachtet er die Welt durch ein Teleskop oder ein Mikroskop, aber niemals mit den natürlichen Augen.

Er studiert Chemie und weiß nicht einmal, wie Brot gebacken wird. Oder er lernt ein Handwerk, nicht aber, wie er damit sein Geld verdient. Neue Satelliten des Neptuns entdeckt er, aber die Stäubchen im eigenen Auge übersieht er und erkennt nicht, welchem Taugenichts er selbst folgt. Er wird von all den umherschwärmenden Ungeheuern aufgefressen, während er die Untiere in einem Tropfen Essig betrachtet.

Wäre der Junge wohl am Ende eines Monats am weitesten vorangekommen, der sich sein Taschenmesser aus selbstgegrabenem und -geschmolzenem Erz gemacht und nur das Notwendigste dazu gelesen hätte – oder der Knabe, der unterdessen metallurgische Vorlesungen an der Hochschule hörte und ein Rodgers Taschenmesser von seinem Vater bekam? Wer von beiden würde sich am ehesten in den Finger schneiden?

Als ich die Universität verließ, erklärte man mir zu meiner Verwunderung, ich hätte Navigation studiert. Nun, ich wüßte mehr davon, wenn ich mich nur einmal hinunter in den Hafen begeben hätte. Sogar der mittellose Student lernt Nationalökonomie und wird in diesem Fach unterrichtet. °Jene Lebensökonomie aber, die man auch Philosophie nennen kann, wird nicht einmal ernsthaft an unseren Universitäten gelehrt. Infolgedessen bringt der Student unweigerlich seinen Vater in Schulden, während er Adam Smith, Ricardo und Say liest.

So wie mit unseren Universitäten ist es mit hundert anderen »modernen Errungenschaften«: wir täuschen uns. Nicht immer bedeuten sie tatsächlich einen Vorteil. Der Teufel verlangt von seiner ersten bis zur letzten Investierung Zins und Zinseszins auf Heller und Pfennig. Unsere Erfindungen sind meist schöne Spielsachen, die unsere Aufmerksamkeit vom Wesentlichen ablenken. Sie sind nur verbesserte Mittel zu einem unverbesserten Zweck, der nur allzu leicht zu erreichen war, so leicht, wie man mit der Eisenbahn von Boston nach New York kommt. Wir haben es furchtbar eilig, eine Telegraphenlinie von Maine nach Texas zu bauen. Aber vielleicht haben sich Maine und Texas gar nichts Wichtiges mitzuteilen. Es geht ihnen wie dem Manne, der sich eifrig bemühte, bei einer angesehenen schwerhörigen Dame eingeführt zu werden. Als er ihr dann vorgestellt wurde und man ihm das Ende ihres Hörapparates in die Hand gab, wußte er nichts zu sagen. Als ob die Hauptsache wäre, schnell zu reden, statt vernünftig zu reden. Wir wollen unbedingt den Ozean untertunneln, um die Alte Welt der Neuen ein paar Wochen näher zu bringen. Vielleicht dringt aber als erste Neuigkeit in das weit aufgerißne

Ohr Amerikas die Nachricht, daß die Prinzessin Adelaide den Keuchhusten hat. Schließlich bringt nicht der Reiter die wichtigste Botschaft, dessen Pferd in der Minute eine Meile zurücklegt. Weder ist er ein Evangelist, noch lebt er von Heuschrecken und wildem Honig. Ich bezweifle, daß das Rennpferd »Flying Childers«[1] jemals einen Sack Korn in die Mühle getragen hat.

Sagt mir einer: »Mich wundert, daß Sie nicht Geld sparen. Sie reisen doch gern. Sie könnten heute mit der Eisenbahn nach Fitchbury fahren und sich das Land ansehen.« Ich bin aber klüger, denn ich weiß aus Erfahrung, daß man zu Fuß am schnellsten reist. Ich verabrede mit meinem Freund: Wir wollen probieren, wer zuerst da ist. Die Entfernung beträgt siebzig Meilen, das Fahrgeld neunzig Cent. Das ist fast ein Tagelohn; ich kann mich erinnern, daß die Arbeiter an ebendieser Strecke täglich sechzig Cent erhielten. Also, ich mache mich jetzt zu Fuß auf und komme vor Dunkelheit hin. Schon wochenlang bin ich zu Fuß gereist. Unterdessen hast du dein Fahrgeld verdient und kommst morgen irgendwann an, vielleicht auch noch heute abend, wenn du das Glück hast, rechtzeitig Arbeit zu bekommen. Statt nach Fitchbury zu wandern, arbeitest du den größten Teil des Tages hier. Folglich würde ich dir wahrscheinlich immer voraus sein, und wenn die Eisenbahn um die ganze Welt führe. Und was gar die Kenntnis des Landes und Erfahrungen dieser Art anlangt, müßte ich dich künftighin ganz links liegenlassen.

Das ist das allgemeine Gesetz, dem kein Mensch je entrinnen kann. Es ist ebenso breit wie lang, könnte man in Hinsicht auf die Eisenbahn sagen. Wollte man

[1] Berühmtes englisches Rennpferd des 18. Jahrhunderts.

eine Eisenbahn rund um die Welt bauen, die alle Menschen benutzen könnten, dann wäre das so gut, als ebnete man die gesamte Erdoberfläche. Die Menschen ahnen dunkel, daß sie letzten Endes alle irgendwohin fahren werden, in kürzester Zeit und umsonst, dann nämlich, wenn man diese Geschäftigkeit mit Kapital und Schaufel lange genug fortsetzt. Wohl drängt die Menge zum Bahnhof, und der Schaffner ruft »Alles einsteigen!« Wenn aber der Dampf abgeblasen ist und sich der Rauch verzogen hat, wird sich zeigen, daß nur wenige fahren, die übrigen aber werden überfahren. Man wird dann von einem »bedauerlichen Unfall« sprechen – und das ist es ja auch. Ganz sicher darf schließlich fahren, wer sein Fahrgeld verdient hat. Wenn er so lange lebt, heißt das. Aber bis dahin hat er wahrscheinlich Leistungsfähigkeit und Reiselust verloren. So bringt man die besten Jahre seines Lebens damit zu, Geld zu verdienen, um in den wertlosesten eine fragwürdige Freiheit genießen zu können. Das erinnert mich an jenen Engländer, der zuerst in Indien ein Vermögen erwarb, um dann in England als Dichter leben zu können. Er hätte von Anfang an unterm Dach wohnen sollen. »Was?« fahren eine Million Irländer aus ihren Holzhütten auf, »ist etwa die Eisenbahn, die wir bauen, nichts Vernünftiges?« »O ja«, antworte ich, »sie ist verhältnismäßig gut, jedenfalls hättet ihr Dümmeres tun können. Da ihr aber meine Brüder seid, wünschte ich, ihr hättet eure Zeit nützlicher verwendet und zu einem besseren Zweck als zu dieser Schmutzbuddelei.«

Noch ehe mein Haus fertiggestellt war, wollte ich mir einige Dollar verdienen, um unvorhergesehene Ausgaben zu bestreiten. Ich bepflanzte also etwa zweieinhalb Morgen leichten Sandbodens nahe dem Hause

mit Bohnen, einen kleinen Teil auch mit Kartoffeln, Mais, Erbsen und Rüben.. Mais und Rüben wurden so spät im Jahr nichts mehr. Ich erntete 12 Scheffel Bohnen, 18 Scheffel Kartoffeln, dazu einige Erbsen und Mais.. Alles in allem genommen, glaube ich, daß das mehr war als irgendein Bauer in Concord erzielte, vor allem, wenn man den hohen Wert der Menschenseele und der Zeit bedenkt. Dabei hatte ich nur kurze Zeit für meinen Versuch; vielleicht war er gerade deshalb so erfolgreich.

Im nächsten Jahr hatte ich eine noch bessere Ernte, denn ich grub alles brauchbare Land um, etwa ein Drittel Morgen, und lernte aus der Erfahrung zweier Jahre, mich nicht im geringsten von den vielen berühmten Werken über Landwirtschaft beeinflussen zu lassen. Wer einfach leben will, braucht nur eine kleine Fläche zu bebauen. Es kommt billiger, mit dem Spaten umzugraben als mit Ochsen zu pflügen, man wählt auch besser ein neues Stück Land, statt das alte zu düngen. Auch kann man die ganze Landarbeit im Sommer nebenbei, gleichsam mit der linken Hand, erledigen. Man ist nicht gebunden an Ochsen oder Pferd, Kuh oder Schwein, wie das heutzutage der Fall ist. Ich möchte unvoreingenommen über dieses Thema sprechen als einer, der nicht interessiert ist an Erfolg oder Mißlingen der gegenwärtigen wirtschaftlichen und sozialen Einrichtungen. Ich war unabhängiger als jeder andere Bauer in Concord, denn ich war nicht an Haus oder Farm geschmiedet, sondern konnte den ständig wechselnden Neigungen meiner Natur folgen. Außerdem war ich schon jetzt besser daran als alle anderen. Mein Haus hätte abbrennen können oder meine Ernte mißraten, und ich wäre nicht ärmer gewesen als zuvor.

Ich kann von der Vorstellung nicht loskommen, daß die Menschen nicht so sehr ihre Herden halten, als daß vielmehr die Herden die Menschen halten. Denn die Tiere sind ja viel freier. Mensch und Ochse tauschen die Arbeit. Denkt man aber nur an die notwendige Arbeit, so ist der Ochse bei weitem im Vorteil, sein Landbesitz ist ungleich größer. Der Mensch erledigt einen Teil der eingetauschten Arbeit in den sechs Heuwochen, und das ist kein Kinderspiel. Ganz bestimmt würde kein Volk, das einfach lebt, also kein Volk von Weisen, den Fehler machen, Tiere für sich arbeiten zu lassen. Freilich, es hat niemals einen Staat der Weisen gegeben und wird ihn wahrscheinlich niemals geben. Ich weiß auch gar nicht, ob das wünschenswert wäre. Wie dem auch sei, ich hätte jedenfalls niemals ein Pferd oder einen Bullen gezähmt und gefüttert, damit er irgendeine Arbeit für mich tue; schon aus Angst, Pferdeknecht oder Hirte zu werden. Wenn auch die Menschheit anscheinend gewinnt, indem sie das Tier für sich arbeiten läßt, wissen wir denn wirklich, daß, was dem einen recht ist, dem anderen billig ist? Hat der Stalljunge so viel Grund zur Zufriedenheit wie sein Herr? Zugegeben, manche öffentlichen Leistungen hätten ohne tierische Hilfe nicht vollbracht werden können. Mag der Mensch diesen Ruhm immerhin mit Ochs und Pferd teilen. Ist damit jedoch erwiesen, daß er nicht auch Werke allein geschaffen hätte, die ihm zu größerem Ruhm gereichten? Wenn die Menschen anfangen, nicht nur überflüssige und künstliche, sondern üppige und eitle Arbeit mit Hilfe der Tiere zu tun, dann ist es unvermeidlich, daß einige wenige all die Austauscharbeit tun oder, anders gesagt, zu Sklaven der Stärkeren werden. So arbeitet der Mensch nicht nur für das Tier in sich, er arbeitet sym-

bolisch auch für die Tiere um sich herum. Obgleich es bei uns feste Ziegel- und Steinhäuser gibt, wird doch der Wohlstand eines Bauern noch immer daran gemessen, wie weit der Stall das Haus überragt. Von unserer Stadt sagt man, sie habe die größten Kuh- und Pferdeställe in der Gegend und stehe mit den öffentlichen Gebäuden auch nicht zurück. Aber sie hat nur wenige Bauten für freien Gottesdienst und freie Rede. Könnten nicht die Völker statt durch Architektur auch durch die Macht abstrakten Denkens ihr Andenken bei der Nachwelt erhalten? Wieviel eindrucksvoller als alle Ruinen des Orients ist doch die Bhagavad-Gita! Türme und Tempel sind Fürstenluxus. Ein unverbildeter, unabhängiger Geist arbeitet nicht auf Geheiß eines Fürsten. Der Genius ist nicht Lehnsmann eines Kaisers, er bildet auch nicht in Silber, Gold oder Marmor, jedenfalls nur zum kleinsten Teil. Wozu, frage ich, wird so viel Stein behauen? Als ich in Arkadien war, sah ich keinen Menschen Steine klopfen. Die Völker sind besessen von einem ungesunden Streben, ihr Andenken durch einen Haufen behauener Steine zu erhalten. Warum verwenden sie nicht gleiche Mühe darauf, ihre Sitten zu glätten und zu polieren? Ein guter Gedanke wäre ein besseres Denkmal als ein Monument, das bis zum Monde reicht. Ich habe Steine lieber an ihrem natürlichen Ort. Die Größe Thebens war nur gewöhnlich. Eine fünf Meter lange Steinmauer um das Feld eines braven Mannes ist eindrucksvoller als ein hunderttoriges Theben, das sich viel weiter vom wahren Leben entfernt hat. Barbarische und heidnische Religionen und Kulturen bauen prächtige Tempel. Das sogenannte Christentum tut das nicht. Die meisten der von einem Volk behauenen Steine kommen seinem Grabe zugute. Es begräbt sich bei lebendigem

Leibe. An den Pyramiden ist nichts so erstaunlich, als daß sich so viele Menschen dazu hergaben, ein Grabmal für einen ehrgeizigen Hanswurst zu errichten. Klüger und menschlicher wäre es gewesen, ihn im Nil zu ersäufen und seinen Leichnam den Hunden preiszugeben. Vielleicht könnte ich für beide Teile eine Entschuldigung finden, aber dazu habe ich keine Zeit. Glaube und Kunstliebe der Bauherren sind in der ganzen Welt gleich, ob es sich um einen ägyptischen Tempel handelt oder um die Bank der Vereinigten Staaten. In jedem Falle übersteigen die Kosten den Wert. Das Hauptmotiv ist die Eitelkeit, verstärkt durch die Vorliebe für Knoblauch mit Butterbrot. Herr Balcom, ein vielversprechender junger Architekt, zeichnet den Plan mit spitzem Stift und Lineal auf die Rückseite seines Vitruv; die Ausführung wird einer großen Bauunternehmung übertragen. Wenn an die dreißig Jahrhunderte auf den Bau herabgeblickt haben, beginnt die Menschheit daran emporzublicken. Zu euren hohen Türmen und Denkmalen kann ich euch nur erzählen: es gab in dieser Stadt mal einen verrückten Kerl, der sich bis China durchgraben wollte. Angeblich kam er so weit, daß er die chinesischen Töpfe und Kessel klappern hörte. Aber ich glaube, ich werde nicht von meiner Bahn abweichen, um sein Werk zu bewundern. Viele interessieren sich nur dafür, wer denn die Baudenkmäler in West oder Ost errichtet habe. Mir dagegen wäre viel wissenswerter, wer in jenen Tagen nicht gebaut hat, wer über derlei Firlefanz erhaben war.

Aber ich will in meiner Aufstellung fortfahren.

Ich betreibe so viele Handwerke, als ich Finger habe. So verdiente ich mir nebenbei im Dorf 13 Dollar mit Landvermessung, Tischlerei und Gelegenheitsarbeiten verschiedener Art..

Tatsächlich verbrauchte ich in acht Monaten für Lebensmittel alles in allem über 8 Dollar. Ich würde meine Schuld nicht ohne Erröten veröffentlichen, wüßte ich nicht, daß die meisten Leser gleich mir schuldig sind und ihre Taten gedruckt auch nicht besser aussehen würden. Im nächsten Jahr fing ich mir manchmal ein Gericht Fische zu Mittag. Einmal schlachtete ich sogar ein Murmeltier, das mein Feld verwüstet hatte – ein Tatar würde sagen, ich veranlaßte seine Seelenwanderung. Ich aß es mehr um des Versuches willen. Aber obgleich es mir im Augenblick trotz seines Moschusgeschmacks mundete, sah ich ein, daß das auf die Dauer nichts war, selbst wenn man sein Murmeltier vom Schlächter im Dorf herrichten ließe.

Während der gleichen Zeit beliefen sich meine Ausgaben für Kleidung, Öl, Haushaltdinge und verschiedenes andere, über das man hier freilich nichts Näheres erfährt, auf 10 Dollar 40 Cent. Waschen und Flicken wurde außer Haus gemacht, die Rechnungen dafür liegen noch nicht vor.. Das sind dann aber restlos alle Wege, auf denen das Geld in der Welt wandert.

Abgesehen von diesen Dingen betrugen meine Geldausgaben für Haus, Landwirtschaft, Nahrung, Kleidung, Öl usw. in einem Jahr insgesamt 62 Dollar.

Ich wende mich jetzt an diejenigen meiner Leser, die ihren Lebensunterhalt verdienen müssen. Um diese Ausgaben zu decken, verkaufte ich meine landwirtschaftlichen Erzeugnisse und verdiente mit Taglohn insgesamt 36 Dollar.

Diese Summe von den Ausgaben abgezogen, ergibt einen Überschuß von etwas mehr als 25 Dollar. Das entspricht fast genau dem Kapital, mit dem ich begann, und den erwarteten Ausgaben.

Auf der Haben-Seite aber steht außer der gewonne-

nen Muße, Unabhängigkeit und Gesundheit ein bequemes Haus, das mir gehört, solange ich es bewohnen will.

Diese Aufstellung mag wohl unverbindlich und daher wenig aufschlußreich erscheinen; dennoch ist sie ziemlich vollständig und hat einen gewissen Wert. Ich habe über alles Rechenschaft abgelegt, das mir zur Verfügung stand..

Meine Nahrung bestand für die zwei folgenden Jahre aus Mais- und Weizenmehl ohne Sauerteig, Kartoffeln, Reis, ein wenig eingesalzenem Schweinefleisch, Sirup und Salz. Eigentlich hätte ich hauptsächlich von Reis leben sollen, schätzte ich doch die indische Philosophie so hoch. Um den Einwürfen einiger Erznörgler zu begegnen, kann ich auch eingestehen, daß ich gelegentlich auswärts aß, wie ich es immer getan habe und wohl auch weiter halten werde. Oft tat ich es zum Schaden meiner häuslichen Ordnung. Da ich aber, wie betont, regelmäßig auswärts aß, wird die vergleichende Zusammenstellung durch diesen Posten nicht unstimmig.

Aus den Erfahrungen dieser zwei Jahre lernte ich, daß es unglaublich geringe Mühe macht, die notwendigen Nahrungsmittel auch unter diesem Breitengrad aufzubringen. Ein Mensch kann ebenso einfach wie die Tiere leben und dennoch kräftig und gesund bleiben.. Was kann denn, bitte, ein vernünftiger Mensch in Friedenszeiten am Alltag mehr verlangen als eine genügende Anzahl gekochter grüner Maiskolben mit Salz? Schon die kleine Abwechslung, die ich mir leistete, war ein Zugeständnis an die Ansprüche des Appetits und nicht an die der Gesundheit. Aber die Menschen haben es so weit gebracht, daß sie häufig nicht aus Mangel am Nötigen, sondern aus Mangel an Leckerbissen ver-

hungern. Ich kenne eine brave Frau, die meint, ihr Sohn sei gestorben, weil er nur Wasser trank.

Der Leser merkt, daß ich die Angelegenheit mehr von der wirtschaftlichen als von der ernährungsmäßigen Seite behandle. Er wird nicht versuchen wollen, meine Enthaltsamkeit auf die Probe zu stellen, wenn er nicht eine wohlgefüllte Vorratskammer hat.

Mein Brot machte ich anfangs nur aus Maismehl und Salz, echte Maismehlkuchen, im Freien auf einer Schindel oder einem Stück abgefallenen Zimmerholzes über dem Feuer gebacken. Aber gewöhnlich verräucherten die Brote und schmeckten harzig. Ich versuchte es auch mit Weizenmehl. Schließlich fand ich eine Mischung von Mais- und Weizenmehl besonders geeignet und wohlschmeckend. Bei kaltem Wetter war es kein geringes Vergnügen, mehrere kleine Laibe dieser Art nacheinander zu backen und sie so sorgfältig zu bewachen und zu drehen wie der Ägypter seine Bruteier. Das waren Früchte der Ceres, die ich hatte reifen sehen. Für mein Empfinden glich ihr Wohlgeschmack dem anderer edler Früchte. In Tücher gewickelt ließ ich die Brote solange wie möglich liegen. Ich studierte die uralte und unerläßliche Kunst des Brotbackens bei allen erreichbaren Autoritäten. Mit den primitiven Zeiten fing ich an, wo das ungesäuerte Brot erfunden wurde und die Menschen nach wilden Nüssen und Fleisch zuerst diese milde Verfeinerung der Nahrung erreichten. Allmählich kam ich über jene zufällige Säuerung des Teigs, die mutmaßlich den Gärungsprozeß lehrte, durch die verschiedenen späteren Säuerungsarten bis zum »guten, süßen, bekömmlichen Brot«, das da ist der Stab des Lebens. Manche halten die Hefe für die Seele des Brotes, den »*spiritus*«, der sein Zellgewebe erfüllt und sorglich gehütet wird wie

das vestalische Feuer. Hefe wurde zuerst in einer kostbaren Flasche auf der »Mayflower« nach Amerika herübergebracht und versorgte den Erdteil. Ihr Einfluß steigt, in vielen Getreidewellen verbreitet sie sich über das Land. Diesen Grundstoff verschaffte ich mir regelmäßig und getreulich aus dem Dorf, bis ich eines Morgens die Vorschriften vergaß und meine Hefe brühte. Durch diesen Zufall entdeckte ich, daß auch sie nicht unbedingt notwendig ist – denn ich machte meine Entdeckung nicht am synthetischen, sondern am analytischen Verfahren. Seither bin ich gut ohne Hefe ausgekommen, obgleich mir die meisten Hausfrauen ernsthaft versicherten, es gäbe kein gutes, zuträgliches Brot ohne Hefe. Ältere Leute prophezeiten mir gar einen schnellen Kräfteverfall. Ich finde jedoch, Hefe ist kein wesentlicher Bestandteil des Brotes. Nachdem ich ein paar Jahre ohne sie auskam, wandle ich noch immer unter den Lebenden. Auch bin ich froh, nun nicht mehr diese entwürdigende Flasche in der Tasche tragen zu müssen, die zu meinem Ärger manchmal explodierte und ihren Inhalt verspritzte. Es ist viel einfacher und würdiger, die Hefe wegzulassen. Der Mensch kann sich besser als jedes andere Lebewesen allen Gegebenheiten und Witterungsverhältnissen anpassen. Ich tat auch kein Hirschhornsalz, keine Säuren oder Alkalien in mein Brot. Anscheinend verfuhr ich nach dem Rezept des Marcus Portius Cato aus dem 2. Jahrhundert v. Chr.: »*Panem depsticium sic facito. Manus mortariumque bene lavato. Farinam in mortarium indito, aquae paulatim addito, subigitoque pulchre. Ubi bene subegeris, defingito, coquitoque sub testu*[1].« Nach meiner Ansicht heißt das soviel wie: »Geknetetes Brot mache folgendermaßen. Wasche

[1] Cato, *De agri cultura*, Kap. 7.

deine Hände und den Backtrog sorgfältig. Schütte das Mehl in den Trog, füge langsam Wasser hinzu und knete den Teig gut durch. Wenn das geschehen ist, forme Laibe und backe sie zugedeckt«, d. h. im Backofen. Von Hefe kein Wort. Aber nicht immer aß ich diesen Stab des Lebens. Einmal sah ich einen Monat lang kein Brot, weil meine Kasse gründlich leer war.

Jeder Neuengländer könnte in diesem Land des Roggen- und Maisbaus leichtlich selbst ziehen, was er zum Brotbacken braucht, statt von entfernten, schwankenden Märkten abhängig zu sein. Aber wir sind so weit von jeder Einfachheit und Unabhängigkeit entfernt, daß in Concord selten frisches Maismehl in den Läden verkauft wird und kaum jemand grobes Maismehl und Maiskörner verwendet. Gewöhnlich verfüttert der Bauer das selbstgebaute Getreide an Rinder und Schweine und kauft im Laden Weizenmehl, das bestimmt nicht nahrhafter, wohl aber teurer ist. Ich sah, daß ich mühelos meine ein, zwei Scheffel Roggen und Mais selbst anbauen konnte, denn Korn wächst auf dem schlechtesten Boden, und Mais verlangt nicht den besten. Die Körner mahlte ich in der Handmühle und kam so ganz ohne Reis und Schweinefleisch aus. Durch Probieren fand ich heraus, daß ich aus Kürbis oder Rüben sehr guten Sirup machen konnte, wenn ich starke Süßigkeit brauchte. Oder ich pflanzte einige Ahornbäume, dann kam ich noch leichter dazu. Während sie heranwuchsen, benutzte ich die genannten Ersatzmittel. Denn wie unsere Väter sangen:

»Wir brauen Liköre nach unsrem Belieben
Aus Walnußbaumrinde, aus Kürbis und Rüben.«

Um schließlich Salz, das gröbste Gewürz, zu bekommen, hätte ich Anlaß zu einer Reise an die Meeres-

küste gehabt. Wahrscheinlich brauchte ich weniger Wasser, wenn ich ohne Salz auskäme. Meines Wissens bemühten sich die Indianer niemals um Salz.

Ich kam also ohne jedes Handeln oder Tauschen für Nahrungsmittel aus, und da ich schon ein Obdach habe, muß ich nur noch für Kleidung und Feuerholz sorgen. Die Hosen, die ich trage, wurden in einem Bauernhaus gewebt – Gott sei Dank gibt es noch so viel Handfertigkeit unter den Menschen. Ich halte nämlich den Abstieg vom Bauern zum Arbeiter für ebenso groß wie den vom Menschen zum Bauern..

Es gibt eine gewisse Klasse Ungläubiger, die mich manchmal fragen: Ob ich meinte, nur von Pflanzenkost leben zu können. Um gleich zum Kern der Sache zu kommen – und der Kern liegt im Glauben –, antworte ich ihnen gewöhnlich, daß ich auch von Holznägeln leben kann. Verstehen sie das nicht, dann können sie von meinen Worten überhaupt nicht viel verstehen. Ich jedenfalls freue mich immer, wenn ich von Versuchen dieser Art höre. Daß etwa ein junger Mann zwei Wochen lang nur von hartem, ungekochtem Mais direkt vom Kolben lebte und ausschließlich seine Zähne als Mühlsteine benutzte. Die Sippe der Eichhörnchen macht es ähnlich und war erfolgreich. Die Menschheit hat ein Interesse an solchen Versuchen, über die ein paar alte Weiber die Hände zusammenschlagen, weil sie unfähig dazu sind und Mühlenaktien besitzen.

Meine Einrichtung fertigte ich mir teilweise selbst an, die restlichen Kosten sind oben aufgeführt. Ich hatte Bett, Tisch und Schreibpult, drei Stühle, einen Spiegel von 3 Zoll[1] Durchmesser, Rost und Feuerzange, Kessel, Tiegel und Bratpfanne, dazu Schöpflöffel, Wasch-

[1] 1 Zoll = 2,54 cm.

schüssel, zwei Paar Eßbestecks, drei Teller, Tasse und Löffel, auch einen Krug für Öl und einen für Sirup und schließlich eine lackierte Lampe. Keiner ist so arm, daß er auf einem Kürbis sitzen müßte. Tut er es doch, dann weiß er sich nicht zu helfen. In den Rumpelkammern des Dorfes gibt es massenhaft Stühle der Art, die ich am meisten liebe, man braucht sie nur zu holen. Möbel! Gott sei Dank kann ich ohne Hilfe eines Möbellagers sitzen und stehen. Welcher Mensch – er sei denn ein Philosoph – würde sich nicht schämen, seine Möbel in einen Wagen geladen und über Land gefahren zu sehen, einen Bettelkram von leeren Schachteln, dem Licht des Himmels und den Augen der Menschen preisgegeben.. Wenn ich mir solch eine Ladung näher besah, konnte ich niemals erraten, ob sie einem sogenannten Reichen oder einem Armen gehörte. Der Eigentümer mußte in jedem Falle mit Armut geschlagen sein. Wahrhaftig, je mehr ihr von solchem Trödel habt, desto ärmer seid ihr. Jede solche Wagenladung sieht aus, als wäre sie das Inventar von einem Dutzend Hütten. Ist schon eine Hütte armselig, dies ist dutzendfach armselig. Du meine Güte, wozu ziehen wir denn um, wenn nicht, um unsere Möbel, unsere *exuviae*[1], loszuwerden. Wollen wir doch letzten Endes von dieser Welt in eine andere, neueingerichtete wandern, die alte aber mag zurückbleiben und verbrannt werden. Es ist fast so, als würde dieser ganze Plunder einem Mann an den Gürtel gehängt und er könnte nicht durch das rauhe Land ziehen, das uns das Schicksal zuwies, ohne dies alles mitzuschleppen – seine eigene Falle. Der Fuchs war gut daran, der seinen Schwanz in der Falle ließ. Die Moschusratte nagt sich auch das dritte Bein ab, um frei zu sein. Ist es ver-

[1] Die abgelegte Haut der Schlange, die (abgelegte) Kleidung.

wunderlich, daß der Mensch seine Beweglichkeit verloren hat? Wie oft gerät er in die Klemme. »Darf ich mir erlauben, zu fragen, was Sie mit dieser Klemme meinen?« Hast du Augen, so siehst du all sein Eigentum hinter dem Menschen, dem du begegnest, und dazu noch vieles, das er angeblich nicht besitzt. Das geht bis zum Küchengerät und all dem Kram, den er nicht verbrennen mag. Er scheint vorgeschirrt zu sein und versucht nun, mit seiner Last so schnell als möglich voranzukommen. Ich meine, der Mann ist in der Klemme, wenn er durch ein Astloch oder ein Tor gekommen ist, wo ihm seine Schlittenladung Möbel nicht nachfolgen kann. Ich habe Mitleid, wenn ich einen gut gekleideten, behäbigen Mann, gestiefelt und gespornt und anscheinend frei, davon sprechen höre, daß seine »Möbel« versichert sind oder nicht. »Ja aber, was soll ich denn mit meinen Möbeln machen?« Dann ist mein bunter Schmetterling in einem Spinnennetz gefangen. Bei näherer Erkundigung wird sich herausstellen, daß selbst diejenigen in irgendeiner Scheune Möbel untergestellt haben, von denen man lange Zeit glaubte, sie hätten keine. Das heutige England kommt mir vor wie ein alter Herr, der mit einem Haufen Gepäck reist, lauter Plunder, der sich während langer Jahre im Haus ansammelte und den zu verbrennen er keinen Mut hat: ein großer Koffer, ein kleiner, Hutschachtel und Plaid. Die drei ersten kannst du getrost wegwerfen! Es würde heute die Kraft eines Gesunden übersteigen, sein Bett zu nehmen und zu wandeln. Ich würde einem Kranken wahrscheinlich raten, sein Bett liegenzulassen und davonzulaufen Traf ich einen Flüchtling, der unter einem Bündel schwankte, das all seine Habe enthielt – es sah aus wie ein riesiger Buckel, der aus seinem Genick heraus-

wuchs, so habe ich diesen Mann bemitleidet; aber nicht, weil er nicht mehr besaß, sondern weil er so viel zu tragen hatte. Wenn ich schon meine eigene Falle hinter mir herschleppen muß, will ich wenigstens dafür sorgen, daß sie leicht ist und nicht meine Lebenskräfte wegschnappt. Aber wahrscheinlich wäre es klüger, die Pfote nicht erst hineinzustecken.

Beiläufig möchte ich bemerken, daß ich für Gardinen nichts ausgeben muß. Denn ich brauche keine Gaffer auszuschließen außer Sonne und Mond, und die lasse ich gern hereinschauen. Der Mond wird weder meine Milch sauer machen noch meinen Braten verderben. Die Sonne schadet meinen Möbeln nichts und kann meinen Teppich nicht bleichen. Und sie ist mitunter ein reichlich heißer Gast, dann finde ich es billiger, mich hinter irgendeinen Vorhang zurückzuziehen, für den die Natur gesorgt hat, als der Einrichtung auch nur einen neuen Gegenstand hinzuzufügen. Eine Dame bot mir einmal eine Matte an, aber da ich keinen Platz im Hause hatte und nicht die Zeit, die Matte draußen oder drinnen auszuklopfen, schlug ich es ihr ab und zog vor, meine Schuhe am Gras vor der Tür abzuputzen. Man soll schon den Anfang des Übels vermeiden.

Kürzlich war ich auf einer Auktion, wo der Nachlaß eines Geistlichen versteigert wurde, der sich im Leben gut einzurichten gewußt hatte: –

»Was Menschen Übles tun, das überlebt sie..«[1]

Wie üblich, war ein großer Teil Plunder, der sich seit seines Vaters Lebzeiten angesammelt hatte. Unter anderem gab es da einen getrockneten Bandwurm.

[1] Zitat aus der Rede des Marcus Antonius in Shakespeares »Julius Caesar«, III/2.

Nachdem der Kram ein halbes Jahrhundert auf der Bodenkammer und in anderen Staubhöhlen herumgelegen hatte, wurde er nun nicht etwa verbrannt. Statt damit ein Freudenfeuer zu entfachen oder eine reinigende Zerstörung zu veranstalten, machte man eine Auktion und vermehrte den Plunder. Die Nachbarn kamen eifrig herbei, um alles zu besichtigen, kauften auch alles und schafften es sorglich in ihre Bodenkammern und Staublöcher, damit es dort liege, bis einmal ihre Hinterlassenschaft durchgesehen wird. Dann wandern die Sachen weiter. Wenn der Mensch stirbt, wirbelt er den Staub auf.

Wir könnten doch mit Vorteil die Sitten mancher wilden Völker nachahmen, denn sie schütteln wenigstens symbolisch alljährlich ihren Staub ab. Sie haben die richtige Vorstellung, mag auch die Verwirklichung fehlen. Wäre es nicht gut, wir feierten auch solch einen »Busk« oder ein »Fest der ersten Früchte«, wie es nach Bartram die Mucclasse-Indianer veranstalten? »Sie versehen sich erst mit neuer Kleidung und Hausgeräten«, schreibt er, »sammeln dann alle abgetragenen Kleider und schmutzigen Sachen, säubern und scheuern Häuser und Plätze, ja die ganze Stadt von ihrem Schmutz. Den werfen sie zusammen mit dem restlichen Getreide und anderen alten Vorräten auf den großen Scheiterhaufen und verbrennen alles.. Nach dreitägigem Fasten entfacht der Priester das neue Feuer auf dem Marktplatz, und jedes Haus wird von dort aus mit der frischen, reinen Flamme versehen.. Danach wird ausgiebig gefeiert.«

Eine ähnliche Reinigung begehen die Mexikaner jeweils nach zweiundfünfzig Jahren..

Von einem echteren Sakrament habe ich kaum je gehört. Denn nach der Erklärung des Lexikons ist das

Sakrament »das äußere und sichtbare Zeichen eines innerlichen, geistigen Gnadenakts«. Für mich besteht kein Zweifel, daß diese Stämme vom Himmel selbst zu ihrem Tun inspiriert wurden, wenn sie auch keinen biblischen Bericht über die Offenbarung haben.

Mehr als fünf Jahre lang erhielt ich mich nur durch meiner Hände Arbeit und fand, daß ich alle Ausgaben des Lebensunterhaltes bestreiten konnte, wenn ich jährlich etwa sechs Wochen arbeitete. Den ganzen Winter hindurch und fast den ganzen Sommer konnte ich mich frei und unbehelligt dem Studium widmen. Ich habe es mit dem Lehrberuf gründlich versucht, fand aber, daß meine Ausgaben im Verhältnis oder vielmehr nicht im Verhältnis zu meinen Einnahmen standen. Denn ich mußte mich entsprechend kleiden, mußte lernen, vom Denken und vom Glauben zu schweigen. Ich verlor also nur meine Zeit bei diesem Unternehmen. Es war ein Fehlschlag, weil ich nicht zum Wohle meiner Mitmenschen lehrte, sondern nur um des Geldverdienstes willen. Auch mit dem Handel versuchte ich es. Aber ich sah, daß man da zehn Jahre braucht, um es zu etwas zu bringen, und daß ich dann mutmaßlich auf dem Weg zur Hölle wäre. Ich hatte tatsächlich Angst, ich könnte bis dahin ein gutes Geschäft machen, wie man das so nennt. Wenn ich mich früher nach einem Lebensunterhalt umschaute, dachte ich oft und ernsthaft daran, Heidelbeeren zu sammeln. Dieser traurige Versuch ist mir noch deutlich in Erinnerung. Ich wollte damit den Wünschen einiger Freunde nachkommen, die meine Kräfte nützlich eingesetzt wissen wollten. Ich hätte wohl Heidelbeeren suchen können, und der Erlös hätte auch ausgereicht. Meine größte Kunst ist von jeher gewesen, mit wenig auszukommen. Diese Tätigkeit erforderte nur wenig

Geld und geringe Veränderung meiner gewohnten Lebensführung, dachte ich Narr. Während meine Bekannten ohne Zögern in den Handel oder in sonstige Berufe gingen, hielt ich meine Beschäftigung der ihren durchaus für ebenbürtig. Den ganzen Sommer lang auf den Hügeln umherstreifen, die Beeren pflücken, die mir in den Weg kamen, und später beliebig darüber verfügen, das hieß, die Herden des Admetus hüten. Ich malte mir auch aus, ich könnte wilde Kräuter sammeln oder den Dorfbewohnern Immergrün bringen, denn sie ließen sich gern an die Wälder erinnern. Oder ich hätte alles fuderweise in die Stadt schaffen können. Aber ich habe inzwischen gelernt, daß der Handel allen Waren zum Fluch wird. Mag man auch himmlische Botschaften feilbieten, der ganze Fluch des Gewerbetreibens liegt auf dem Unternehmen.
Ich ergriff manches, verwarf anderes, am höchsten aber schätzte ich meine Freiheit. Ich konnte einen schweren Weg haben und trotzdem glücklich sein. Jedenfalls wollte ich meine Zeit jetzt noch nicht damit hinbringen, mir wertvolle Teppiche und prächtige Möbel, Leckereien und ein Haus im griechischen oder gotischen Stil zu verdienen. Wenn es Menschen gibt, denen der Erwerb dieser Dinge kein Umweg ist und die mit dem Erworbenen zu leben wissen, überlasse ich ihnen die Jagd danach. Manche sind »geschäftig« und scheinen die Arbeit um ihrer selbst willen zu lieben oder vielleicht, weil sie dadurch vor größerem Unfug bewahrt werden. Leuten dieser Art habe ich im Augenblick nichts zu sagen. Wer aber mit mehr Muße, als er jetzt hat, nichts anzufangen weiß, dem möchte ich raten, doppelt eifrig zu arbeiten, bis er sich loskaufen kann und seinen Freibrief erhält. Mir persönlich erschien die Tätigkeit des Tagelöhners als die unabhän-

gigste. Sein Tag endet mit Sonnenuntergang, dann kann er sich unabhängig von der Arbeit seinen Neigungen widmen. Sein Arbeitgeber aber, der Monat um Monat spekuliert, hat von einem Ende des Jahres bis zum andern keine Ruhe.

Kurzum, Überzeugung und Erfahrung machen es mir gewiß, daß es nicht eine Anstrengung, sondern eine Kurzweil ist, sich auf dieser Erde zu erhalten. Man muß nur einfach und weise leben. Sind doch noch jetzt die Beschäftigungen der Primitiven die Spiele der zivilisierten Völker. Kein Mensch muß sich im Schweiße seines Angesichts sein Brot verdienen, es sei denn, er gerate leichter in Schweiß als ich.

Ein mir bekannter junger Mann, der einige Morgen Land geerbt hatte, erklärte mir, er würde ganz sicher so leben wie ich, wenn er nur die Mittel dazu hätte. Ich möchte gar nicht, daß jemand aus irgendeinem Grunde meine Lebensweise annimmt. Es könnte ja sein, ich hätte eine andere gefunden, ehe er die alte erlernt hat. Ich kann mir auch nichts Schöneres denken, als daß es so viele verschiedene Menschen wie nur irgend möglich auf der Welt gibt. Es muß jedoch jeder eifrig seinen eigenen Weg zu finden suchen, statt den seines Vaters, seiner Mutter oder des Nachbarn zu gehen. Mag der junge Mann bauen, pflanzen oder zur See gehen, das ist gleich; man darf ihn nur nicht hindern, das zu tun, was er selbst tun möchte. Der Seemann und der flüchtende Sklave richten sich nach dem Polarstern. Auch unsere Weisheit ist nur ein mathematischer Punkt, aber sie genügt, unser ganzes Leben zu leiten. Wir wissen nicht, wie lange wir bis zu unserm Hafen brauchen werden, aber wir wollen den richtigen Kurs nicht verlieren. In diesem Falle gilt zweifellos das, was für den einzelnen wahr ist, mehr

noch für Tausende. Ein großes Haus ist im Verhältnis auch nicht kostspieliger als ein kleines, denn e i n Dach bedeckt es, e i n Keller liegt darunter und e i n e Mauer trennt viele Zimmer. Ich aber zog vor, allein zu wohnen. Auch wird es meist billiger sein, alles selbst zu bauen, als einen zweiten von dem Vorteil der gemeinsamen Wand zu überzeugen. Glückt es dennoch, so muß die gemeinsame Trennungsmauer der Kosten halber dünn sein. Vielleicht erweist sich dann der andere als ein schlechter Nachbar, oder er hält seine Seite nicht in Ordnung. Zusammenarbeit ist gewöhnlich nur äußerst begrenzt und oberflächlich möglich. Wirkliche Zusammenarbeit kommt selten vor, ist eine Harmonie, die das Menschenohr nicht vernimmt. Ist ein Mensch gläubig, so wird er allenthalben gläubig in Gemeinschaft arbeiten, sonst lebt er weiter wie alle Welt, ganz gleich mit wem. Höchste und zugleich niedrigste Zusammenarbeit heißt, sein Brot gemeinsam verdienen.. Aber wie ich schon andeutete, wer allein reist, kann jederzeit aufbrechen. Wer jedoch mit einem anderen zusammen fährt, muß warten, bis dieser andere fertig ist, und es kann sein, sie kommen beide lange nicht weg.

Das alles sei aber sehr egoistisch gedacht, hörte ich manche meiner Mitbürger sagen. Ich gebe zu, daß ich mich bisher wenigen philanthropischen Unternehmungen gewidmet habe. Ich habe meinem Pflichtgefühl unter anderem auch dieses Vergnügen aufgeopfert. Manch einer hat all seine Beredsamkeit aufgeboten, mich zur Unterstützung von ein paar armen Familien in der Stadt zu bewegen. Ich könnte es mit einem solchen Zeitvertreib versuchen, wenn ich nichts zu tun hätte. Der Teufel findet auch für den Müßigen Beschäftigung. Manchmal gab ich jedoch nach und ver-

pflichtete mich, einige arme Leute in jeder Hinsicht so gut zu versorgen wie mich selbst. Ja, ich ging so weit, den Armen dieses Angebot zu machen. Vom ersten bis zum letzten haben sie ohne Zögern die Armut vorgezogen. Da ja meine Mitmenschen, Männer wie Frauen, sich auf so vielerlei Weise für das Wohl ihrer Nächsten einsetzen, muß meiner Ansicht nach wenigstens *ein* Mensch anderen, weniger philanthropischen Zielen vorbehalten bleiben dürfen. Wie für alles andere muß man auch für die Wohltätigkeit eine Begabung haben. Gutes tun ist einer der überfüllten Berufe. Ich habe es übrigens ernstlich versucht, und so seltsam es klingen mag, ich bin recht zufrieden, daß es mir nicht liegt. Wahrscheinlich würde ich nicht einmal dann wissentlich und mit Absicht von meiner persönlichen Berufung abweichen und die von mir verlangten Wohltaten ausführen, wenn ich damit das All vor der Vernichtung rettete. Ich glaube, daß nur die gleiche, wenn auch stärkere Standhaftigkeit an anderer Stelle die Welt noch erhält. Aber ich möchte nicht zwischen dem Menschen und seiner Berufung stehen. Wer das, was ich ablehne, mit Leib und Seele und Leben tut, dem sage ich: Fahre fort damit, auch wenn die Welt dein Tun böse nennt, und das wird sie wahrscheinlich tun.

Ich glaube durchaus nicht, daß ich einen Sonderfall darstelle. Zweifellos würden sich viele meiner Leser ganz ebenso verteidigen. Für manche Arbeiten – daß meine Nachbarn sie für gut erachten, möchte ich nicht behaupten – kann man mich bestimmt großartig anstellen. Aber welche Arbeiten das sind, das muß mein Arbeitgeber herausfinden. Was ich im landläufigen Sinne Gutes tue, das liegt abseits von meiner großen Straße und geschieht fast immer völlig unabsichtlich..

Von falscher Güte geht der schlechteste Geruch aus. Sie ist menschliches, göttliches – Aas. Wüßte ich mit Sicherheit, es käme einer in mein Haus, um mir Gutes zu tun, ich würde fortrennen, als gälte es mein Leben, aus Angst, mir nur eine seiner Wohltaten geschehen zu lassen, mein Blut damit zu infizieren. So flieht man vor dem trockenen, dörrenden Wind der afrikanischen Wüste, dem Samum, der Mund und Nase, Augen und Ohren mit Sand füllt, bis man erstickt. Nein, in diesem Falle wollte ich lieber auf natürliche Weise Not leiden. Ein Mensch ist in meinen Augen nicht gut, nur weil er mich nährt und wärmt, wenn ich am Verhungern oder Erfrieren bin, oder wenn er mich aus einem Graben zieht, wenn ich jemals in einen fallen sollte. Dazu brauche ich nur einen Neufundländer, der kann das auch. Menschenliebe ist nicht Nächstenliebe im allgemeinen Sinne. Howard war in seiner Art zweifellos ein überaus gütiger und ehrenwerter Mann und hat seinen Lohn dahin. Was aber sind uns hundert Howards, um einen Vergleich zu ziehen, wenn uns ihre Menschenliebe in unseren besten Verhältnissen nicht helfen kann, wo wir der Hilfe am bedürftigsten sind? Ich habe niemals von einer philanthropischen Tagung gehört, auf der ernsthaft erwogen wurde, mir oder meinesgleichen irgendeine Wohltat zu erweisen.. Vergewissere dich, daß du den Armen eben die Hilfe gibst, deren sie am meisten bedürfen, wenn auch dein Beispiel sie weit übertreffen soll. Gibst du ihnen Geld, schenke dich selber obendrein und überlaß es ihnen nicht einfach. Manchmal begehen wir seltsame Fehler. Der Arme ist oftmals weniger verfroren und hungrig als schmutzig, zerlumpt und roh. Zum Teil ist die Armut sein eigener Wille und nicht nur sein Unglück. Gibst du ihm Geld, so kauft er vielleicht noch mehr

Lumpen. Ich bedauerte immer die schwerfälligen irischen Arbeiter, die in äußerst dürftigen, zerrissenen Kleidern auf dem See Eis schnitten, während ich in meiner warmen und immerhin eleganteren Kleidung vor Kälte schauerte. Aber dann kam an einem bitterkalten Tag einer von ihnen sich in meinem Haus wärmen, weil er ins Wasser gefallen war. Da sah ich, daß er drei Hosen und zwei Paar Strümpfe auszog, bis er auf die Haut kam. Freilich waren die Kleidungsstücke sehr schmutzig und zerrissen, doch er konnte die Oberkleider ablehnen, die ich ihm anbot, weil er so viele Unterkleider trug. Dieses kalte Bad war gerade das Richtige für ihn. Von da an tat ich mir selbst leid und sah ein, daß es barmherziger wäre, mir ein Flanellhemd zu verehren als ihm einen ganzen Laden alter Kleidungsstücke. Tausende hacken an den Ästen des Bösen herum, nur einer trifft die Wurzel. Wer am meisten Zeit und Geld an die Bedürftigen wendet, hilft vielleicht durch seine Lebensweise am ehesten, das Übel herbeizuführen, das er vergeblich bekämpft. Der fromme Sklavenhalter erkauft für den Erlös jedes zehnten Sklaven den freien Sonntag für die übrigen. Da rühmt ihr euch, ein Zehntel eures Einkommens für wohltätige Zwecke auszugeben. Ihr solltet besser neun Zehntel darauf verwenden! Und damit Schluß. So aber erhält die Gemeinschaft nur den zehnten Teil ihres Eigentums zurück. Ist daran die Großzügigkeit der Besitzenden oder die Lässigkeit der Hüter der Gerechtigkeit schuld?

Menschenliebe ist fast die einzige Tugend, die von der Menschheit wirklich anerkannt wird. Sie wird sogar weit überschätzt, weil wir so selbstsüchtig sind. Ein stämmiger Armer hier in Concord lobte mir gegenüber eines schönen Tages einen Mitbürger, weil er freundlich

zu den Armen sei, wie er sagte. Damit meinte er sich selbst. Die lieben Tanten und Onkel des Menschengeschlechts werden höher gepriesen als die wahren geistigen Väter und Mütter..

Ich möchte das Lob nicht mindern, das der Menschenliebe zusteht, sondern ich will Gerechtigkeit fordern für die, die durch ihr Leben und ihre Taten ein Segen für die Menschheit sind. Ich werte eines Menschen Rechtschaffenheit und Güte, die sozusagen sein Stamm und seine Blätter sind, nicht in erster Linie. Von den getrockneten grünen Blättern dieser Gewächse gießen wir einen Kräutertee auf, der dem Kranken wenig hilft und nur von Quacksalbern verordnet wird. Ich fordere die Blüte und die Frucht eines Menschen; ein Duft soll zu mir herüberwehen und Reife unseren Verkehr würzen. Des Menschen Güte muß nicht unvollkommen und vorübergehend sein, sondern ein beständiger Überfluß, der ihn nichts kostet und von dem er nichts weiß. Solche Barmherzigkeit überdeckt viele Sünden. Der Menschenfreund hüllt die Menschheit zu oft in die Sphäre der Erinnerung an seinen eigenen überwundenen Gram und nennt das dann Sympathie. Wir sollten vielmehr Mut, Gesundheit und Wohlergehen ausströmen, statt der Verzweiflung und der Krankheit, deren Verbreitung wir sorgsam verhindern müssen. Von welcher südlichen Ebene erhebt sich die Stimme der Klage? Unter welchen Himmeln leben die Heiden, denen wir das Evangelium bringen wollen? Wer ist jener unbeherrschte, grausame Mensch, den wir erlösen wollen? Wenn ein Mensch Schmerzen hat, die ihn an der Ausübung seiner Pflichten hindern, so macht er sich gleich daran, die Welt zu verbessern, auch wenn er nur Leibschmerzen hat – denn dort ist der Sitz der Sympathie. Selbst ein Mikrokosmos, ent-

deckt er – und das ist wahrhaftig eine Entdeckung, und nur er konnte sie machen –, daß die Welt unreife Äpfel gegessen hat. In seinen Augen ist tatsächlich der ganze Erdball ein großer grüner Apfel, und es ist schrecklich, sich auszumalen, die Söhne der Menschen könnten daran knabbern, bevor er reif ist. Alsogleich erbarmt sich nun der gründliche Menschenfreund der Eskimos und der Patagonier und schließt die bevölkerten indischen und chinesischen Dörfer an sein Herz. Übt er nun ein paar Jahre Menschenliebe, während ihn die höheren Mächte zu ihren Zwecken benutzen, so ist er von seiner Magenverstimmung geheilt. Der Erdball aber bekommt auf einer Seite oder vielleicht auch auf beiden ein rotes Bäckchen, als wolle er demnächst reif werden. Das Leben verliert seine Bitterkeit und ist wieder süß und bekömmlich. Ich habe nie von einem größeren Verbrechen geträumt, als ich es selbst beging. Ich habe nie einen schlechteren Menschen als mich selbst gekannt, noch werde ich je einen finden.

Was den Weltverbesserer betrübt, ist nicht das Mitgefühl mit seinen Brüdern in Not, sondern sein persönlicher Kummer, und sei er der heiligste Sohn Gottes. Ist dieses Leid behoben, bricht der Frühling für ihn an und erhebt sich die Morgensonne über seinem Lager, dann wird er seine großmütigen Gefährten ohne jede Entschuldigung im Stich lassen.

Ich habe niemals gegen den Tabak gepredigt, denn ich habe ihn niemals gekaut. Für bekehrte Tabakfreunde ist das die zu erlegende Buße. Allerdings habe ich mancherlei gekaut, gegen das ich wettern könnte. Wirst du jemals zu irgendeiner Art der Philanthropie verleitet, laß deine Rechte nicht wissen, was deine Linke tut, denn es lohnt die Mühe nicht. Rette den

Ertrinkenden, binde dir dann die Schuhe zu und nütze die Zeit zu einer unabhängigen Arbeit.

Unsere Sitten sind durch den Umgang mit Heiligen verdorben. Aus unseren Gesangbüchern erklingt melodisch der Fluch über Gott und der Lobpreis auf seine ewige Güte. Man möchte sagen, auch die Propheten und Erlöser haben mehr die Angst der Menschen beschwichtigt, als ihre Hoffnungen bestärkt. Nirgendwo wird uns berichtet, daß jemand ganz einfach und unbändig zufrieden sei mit der Gabe des Lebens. Nirgends wird Gott wahrhaftig gepriesen. Gesundheit und Erfolg tun mir wohl, mögen sie noch so abgelegen erscheinen. Jedes Übel und jedes Mißgeschick dagegen vergrößert meine Trübsal und schadet mir, wieviel Mitgefühl ich auch habe und empfange. Wollen wir wirklich die Menschheit erneuern mit indischer Weisheit, Botanik, mechanischen oder Naturkräften, so laßt uns die Wolken zerteilen, die unsere Brauen beschatten. Laßt uns selbst zuerst einfach und natürlich sein und Leben in uns aufsaugen. Nicht Armenpfleger zu sein sei unser Ziel, sondern wir wollen danach streben, zu den Würdigsten auf dieser Welt zu gehören.

Im Gulistan oder »Blumengarten« des Scheich Saadi von Schiraz finde ich folgenden Satz: »Sie fragten einen Weisen und sprachen: Wie ist es zu erklären, daß von den vielen berühmten Bäumen, die der höchste Gott hoch und schattenspendend geschaffen hat, nur die Zypresse ‚azad' oder frei genannt wird, die doch keine Früchte trägt? Er antwortete: Jeder bringt die ihm eigenen Früchte hervor und ist zur vorbestimmten Zeit frisch und blütenreich, sonst aber welk und dürr. Die Zypresse kennt diesen Wechsel nicht, sie ist immer grün. Dieser Art sind die ‚azads' oder religiös

Unabhängigen. Hänge dein Herz nicht an Vergängliches, denn Dijlah, der Tigris, wird noch durch Bagdad fließen, wenn das Geschlecht der Kalifen ausgestorben ist. Hast du viel, so sei freigebig wie die Dattel. Hast du nichts zu geben, so sei ein azad wie die Zypresse.«..

Kapitel II

ORT UND ZWECK MEINES LEBENS

In einem bestimmten Lebensalter pflegen wir jeden Fleck Erde auf seine Brauchbarkeit als Bauplatz hin zu betrachten. Ich habe meine Umgebung im Umkreis von zwölf Meilen so geprüft. Im Geist kaufte ich alle Farmen der Reihe nach, denn sie waren alle zu verkaufen, und ich kannte ihren Preis. Ich schritt das Grundstück jedes Bauern ab, kostete seine Holzäpfel, sprach mit ihm über die Landwirtschaft. Ich nahm seine Farm zu dem festgesetzten Preis, zu jedem Preis und übertrug in Gedanken schon die Hypothek. Ja, ich setzte sogar einen höheren Preis fest, nahm alles, nur keinen Vertrag. Sein Wort nahm ich für verbrieft, denn ich unterhalte mich gern. Ich kultivierte die Farm und bis zu einem gewissen Grade wohl auch den Besitzer. Und wenn ich das lange genug ausgekostet hatte, ging ich weg und überließ es ihm, die Sache durchzuführen. Auf Grund dieser Kenntnisse konnten mich meine Freunde als eine Art Grundstücksmakler bezeichnen. Wo immer ich mich niederließ, hätte ich wohnen können, und entsprechend erhellte sich mir die Landschaft. Was ist denn ein Haus schließlich, wenn nicht ein *sedes*, ein Sitz? Um so besser, wenn es ein Landsitz ist. Manchen Platz für ein Haus entdeckte ich, der kaum so bald genutzt werden wird. Viele Leute hätten wohl

gefunden, er liege zu weit vom Dorf ab. Mir dagegen war das Dorf zu weit entfernt. Ja, dort könnte ich leben, sagte ich mir. Ich lebte auch dort, eine Stunde lang ein Sommer- und Winterleben. Ich stellte mir vor, wie ich die Jahre verstreichen lassen würde; ich würde mich durch den Winter schlagen und den Frühling einziehen sehen. Die zukünftigen Bewohner dieser Gegend können sicher sein, daß sie schon einen Vorgänger hatten, an welcher Stelle sie auch ihre Häuser bauen mögen. Ein Nachmittag genügte, um das Land aufzuteilen in Obstgarten, Wald und Weide; um zu entscheiden, welche schönen Eichen und Fichten vor der Tür stehenbleiben sollten und von welcher Seite sich jeder halbzerstörte Baum am vorteilhaftesten ausnahm. Dann ließ ich alles wieder liegen, vielleicht sogar brachliegen. Ein Mensch ist um so reicher, je mehr Dinge zu entbehren er sich leisten kann.

Meine Einbildung trug mich so weit, daß ich auf manche Farmen das Vorkaufsrecht hatte. Mehr wollte ich ja gar nicht! Niemals verbrannte ich mir die Finger am tatsächlichen Besitz. Am nächsten kam ich noch daran, als ich Hollowell kaufte. Ich hatte schon meine Saat auszulesen begonnen und hatte Material für einen Schubkarren zusammengetragen, in dem ich sie fortfahren konnte. Ehe mir aber der Besitzer einen Vertrag ausstellte, hatte seine Frau sich anders besonnen und wollte die Farm behalten – jeder hat solch eine Frau. Der Mann bot mir 10 Dollar als Entschädigung. Um die Wahrheit zu gestehen, ich besaß auf der ganzen Welt nur 10 Cent, und es überstieg meine Rechenkünste, zu entscheiden, ob ich nun der Besitzer der 10 Cent, des Gutes oder der 10 Dollar war oder ob mir alles zusammen gehörte. Wie dem auch sein mochte, ich ließ ihm die 10 Dollar und das Gut dazu, denn ich

hatte die Angelegenheit weit genug getrieben. Oder besser: um großzügig zu sein, verkaufte ich ihm das Gut für den Kaufpreis wieder und schenkte ihm 10 Dollar, denn er war nicht reich. Mir blieben immer noch meine 10 Cent, mein Saatgut und das Schubkarrenmaterial. So war ich also reich gewesen, ohne daß es meinem eigenen Besitz geschadet hätte. Das Landschaftsbild aber blieb weiter mein Eigentum, und ich habe seither alljährlich ohne Schubkarren davongetragen, was es mir einbrachte. Denn:

> Ich gebiet' über alles, was ich erschaue,
> Und dies Recht kann mir keiner bestreiten[1].

Oft sah ich einen Dichter von der Farm gehen, der ihre größten Schätze genossen hatte. Der mürrische Bauer aber meinte, er habe nur ein paar Holzäpfel genommen. Weiß doch der Eigentümer auch jahrelang nicht, daß ein Dichter seine Farm besungen hat. Mit dem bewundernswürdigsten unsichtbaren Zaun hat er sie umgeben und umhegt, hat die Kühe gemolken, die Sahne von der Milch abgeschöpft und dem Bauern nur die entrahmte Milch zurückgelassen.

Es gab Verschiedenes, was mich an Hollowell wirklich bestach: Die Farm lag ganz ab, fast zwei Meilen vom Dorf entfernt und eine halbe Meile vom nächsten Nachbarn. Ein breites Feld trennte das Gut von der Landstraße. Daß das Land an den Fluß grenzte, dessen Nebel es nach Aussage des Besitzers vor den Frühlingsfrösten schützten, bedeutete mir wenig. Aber das Haus war grau und verfallen wie der Stall, und die schadhaften Zäune trennten mich weit vom vorigen Besitzer. Die hohlen, flechtenbedeckten Apfelbäume waren von

[1] Die Anfangszeilen eines bekannten Gedichtes von William Cowper (1731–1800) über den Matrosen Alexander Selkirk, das Urbild von Defoes »Robinson Crusoe« (1719).

Kaninchen benagt und zeigten mir, wer meine Nachbarn sein würden. Vor allem jedoch erinnerte ich mich an meine ersten Fahrten stromauf. Damals war das Haus hinter einem dichten Hain roter Ahornbäume versteckt, nur den Hofhund hörte man bellen. Es eilte mir, Hollowell zu kaufen, ehe der Besitzer einige Felsen endgültig entfernt, die hohlen Apfelbäume niedergeschlagen und ein paar im Weideland aufgeschossene junge Birken ausgegraben hätte. Kurzum, ich wollte seinen Verbesserungen zuvorkommen. Gerade um diese Vorzüge zu genießen, wollte ich das Gut übernehmen. Ich habe niemals erfahren können, welchen Lohn Atlas für seine Arbeit erhielt. Wie er wollte ich die Welt auf meine Schultern nehmen und alle Arbeit tun. Ich hatte keinen anderen Grund und keine Entschuldigung, als daß ich dafür zahlen und dann meinen Besitz ungestört genießen wollte. Denn von jeher wußte ich, daß meine Ernte reich sein würde, wenn ich alles unverändert lassen könnte. Aber ich habe den Ausgang ja schon erzählt.

Einen Garten habe ich immer gehabt, über Landbau im größeren Stil kann ich nur sagen: meine Saat war bereit gewesen. Manche glauben, das Saatgut werde mit der Zeit besser. Ganz gewiß scheidet die Zeit das Gute vom Schlechten. Wenn ich also einmal säen werde, werde ich vermutlich nicht so leicht eine Enttäuschung erleben. Ein für allemal aber möchte ich meinen Freunden sagen: Lebt solange als möglich frei und ungebunden! Es ist kein großer Unterschied, ob man auf einer Farm eingesperrt ist oder in einem Gefängnis.

Mein »Handbuch für den Sämann« ist des alten Cato »*De re rustica*«[1]. Dort heißt es an einer Stelle – die

[1] »Vom Ackerbau«, Kap. 1; dasselbe Werk wie das obengenannte »De agri cultura«.

einzige mir bekannte Übersetzung macht den Abschnitt völlig sinnlos –: »Denkst du daran, dir ein Gut zu kaufen, so erwäge es reiflich und kaufe nicht übereilt. Spare auch keine Mühe, dir das Gut anzusehen und es mehr als einmal zu umschreiten. Je öfter du hingehst, desto besser wird es dir gefallen.« Ich glaube, ich werde niemals übereilt kaufen, sondern solange ich lebe immer um das Gut herumgehen und mich erst darauf begraben lassen, damit es mir schließlich um so besser gefällt.

Die augenblickliche Unternehmung ist mein zweiter Versuch dieser Art. Ich will ihn ausführlicher beschreiben und der Einfachheit halber die Erfahrungen zweier Jahre auf eines zusammenziehen. Wie ich schon sagte, beabsichtige ich nicht, eine Ode an die Trübsal zu schreiben[1]. Nein, fröhlich will ich mich rühmen wie Chanticleer, wenn er des Morgens auf seiner Stange stand. Und weckte ich nur meine Nachbarn auf.

Zufällig war es gerade der Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung, der 4. Juli 1845, an dem ich das erstemal meinen Aufenthalt in den Wäldern nahm, d. h. Tag und Nacht dort zubrachte. Mein Haus war noch nicht fertig für den Winter, sondern bot nur Schutz gegen den Regen. Es war nicht verputzt und hatte keinen Kamin. Die Wände bestanden aus rohen, wettergezeichneten Brettern mit weiten Ritzen, daher war es nachts kühl. Die geraden, frisch behauenen Pfosten, die neu gehobelte Tür und die Fensterrahmen gaben dem Haus vor allem am Morgen ein sauberes, luftiges Aussehen. Dann war das Holz taufeucht, und ich stellte mir vor, gegen Mittag würde süßes Harz daraus her-

[1] Anspielung auf ein bekanntes Gedicht mit diesem Titel (»Ode to Dejection«) von S. T. Coleridge (1772—1834).

vorquellen. In meinen Augen behielt das Haus den ganzen Tag über mehr oder weniger sein morgenfrisches Aussehen und erinnerte mich an ein Haus auf der Bergeshöhe, das ich ein Jahr zuvor besucht hatte. Es war das eine luftige, unverputzte Hütte, so recht geschaffen, einen wandernden Gott zu beherbergen. Eine Göttin hätte dort ihr Gewand nachschleppen lassen können. Die Winde, die über mein Haus gingen, glichen denen, die über Bergrücken streichen, und trugen gebrochene Akkorde zu mir herüber, himmlische Klänge aus irdischer Musik. Immer weht der Morgenwind; ununterbrochen tönt das Lied der Schöpfung. Nur wenige Ohren aber hören es. Der Olymp ist überall nur die höchste Erhebung auf der Erde.
Außer einem Boot hatte ich früher nur ein Zelt als Haus besessen, das ich gelegentlich auf Sommerausflügen benutzte. Es liegt noch zusammengerollt in meiner Bodenkammer. Das Boot jedoch ist den Strom der Zeit hinabgeschwommen, nachdem es mehrfach den Besitzer gewechselt hatte. Nun hatte ich mit dem festeren Obdach einen gewissen Fortschritt zur Seßhaftigkeit in dieser Welt gemacht. Dieser nur leicht verkleidete Holzbau bildete eine Art Kristallisationspunkt um mich und blieb nicht ohne Einfluß auf den Erbauer. Es erinnerte mich entfernt an die Skizze zu einem Bilde.
Um Luft zu schöpfen, brauchte ich nicht aus dem Haus zu gehen, denn drinnen hatte die Luft nichts von ihrer Frische eingebüßt. Auch im schlimmsten Regenwetter saß ich weniger in meinen vier Wänden als vielmehr dahinter. In der Harivansa heißt es: »Eine Wohnung ohne Vögel ist wie ungewürztes Fleisch.« Das galt nicht für mein Haus, denn ich war ja plötzlich der Nachbar der Vögel. Ich hatte mir freilich keinen

eingefangen, sondern mich selbst in ihrer Nähe in einen Käfig gesetzt. Nicht nur den Vögeln unserer Gärten und Obstgärten war ich näher, auch den wilderen, leidenschaftlicheren Sängern des Waldes, die selten oder nie dem Dörfler ein Ständchen bringen: der Walddrossel, dem Wendehals, der Scharlachtangara, dem Feldsperling, der Nachtschwalbe und vielen anderen.

Am Ufer eines kleinen Sees ließ ich mich nieder, etwa zweieinhalb Meilen südlich von Concord und etwas höher gelegen, inmitten der ausgedehnten Wälder zwischen diesem Städtchen und Lincoln. Etwa zwei Meilen nördlich lag unsere einzige berühmte Stätte, das Schlachtfeld von Concord. Ich wohnte aber so tief in den Wäldern, daß das jenseitige, ebenfalls bewaldete Seeufer in einer halben Meile Entfernung meinen Horizont bildete. In der ersten Woche erschien mir der See, so oft ich hinaussah, wie ein Bergsee hoch an einer Berglehne, dessen Grund weit über dem Spiegel anderer Seen liegt. Ging die Sonne auf, so warf der See sein Nebelkleid allmählich ab. Nach und nach wurde an einzelnen Stellen das Wellengekräusel und die schimmernde Seefläche sichtbar. Die Nebel aber zogen sich geisterhaft nach allen Richtungen in die Wälder zurück, als habe sich eine nächtliche Geisterversammlung aufgelöst. Wie an Berghängen schien hier der Tau länger auf den Bäumen zu liegen.

Dieser kleine See war ein liebenswerter Nachbar in den Pausen zwischen leichten Regenschauern im August. Luft und Wasser waren völlig unbewegt, doch war der Himmel so umzogen, daß schon der Nachmittag abendliche Ruhe atmete. Walddrosseln sangen ringsum, von Ufer zu Ufer hörte man sie. Solch ein See ist zu keiner anderen Zeit so glatt. Die klare Luft darüber ist unbewegt und von Wolken verdunkelt, das Wasser je-

doch, voller Lichter und Reflexe, wird als ein Himmel in der Tiefe um so bedeutsamer. Von einer frisch geschlagenen Lichtung auf der Spitze eines Hügels hatte man südwärts einen schönen Blick über den See. Dort ist ein breiter Einschnitt zwischen den Hügeln, die das Ufer bilden. Hinter den gegeneinander geneigten Hängen vermutet man einen Fluß im waldigen Tal, aber es ist keiner da. In dieser Richtung sah ich zwischen und über den nahen grünen Hügeln ferne, höhere Berge in blauer Ferne. Ja, wenn ich mich auf die Zehen stellte, konnte ich sogar einen Schimmer der nordwestlichen Bergketten erhaschen, zartblaue, ferne Zacken. Das sind echte Münzen himmlischer Prägung. Auch ein Stückchen Dorf war sichtbar. Nach anderen Richtungen sah ich selbst von hier oben nur die umliegenden Wälder.

Es ist gut, ein Wasser in der Nähe zu haben; denn einen Vorteil hat auch der kleinste Quell: Man blickt hinein und sieht, daß die Erde nicht ein Kontinent, sondern eine Insel ist. Das ist ebenso wichtig, wie daß der Quell die Butter frisch hält. Schaute ich von dieser Hügelkuppe hinüber zu den Wiesen von Sudbury, die zur Überschwemmungszeit, wohl durch die Strahlenbrechung, in ihrem überfluteten Tal in die Höhe gehoben zu sein schienen wie eine Münze in einer Schüssel, dann erschien die ganze Landfläche jenseits des Sees als eine dünne Erdkruste, die schon durch diese schmale Wasserfläche dazwischen zur Insel wurde. So wurde ich daran erinnert, daß auch der Boden, auf dem ich stand, Fest-Land war.

Mochte auch der Blick aus meiner Tür noch begrenzter sein, ich fühlte mich doch nicht im mindesten bedrängt oder eingeengt. Für meine Phantasie gab es genügend Spielraum. Das jenseitige Ufer, eine niedere, von Zwerg-

eichen bewachsene Hochfläche, erstreckte sich bis hinaus zu den westlichen Prärien und tatarischen Steppen. Dort war Raum genug für alle wandernden Völkerschaften.

»In der Welt sind glücklich allein, die frei einen weiten Horizont genießen«, sagte Damodara, als er eine neue, größere Weide für seine Herden brauchte.

Zeit und Raum waren verwandelt. Ich lebte jenen Gefilden des Weltalls und jenen historischen Epochen näher, die mich am stärksten anzogen. Ich lebte in Bereichen, so weit entfernt wie jene, die der Astronom nachts erforscht. In einem abgelegenen, stillen Winkel des Universums, hinter der Kassiopeia, stellen wir uns gern wunderbare, entlegene Orte vor, fern allem Lärm und aller Störung. Ich entdeckte, daß mein Haus an gerade solch einer abgelegenen, aber ewig jungen und unentweihten Stelle des Weltalls lag. Verlohnte es, sich in der Nähe der Plejaden, der Hyaden, bei Aldebaran oder Atair niederzulassen – ich war schon dort. Jedenfalls lebte ich in gleicher Entfernung von jenem Leben, das ich hinter mir gelassen hatte. Mit einem ebenso feinen zitternden Strahl blinkte ich zu meinem Nachbarn hinüber, nur in mondlosen Nächten konnte er mich sehen. In diesem Teil der Schöpfung war ich seßhaft geworden.

»Ein Schäfer lebte hochgemut,
Seine Gedanken hob er empor
Hoch zu den Bergen, da stündlich er sah
Seine Herden grasen vorbei.«

Was würden wir von dem Leben eines Schäfers halten, dessen Tiere höhere Weiden erkletterten als seine Gedanken?

Jeder Morgen forderte mich heiter auf, mein Leben

so einfach und, ich möchte sagen, unschuldig zu gestalten wie die Natur selbst. Ich habe Aurora ebenso ernsthaft verehrt wie die Griechen. Frühzeitig stand ich auf und badete im See. Das war eine Andachtsübung und eine meiner fruchtbarsten Tätigkeiten. Angeblich waren auf der Badewanne des Königs Tsching-Thang Schriftzeichen eingegraben, die besagten: »Erneuere dich jeden Tag ganz und gar, tu es wieder und wieder und immer wieder.« Das kann ich gut verstehen. Der Morgen bringt die Heldenzeit zurück. Keine Fanfare des Ruhms berührte mich mehr als das schwache Summen einer Moskitofliege, die in früher Dämmerung unsichtbar und geheimnisvoll im Zimmer umherflog, wenn ich bei offener Tür und offenem Fenster saß. Das war Homers Requiem, eine Ilias und Odyssee der Luft, die ihren Zorn und ihre Irrfahrten selbst sang. Etwas Kosmisches lag darin. Die unerschöpfliche Kraft und Fülle der Welt wurde hier unablässig verkündet bis auf Widerruf.

Der Morgen, die denkwürdigste Tageszeit, ist die Stunde des Erwachens. Dann sind wir am wenigsten schläfrig. Für eine Stunde wenigstens erwacht ein Teil unseres Selbst, der sonst Tag und Nacht schläft. Wenn man ihn überhaupt als einen Tag bezeichnen kann, so ist von dem Tag wenig zu erwarten, zu dem uns nur das mechanische Klopfen eines Dieners weckt und nicht unser Genius, unsere neugesammelte innere Kraft und Sehnsucht. Statt der Fabriksirenen begleiten Ströme himmlischer Musik dieses Erwachen, und die Luft ist erquickender als zur Zeit unseres Einschlafens. So zeigt sich die Dunkelheit nicht weniger heilsam als das Licht. Wer nicht glaubt, daß jeder Tag eine frühere, heiligere Stunde hat, die heller vom Morgenrot durchglüht ist als die, die er schon entweihte, der ist

am Leben verzweifelt, und sein Pfad führt abwärts. Eine Zeitlang ruhen die Sinne, dann fühlt sich die Seele des Menschen, vielmehr ihre Organe, täglich neu gestärkt, des Menschen Genius versucht wieder, das Leben so edel als möglich zu gestalten. Alles Große geschieht früh und im Morgenlicht. In den Weden steht geschrieben: »Am Morgen erwachen alle Geisteskräfte.« Dichtung und Kunst, alle edlen und bedeutenden Taten der Menschen werden in einer solchen Morgenstunde geboren. Wie Memnon sind die Dichter und Helden Kinder der Aurora und tönen bei Sonnenaufgang. Für den, dessen elastische, frische Gedanken mit der Sonne Schritt halten, ist der Tag ein immerwährender Morgen. Ihn kümmern weder die Uhren noch der Menschen Tun und Treiben. Wenn ich erwache, ist Morgen, und auch in mir bricht die Morgendämmerung an. Moralische Besserung ist das Streben, den Schlaf abzuschütteln. Warum geben die Menschen so kümmerliche Rechenschaft über ihren Tag, wenn sie nicht geschlafen haben? So schlechte Rechner sind sie nicht. Hätte die Schläfrigkeit sie nicht übermannt, sie hätten etwas geleistet. Für körperliche Arbeit sind Millionen wach genug. Nur einer in einer Million aber ist wach genug für erfolgreiche geistige Tätigkeit, und nur einer von Hunderten vermag das Leben eines Dichters oder eines Heiligen zu führen. Leben heißt wach sein. Bisher habe ich noch keinen Menschen getroffen, der ganz wach war. Wie hätte ich ihm in die Augen sehen sollen? Wir müssen lernen, wieder aufzuwachen und uns wach zu halten, nicht durch mechanische Hilfe, sondern dadurch, daß uns auch im tiefsten Schlaf die unendliche Erwartung der Morgendämmerung nicht verläßt. Ich kenne nichts Ermutigenderes als die unbezweifelbare Fähigkeit des Menschen, sein Leben durch

bewußtes Streben auf eine höhere Stufe zu erheben. Es will schon etwas heißen, wenn man ein bestimmtes Bild malen, eine Figur schnitzen und auf diese Weise etwas Schönes hervorbringen kann. Ruhmreicher aber ist es, den Äther zu gestalten und zu malen, durch den wir schauen; das können wir moralisch tun. Den Wert eines Tages zu erhöhen, ist die größte Kunst. Jeder Mensch hat die Verpflichtung, sein Leben bis in die Einzelheiten hinein so zu gestalten, daß es auch in der feierlichsten Stunde vor dem prüfenden Blick bestehen kann. Verbrauchten wir die armselige Auskunft, die uns zuteil wird, oder wiesen sie zurück, so würden uns die Orakel genau kundtun, wie das geschehen könnte.

Ich ging in die Wälder, denn ich wollte wohlüberlegt leben und nur den wesentlichsten Dingen des Lebens gegenüberstehen. Ich wollte versuchen, ob ich nicht seine Weisheiten empfangen könnte, damit ich nicht in der Todesstunde innewürde, daß ich gar nicht gelebt hatte. Nichts anderes als das Leben wollte ich leben. Das Leben ist so kostbar. Wenn es irgend möglich war, wollte ich nicht verzichten. Intensiv leben wollte ich, das Mark des Lebens in mich aufsaugen. Hart und spartanisch wollte ich leben, um alles auszurotten, was nicht Leben war, einen breiten Schwaden zu schlagen dicht über dem Boden. In die Enge wollte ich das Leben treiben und es auf die einfachste Formel bringen. Erwies es sich als wertlos, gut, dann wollte ich seine ganze unverminderte Nichtigkeit erfahren und der Welt kundtun. War es aber herrlich, so wollte ich das aus eigener Anschauung kennenlernen und bei meinem nächsten Ausflug einen wahrheitsgetreuen Bericht geben. Die meisten Menschen leben nämlich, wie es mir scheint, im Ungewissen, ob das Leben göttlich

oder teuflisch ist; deshalb haben sie etwas übereilt geschlossen, es sei des Menschen Hauptzweck auf Erden: »Gott Lob und Preis zu singen in alle Ewigkeit.«

Noch immer kriechen wir am Boden wie die Ameisen. Dabei lehrt uns die Sage, wir seien vor langer Zeit in Menschen verwandelt worden. Wie Pygmäen kämpfen wir gegen Kraniche. Irrtum häufen wir auf Irrtum, Stückwerk auf Stückwerk. Selbst unsere höchsten Kräfte verwenden wir auf überflüssige, vermeidbare Erbärmlichkeiten. Wir vertrödeln unser Leben mit Kleinigkeiten. Ein Rechtschaffener braucht kaum weiter als bis zu seinen zehn Fingern zu zählen – in Ausnahmefällen mag er die Zehen hinzunehmen. Was darüber hinausgeht, soll er unbesehen hinnehmen. Einfachheit, Einfachheit, Einfachheit! Ich sage euch: beschäftigt euch mit zwei oder drei Angelegenheiten, nicht aber mit hundert oder tausend. Rechnet statt mit der Million mit einem halben Dutzend und führt eure Bücher auf dem Daumennagel! Es gibt auf dem bewegten Meer des zivilisierten Lebens so viele Wolken, Stürme, Untiefen und tausend andere Dinge zu beachten, daß der Mensch aufpassen muß, wenn er leben und nicht untergehen will. Um Erfolg zu haben, muß er ein guter Rechner sein. Vereinfacht, vereinfacht! Statt drei Mahlzeiten eßt möglichst nur eine, statt hundert Gängen nur fünf. Alles andere muß im gleichen Maße vereinfacht werden.

Wie ein Deutscher Bund ist unser Leben eine Ansammlung unbedeutender Staaten; die Grenzen verfließen beständig, und nicht einmal ein Deutscher vermag zu sagen, wie sie im Augenblick laufen. Unser Volk ist eine ebenso unbeholfene und unförmige Einrichtung. All seine sogenannten inneren Fortschritte sind übrigens nur äußerlich und oberflächlich –, alter Hausrat

ist da aufgehäuft, man tritt in die eigenen Fallen. Luxus und unbedachte Ausgaben, der Mangel an Voraussicht und einem würdigen Ziel richten die Nation ebenso zugrunde wie Millionen Familien im Land. Für beide Teile gibt es nur eine Rettung: strenge Sparsamkeit, ernste, mehr als spartanische Einfachheit des Lebens und ein erhabenes Ziel. Unser Land lebt zu schnell. Die Menschen halten es zweifellos für wesentlich, daß die Nation Handel treiben, Eis ausführen, telegraphieren und mit dreißig Meilen[1] Stundengeschwindigkeit fahren kann, ganz als ob sie selbst das alles täten. Etwas unklar bleibt dabei, ob wir wie Affen oder wie Menschen leben sollen. Wer wird unsere Eisenbahnen bauen, wenn wir an unserem Leben verbessernd herumflicken, statt Schwellen herzustellen und Schienen zu schmieden? Werden aber keine Eisenbahnen gebaut, wie sollen wir dann rechtzeitig in den Himmel kommen? Bleiben wir hinwiederum zu Hause und gehen unserer Beschäftigung nach, wer braucht dann Eisenbahnen? Wir fahren ja gar nicht auf der Eisenbahn, sie fährt auf uns. Hat denn niemand einmal darüber nachgedacht, was diese Eisenbahnschwellen[2] eigentlich sind? Menschen sind sie, mit Sand bedeckt, jede ein Ire oder ein Amerikaner. Darüber sind die Schienen gelegt, auf denen die Züge reibungslos gleiten. Sie schlafen gut, diese Schwellen, sage ich euch! Aller paar Jahre werden neue gelegt und überfahren. So sind immer einige bevorrechtet, auf der Bahn zu fahren, und die anderen haben das Pech, überfahren zu werden. Wird aber ein Schlafwandler überfahren und aufgeweckt – eine überflüssige Schwelle

[1] 1 engl. Meile = 1,6 km. – [2] Das englische Wort für Eisenbahnschwelle ist »sleeper« = Schläfer. Thoreau nutzt in diesem Abschnitt den Doppelsinn dieses Wortes geschickt aus.

am falschen Platz –, dann werden die Züge plötzlich angehalten, und man macht einen Aufwand und ein Geschrei, als wäre etwas Außerordentliches geschehen. Mich beruhigt nur, daß man eine ganze Schar Männer für fünf Meilen braucht, die Schläfer herunterzudrücken und sozusagen in ihre Betten einzugraben. Das ist doch ein Zeichen, daß sie vielleicht einmal auferstehen werden.

Warum müssen wir denn so hastig und über unsere Kräfte leben? Wir sind entschlossen zu hungern, ehe wir hungrig sind. Man sagt, ein Stich zur rechten Zeit erspare neun weitere. Deshalb machen die Leute heute tausend Stiche, um sich morgen neun zu sparen. Wirklich bedeutsame Arbeit gibt es bei uns ja gar nicht. Den Veitstanz haben wir und können unsere Köpfe einfach nicht stillhalten. Ich brauchte nur ein paarmal am Glockenseil der Dorfkirche zu ziehen und »Feuer« zu läuten, als ob es irgendwo brenne. Jeder Bauer in Concord, der sich noch am Morgen mit Arbeitsüberlastung entschuldigte, jeder Junge, jede Frau – dessen bin ich gewiß – würde alles liegenlassen und diesem Ruf folgen; weniger um Hab und Gut vor den Flammen zu retten, seien wir doch offen, als um es brennen zu sehen, wenn es schon einmal brennt. Natürlich haben wir das Feuer nicht angelegt. Oder sie wollen zusehen, wie gelöscht wird, und auch bei der Dorfkirche mit Hand anlegen, wenn es sich so macht. Kaum einer hält nach dem Essen ein kleines Schläfchen, ohne beim Erwachen den Kopf zu heben und nach den Neuigkeiten zu fragen, als hätte unterdessen die übrige Menschheit bei ihm Wache gestanden. Manche lassen sich aller halben Stunden wecken, zweifellos aus dem gleichen Grunde. Zum Dank erzählen sie dann, was sie geträumt haben. Wenn man

die Nacht über geschlafen hat, ist das Neueste so unentbehrlich wie das Frühstück. »Sag mir nur irgend etwas Neues, das irgend jemandem irgendwo auf dem Erdenrund begegnet ist!« – und bei Kaffee und Brötchen liest der wackere Mann, daß heute morgen am Wachito einem Mann die Augen ausgerissen worden sind. Dabei denkt der Leser nicht im Traum daran, daß er selbst in der unergründlich tiefen, dunklen Mammuthöhle dieser Welt lebt und selbst nur rudimentäre Augen hat.

Ich persönlich könnte gut ohne Post auskommen. Meiner Meinung nach übermittelt sie wenig Bedeutendes. Übertrieben gesagt: während meines ganzen Lebens bekam ich nicht mehr als ein oder zwei Briefe – das schrieb ich vor ein paar Jahren –, die die Postgebühr wert waren. Bei dieser Pfennigpost bietet man jedem für seine Gedanken ernsthaft den Pfennig an, den man im Scherz so oft verspricht. Ich habe auch bestimmt niemals eine denkwürdige Nachricht in der Zeitung gelesen. Es genügt wirklich, wenn man einmal liest, daß einer beraubt, ermordet wurde oder verunglückt ist; daß ein Haus abbrannte, ein Schiff sank oder ein Dampfer explodierte oder daß eine Kuh auf der Westbahn überfahren wurde; daß man einen tollwütigen Hund tötete oder daß viele Heuschrecken im Winter umkamen. Kennt man das Prinzip, was braucht man dann unzählige Einzelfälle und Anwendungen? Dem Philosophen sind alle sogenannten Neuigkeiten Geschwätz, Herausgeber und Leser von Neuigkeiten aber alte Tanten beim Kaffeekränzchen. Dennoch verlangen nicht wenige gierig nach diesem Geschwätz. Ich hörte, unlängst sei ein solcher Ansturm auf einem Postamt gewesen, daß mehrere große Glasscheiben eingedrückt wurden – nur,

weil man die neu eingetroffenen ausländischen Nachrichten sofort hören wollte. Solche Neuigkeiten kann meiner Meinung nach ein findiger Kopf mit Sicherheit zwei Monate oder zwölf Jahre im voraus schreiben. Wenn es etwa um Spanien geht, muß man nur verstehen, Don Carlos, die Infanta und Don Pedro, Sevilla und Granada von Zeit zu Zeit im rechten Verhältnis einzuflechten – vielleicht haben sich die Namen etwas geändert, seit ich das letzte Mal Zeitung las –, fehlen andere Abwechslungen, so wartet man mit einem Stierkampf auf. Das stimmt dann aufs Wort und vermittelt uns einen ebenso guten Eindruck vom genauen Stand oder Verfall der spanischen Angelegenheiten wie die bündigsten und glänzendsten Artikel dieser Rubrik in den Zeitungen. Aus England kam als letzte bedeutsame Neuigkeit aus dieser Himmelsrichtung die Nachricht von der Revolution Anno 1649. Hat man die Ernteergebnisse eines Durchschnittsjahres gelesen, so braucht man der Sache keine Aufmerksamkeit mehr zu schenken, es sei denn, man will vom rein pekuniären Standpunkt aus spekulieren. Wenn einer darüber urteilen darf, der selten in die Zeitung sieht: in fremden Ländern geschieht nichts Neues, nicht einmal eine französische Revolution.

Was gibt es schon Neues! Wieviel wichtiger ist es doch, das zu kennen, was niemals veraltete. »Kieou-he-yu schickte einen Boten zu Khoung-tseu, um von ihm die letzten Neuigkeiten zu erfahren. Khoung-tseu hieß den Boten nahe bei sich niedersitzen und fragte ihn mit diesen Worten: Was macht dein Herr? Der Bote antwortete ehrfürchtig: Mein Herr wünscht die Zahl seiner Fehler zu verringern, aber er wird damit nicht fertig. Als der Bote gegangen war, meinte der Philosoph: Welch trefflicher Bote, welch trefflicher Bote.«

Der Sonntag ist der passende Abschluß einer schlecht verbrachten Woche und nicht der frische, mutige Beginn einer neuen. Statt die Ohren der schläfrigen Bauern an ihrem Ruhetag am Wochenende mit einer abgedroschenen Predigt zu quälen, sollte der Pfarrer mit Donnerstimme verkünden: Haltet ein! Genug! Warum scheinbar so schnell, in Wirklichkeit aber so tödlich langsam?

Lug und Trug werden für unfehlbare Wahrheiten gehalten, die Wirklichkeit aber ist eine Fabel. Die Menschen brauchten nur die Wirklichkeit getreulich zu beobachten und sich nicht täuschen zu lassen, dann wäre das Leben, um etwas Bekanntes zum Vergleich zu nehmen, ein Märchen, Tausendundeine Nacht. Schenkten wir nur dem Aufmerksamkeit, was unumgänglich ist und ein Recht auf Existenz hat, Musik und Dichtung würden durch die Straßen schallen. Sind wir weise und bedächtig, so erkennen wir, daß nur Großes, Würdiges ewige und unbedingte Dauer hat, kleine Freuden und kleine Sorgen aber sind nur Schatten der Wirklichkeit. Diese Erkenntnis stimmt heiter und stolz. Weil sie die Augen schließen, schlafen und sich von Trugbildern täuschen lassen, stellen die Menschen ihr tägliches Leben allenthalben auf Gewohnheit und Routine ein, und doch ist ein solches Leben auf völlig illusorischem Grunde errichtet. Kinder, die Leben spielen, erkennen seine wahren Gesetze und Bezüge klarer als die Menschen, die es nicht würdig zu leben wissen, sich aber durch Erfahrungen, d. h. Enttäuschungen, klüger dünken. In einem Hindubuch las ich: »Es lebte einmal ein Königssohn, der wurde in der Jugend aus seiner Heimatstadt verstoßen. Ein Einsiedler im Wald zog ihn auf. Als er dort draußen herangewachsen war, glaubte der Königssohn, er sei auch einer der Wilden,

unter denen er lebte. Ein Abgesandter seines Vaters aber fand ihn und entdeckte ihm seine Herkunft. Da war der Irrtum von ihm genommen, und er wußte sich königlichen Blutes.« »So«, fährt der indische Philosoph fort, »verkennt die durch ihre Umgebung beeinflußte Seele ihren eigenen Wert, bis ein heiliger Lehrer ihr die Wahrheit enthüllt. Dann erkennt sie, daß sie Brahman ist.«

Ich glaube, wir Neuengländer führen deshalb ein so kümmerliches Leben, weil unser Blick nicht durch die Oberfläche dringt. Wir halten für wirklich, was nur Schein ist. Ginge ein Mensch durch diese Stadt, der nur das Wahre sähe, wo würde wohl der Mühlendamm bleiben? Berichtete er über das, was er wirklich dort sah, wir würden diesen Ort nach seiner Beschreibung nicht wiedererkennen. Seht doch nur ein Versammlungshaus genau an oder ein Gerichtsgebäude, ein Gefängnis, einen Laden oder ein Wohnhaus, und sagt dann, was sie im Licht der Wahrheit wirklich sind! Vor eurem Bericht würde alles in Trümmer zerfallen. Die Menschen glauben, die Wahrheit liege weit entfernt an den Rändern des Universums, hinter dem fernsten Stern, vor Adam und nach dem letzten Menschen. Die Ewigkeit ist gewißlich wahr und erhaben. Aber alle diese Zeiten, Orte und Gelegenheiten sind jetzt und hier. Gott selbst kulminiert in diesem Augenblick und wird im Laufe aller späteren Jahrtausende niemals göttlicher sein. Wir aber können das Hohe und Edle nur wahrnehmen, wenn wir unentwegt die uns umgebende Wirklichkeit in uns aufnehmen. Das Weltall entspricht immerwährend und gehorsam unseren Vorstellungen. Unsere Bahn ist vorgeschrieben, ob wir nun schnell oder langsam reisen. So sei denn unser Leben zugleich Erkennen. Bisher haben Künst-

ler und Dichter noch kein so edles Vorbild aufgerichtet, daß die Nachwelt es nicht schließlich erreichen könnte. Laßt uns danach trachten, nur einen Tag so überlegt zu leben wie die Natur! Nicht jede Nußschale und jeder Schmetterlingsflügel, der auf unsern Weg fällt, soll uns aus dem Geleise bringen. Früh wollen wir aufstehen und fasten oder ruhig und ohne Störung frühstücken. Mögen Gäste kommen oder gehen, mögen die Glocken läuten und die Kinder schreien – wir wollen unsern Tag genießen. Warum sollten wir klein beigeben und im Strom mitschwimmen? Wir wollen nicht untergehen und ertrinken in diesem schrecklichen Strudel, der Untiefe zur Mittagszeit, die Essen heißt. Entgeht dieser Gefahr und ihr seid gerettet, denn den übrigen Weg geht es bergab! Morgenfrisch segelt mit stählernen Nerven daran vorüber, laßt euch an den Mast binden wie Odysseus und seht nach der anderen Seite. Wenn die Maschine pfeift, so laßt sie pfeifen, bis sie heiser ist vor Anstrengung. Müssen wir denn gleich rennen, wenn die Glocke läutet? Denken wir lieber daran, was das für Musik ist! Wir wollen uns wappnen, uns unseren Weg zu bahnen durch den Schmutz und Kot der Meinungen, des Vorurteils und der Tradition, der Täuschung und des Scheins. Diese Schlammschicht bedeckt den ganzen Erdball – Paris und London, New York, Boston und Concord, Dichtung, Philosophie und Religion. Schließlich stoßen wir auf festen Grund und gewachsene Felsen. Hier können wir von Wirklichkeit sprechen und mit Sicherheit sagen: Das ist. Erst dann können wir beginnen, denn wir haben einen Stützpunkt bei Hochwasser, Frost und Hitze, eine Stelle, wo man eine Mauer oder einen Staat errichten kann; wo man einen Laternenpfahl fest einrammen kann oder einen Pegel – kein Nilometer,

aber ein Realometer. Dann können spätere Zeiten daran erkennen, wie hoch die Wellen des Truges und Scheines zeitweilig schlugen. Wenn man einer Tatsache von Angesicht zu Angesicht gegenübersteht, sieht man die Sonne auf ihren Flächen schimmern wie ein Türkenschwert. Man fühlt den willkommenen Stahl mitten durch Mark und Bein gehen, und dann beschließt man seine irdische Laufbahn glücklich. Nur nach der Wirklichkeit verlangen wir, mag sie Leben oder Tod bedeuten. Sterben wir dann tatsächlich, so wollen wir den Atem röcheln hören und die Kälte in den Gliedern spüren. Solange wir aber leben, wollen wir unsere Pflicht tun!

Die Zeit ist nichts anderes als ein Strom, an dem ich fische, aus dem ich trinke. Beim Trinken erkenne ich den sandigen Grund und sehe, wie seicht das Wasser ist. Darum will ich im Himmel fischen, dessen Grund steinig ist von Sternen. Nicht bis eins kann ich zählen, nicht einmal den ersten Buchstaben des Alphabetes kenne ich. Immer habe ich es beklagt, daß ich nicht so weise war wie der Tag, an dem ich geboren wurde. Der Geist ist ein scharfes Messer, er frißt seinen Weg in das Geheimnis der Dinge. Ich möchte meine Hände nicht mehr regen als nötig ist. Mein Kopf ersetzt mir Hände und Füße. Hier weiß ich alle meine Fähigkeiten beisammen. Mein Instinkt sagt mir, daß mein Kopf ein Grabwerkzeug ist, so wie manche Tiere ihre Schnauzen und Vorderpfoten benutzen. Mit meinem Kopf will ich Schächte graben und meinen Weg durch das Bergesinnere finden. Hier irgendwo muß die reichste Ader liegen, das weiß ich durch die Wünschelrute und die feinen Dämpfe, die aufsteigen. Hier will ich in die Tiefe zu graben beginnen.

Kapitel III

LESEN

Wählten die Menschen ihre Tätigkeit ein wenig überlegter, sie würden alle wirkliche Forscher und Beobachter werden, denn sie haben an des Menschen Wesen und Bestimmung schließlich alle gleiches Interesse. Wir sind sterblich, wenn wir für uns oder für unsere Nachfahren Besitz anhäufen, eine Familie oder einen Staat gründen, ja selbst wenn wir nach Ruhm streben. Einzig das Streben nach Wahrheit macht uns unsterblich, hier brauchen wir weder Wechsel noch Unglück zu fürchten. Der älteste ägyptische oder indische Philosoph hat einen Zipfel des Schleiers am Standbild der Gottheit gelüftet. Noch immer ist das Gewand ein wenig erhoben, und mir erscheint der Glanz ebenso strahlend wie dem alten Denker. Denn in ihm war ich damals so kühn, und ihm erscheint in mir die Vision aufs neue. Kein Staub ist auf das Gewand gefallen, keine Zeit ist verstrichen, seit diese Gottheit enthüllt wurde. Die Zeit, die wir wahrhaft nutzen, ist weder Vergangenheit, noch Gegenwart, noch Zukunft.

Meine Wohnung war nicht nur zum Denken, sondern auch zu ernsthafter Lektüre viel geeigneter als eine Universität. Zwar war ich nicht im Bereich der üblichen zirkulierenden Leihbücherei, doch stärker denn je beeindruckten mich jene Bücher, die in der Welt zirkulieren. Ihre Sätze schrieb man zuerst auf Baumrinde und jetzt druckt man sie nur von Zeit zu Zeit auf Leinwandpapier. Bei dem Dichter Mîr Camar Uddîn Mast heißt es: »Als ich mich niedersetzte, halfen mir die Bücher, die Region der geistigen Welt zu durchwandeln. Ich wollte mich an einem einzigen Glas Wein berauschen – und trank den Nektar der Geheim-

lehren.« Den ganzen Sommer lang lag Homers Ilias auf meinem Tisch, aber ich blätterte nur gelegentlich darin. Eingehenderes Studium war mir unmöglich, denn meine Hände waren vollauf beschäftigt. Das Haus mußte fertiggestellt werden, und gleichzeitig waren die Bohnen zu hacken. Aber ich tröstete mich mit der Aussicht auf spätere gute Lektüre. Ein oder zwei seichte Reisebücher las ich zwischen der Arbeit, bis ich mich bei dieser Beschäftigung meiner selbst schämte und mich fragte, wo ich denn eigentlich lebte.

Der Student kann Homer und Aischylos im Original lesen, ohne Gefahr zu laufen, seine Zeit zu vergeuden, denn er muß bis zu einem gewissen Grade mit den Helden der Dichter wetteifern und ihren Taten Morgenstunden widmen. Die Heldenbücher, mögen sie auch in den Schriftzeichen unserer Sprache gedruckt sein, werden für Spätzeiten immer in einer toten Sprache geschrieben sein. Mühsam müssen wir die Bedeutung jedes Wortes und jeder Zeile suchen und ihren Gehalt über den geläufigen Wortsinn hinaus mit all unserem Wissen, unserem Mut und Edelsinn soweit als möglich vertiefen. Der moderne billige Buchdruck mit all seinen Übersetzungen hat uns den heroischen Dichtern des Altertums wenig näherzubringen vermocht. So einsam wie nur je erscheinen sie, und ihre Schriftzeichen sind noch immer fremd und seltsam. Es ist den Einsatz der Jugend und kostbarer Stunden wert, wenigstens einige Worte einer klassischen Sprache zu erlernen. Sie erheben sich über die Trivialität der Straße und werden beständige Anregung, ständiger Ansporn. Nicht vergeblich bewahrt und wiederholt der Bauer die wenigen lateinischen Worte, die ihm zu Ohren kamen. Manchmal behaupten

die Leute, das Studium der Klassiker müsse auf die Dauer neuzeitlicheren, praktischeren Studien weichen. Der wissensdurstige Student aber wird immer die Klassiker studieren, ganz gleich, in welcher Sprache sie geschrieben und wie alt sie sind. Sind denn die Klassiker etwas anderes als die erhabensten Gedanken der Menschen, die uns überliefert sind? Sie sind die einzigen Orakel, die nicht verklungen sind, und sie geben auf die neuesten Fragen Antworten, wie sie Delphi und Dodona nicht geben konnten. Ebensogut könnten wir das Studium der Natur aufgeben, weil sie alt ist. Richtig lesen, d. h. wahre Bücher in wahrem Geist lesen, ist eine edle Tätigkeit, die dem Leser größere Aufgaben stellt als irgendein Sport, der heute modern ist. Man braucht dazu ein Training, wie es die Wettkämpfer durchmachten, ja man braucht dazu fast des ganzen Lebens stetiges Streben. Man muß Bücher ebenso gesammelt und wohlbedacht lesen wie sie geschrieben wurden. Es ist nicht einmal genug, daß man die Sprache des Volkes spricht, in der sie geschrieben sind; denn zwischen gesprochener und geschriebener, gehörter und gelesener Sprache liegt ein großer Unterschied. Die eine ist notwendig vorübergehend, ein Laut, ein Schall, nur ein farbloser, fast roher Dialekt, den wir unbewußt wie die Tiere von unserer Mutter lernen. Die zweite Sprache aber ist der ersten Blüte und Frucht. Ist jene unsere Muttersprache, so ist diese unsere Vatersprache, eine sorgsam gewählte Ausdrucksweise, zu gehaltvoll, als daß man sie mit dem Ohr aufnehmen könnte. Um sie zu sprechen, müssen wir noch einmal geboren werden. Die vielen, die im Mittelalter nur Latein und Griechisch sprachen, waren durch den Zufall der Geburt nicht berechtigt, die in diesen Sprachen geschriebenen Meisterwerke zu lesen.

Denn die Bücher waren nicht in dem ihnen bekannten Latein oder Griechisch geschrieben, sondern in der gewählten Sprache der Dichtung. Die edleren Dialekte Griechenlands und Roms hatten sie nicht gelernt, das bloße Papier, auf das sie geschrieben waren, war für diese Menschen verschwendetes Material, sie schätzten billige zeitgenössische Literatur höher. Als jedoch die einzelnen europäischen Völker ausgeprägte, wiewohl noch rohe nationale Schriftsprachen geschaffen hatten, die den aufsteigenden Literaturen als Grundlage genügten, lebte das Studium der Klassiker wieder auf. Aus dieser Entfernung erst vermochten die Gelehrten die Schätze des Altertums zu erkennen. Was alle Griechen und Römer nicht hören konnten, lasen nach langer Zeit einige wenige Gelehrte, und nur wenige Gelehrte lesen es noch heute.

Mögen wir des Redners gelegentlichen Schwung noch so sehr bewundern – wie das gestirnte Firmament über den Wolken liegt, so liegt das edle geschriebene Wort weit hinter oder über der schwankenden Rede. Dort sind die Sterne; l e s e sie, wer kann. Die Astronomen erklären und beobachten sie unentwegt. Diese Schriften sind nicht ein Rauch und Dunst wie unsere täglichen Gespräche. Was man auf dem Markt für Beredsamkeit hält, erweist sich im Zimmer gewöhnlich als Rhetorik. Der Redner gibt sich der Inspiration eines vorübergehenden Augenblicks hin und spricht zu dem Pöbel vor sich, zu jenen, die ihn hören können. Der Schriftsteller aber, dem ruhigeres Leben die Gelegenheit zu seiner Kunst bietet, würde von dem Geschehnis und der Menge abgelenkt werden, die den Redner anfeuern. Er spricht zu Geist und Herz der Menschheit, zu allen Menschen aller Zeiten, die ihn verstehen können.

Kein Wunder, daß Alexander auf seinen Zügen die Ilias in einer prächtigen Schatulle mit sich führte. Das geschriebene Wort ist die kostbarste Reliquie. Es ist uns innerlich vertrauter als jedes andere Kunstwerk und gehört doch der Allgemeinheit. Es ist das Kunstwerk, das dem Leben am nächsten steht. Es kann in jede Sprache übersetzt werden, es kann nicht nur gelesen, sondern von allen menschlichen Lippen gesprochen werden. Man kann es nicht nur in Marmor meißeln oder auf der Leinwand darstellen, sondern aus dem Atem des Lebens selbst formen. Der Gedanke eines antiken Menschen, im Wort beschlossen, wird zur Sprache eines modernen Menschen. Zweitausend Sommer haben den griechischen Dichtungen und Marmorbildern nur eine reifere, herbstlich goldene Farbe verliehen, denn diese Werke hat ihr klarer himmlischer Glanz in alle Länder getragen und vor der Zerstörung durch die Zeit bewahrt. Bücher sind der gespeicherte Reichtum der Welt und wahres Erbe der Geschlechter und Völker. Die ältesten und besten Bücher sollten füglich auf den Bücherbrettern jedes Hauses stehen. Sie sprechen nicht in eigener Sache; weil sie aber des Lesers menschliche Bildung erhellen und bestärken, wird er sie nicht zurückweisen. Ihre Verfasser bilden einen natürlichen, unwiderstehlichen Adel in jeder Gesellschaft. Stärker als Könige und Kaiser beeinflussen sie die Menschheit. Hat sich der ungebildete, vielleicht gar spottlustige Kaufmann durch Mut und Fleiß die begehrte Muße und Unabhängigkeit erworben und ist zu den reichen, führenden Kreisen zugelassen – er wird unweigerlich letzten Endes den höherstehenden Kreisen des Geistes und Genies zustreben. Die Unvollkommenheit seiner Bildung, die Nichtigkeit und Leere all seiner Reichtümer kommt ihm zum Bewußtsein,

und er zeigt ferner seine Einsicht dadurch, daß er sich bemüht, seinen Kindern jene geistigen Güter zu sichern, deren Mangel er selbst so stark empfindet. So erst wird er zum Ahnherrn einer Familie.

Wer nicht gelernt hat, die alten Klassiker im Original zu lesen, kann nur unvollkommene Kenntnis von der Geschichte des Menschengeschlechts haben. Denn man beachte wohl: noch sind sie in keiner modernen Sprache nachgedichtet worden, es sei denn, man betrachte unsere ganze Kultur als eine solche Nachdichtung.. Was wir auch immer von der Größe späterer Autoren halten, selten, wenn überhaupt, haben sie die Schönheit und Vollendung der unvergänglichen, heroischen dichterischen Werke der Alten erreicht. Nur der kann hier davon sprechen, daß wir die Klassiker vergessen könnten, der sie niemals las. Es wird noch immer Zeit sein, sie zu vergessen, wenn wir so viel gelernt haben, so viel Verstand besitzen, sie zu verstehen und zu würdigen. Das erst wird eine wahrhaft reiche Zeit sein, wenn jene Reliquien, die wir Klassiker nennen, und die noch älteren, noch klassischeren, aber auch noch unbekannteren Schriften der Völker noch eifriger gesammelt worden sind. Wenn die Vatikane angefüllt sein werden mit Weden, Zendawestas und Bibeln, mit Homeren, Danten und Shakespearen; wenn die Jahrhunderte nacheinander kommen und ihre Trophäen auf dem Forum der Welt niederlegen werden. Nur von dem Gipfel eines Berges von Büchern können wir selbst in den Himmel emporsteigen.

Noch nie haben die Menschen bisher die Werke der großen Dichter gelesen; denn nur große Dichter können sie lesen. Nur so, wie die Menge in den Sternen liest, hat man sie gelesen, astrologisch, aber kaum je astronomisch. Die meisten Menschen haben lesen ge-

lernt, um einer armseligen Bequemlichkeit zu frönen, so wie sie rechnen gelernt haben, um ihre Bücher zu führen und im Handel nicht betrogen zu werden. Vom Lesen als einer edlen Geistesübung wissen sie wenig oder gar nichts. Aber gerade das ist Lesen im wahren Sinne, nicht dagegen, was uns nur einschläfert wie der Luxus und unterdessen die edleren Fähigkeiten schlummern läßt. Nein, zum Lesen müssen wir auf Zehenspitzen stehen und unsere wachsten, hellsten Stunden darangeben.

Meiner Meinung nach sollten wir die besten Dichtungen lesen, sobald wir buchstabieren können, und nicht ewig unser Abc und einsilbige Wörter in der 4. und 5. Klasse wiederholen; denn dann sitzen wir unser ganzes Leben lang auf der untersten und vordersten Bank. Die meisten Menschen sind zufrieden, wenn sie e i n gutes Buch lesen oder vorlesen hören, vielleicht auch von der Weisheit dieses einen Buches, nämlich der Bibel, überzeugt sind. Ihr übriges Leben vegetieren sie nur dahin und vergeuden ihre Fähigkeiten an sogenannte leichte Lektüre. In unserer Leihbücherei gibt es ein mehrbändiges Werk mit dem Titel »Little Reading«[1]. Ich glaubte, es spiele auf eine Stadt dieses Namens an, in der ich noch nicht gewesen war. Es gibt Menschen, die wie Kormorane und Strauße alles verdauen können, und wenn sie gerade die reichste Mahlzeit von Fleisch und Gemüse zu sich genommen haben; sie wollen nichts umkommen lassen. Sind andere die Maschinen, die dieses Futter herstellen – sie sind die Maschinen, die es verbrauchen. Sie lesen die hunderttausendste Geschichte über Zebulon und Sophronia, wie die sich

[1] Wörtlich: Kleine Lektüre, gemeint ist seichte Unterhaltungslektüre; zugleich Wortspiel mit dem englischen und amerikanischen Ortsnamen Reading (z. B. in Pennsylvanien).

liebten wie niemand je zuvor, obgleich ihre Liebe auf unebenem Pfad dahin lief. Ganz gleich, mochte sie laufen oder stolpern, sie steht wieder auf und wandert weiter! Sie lesen, wie ein armer Unglücklicher auf einen Kirchturm kletterte und wäre doch besser nur bis zum Glockenturm gekommen. Wenn ihn der glückliche Verfasser unnötigerweise hinaufgebracht hat, läutet er die Glocke, damit alle Welt zusammenströme und vernehme, o Wunder, wie er wieder herabkam! Ich hielte es für besser, wenn man all diese ehrgeizigen Helden der gesamten Romanliteratur in menschliche Wetterhähne verwandelte, wie man früher die Helden unter die Sterne versetzte. Dann mögen sie sich dort herumdrehen bis sie rostig sind, statt herabzusteigen und ehrliche Menschen mit ihren Possen zu belästigen. Wenn der Romanschreiber das nächste Mal läutet, will ich nicht einen Fuß rühren, mag auch das Rathaus niederbrennen. »Der Sprung des Zehenspitzenhupfers, eine Romanze aus dem Mittelalter vom berühmten Dichter des Tittle-Tol-Tan. Erscheint in monatlichen Lieferungen. Riesenerfolg. Kommt nicht alle auf einmal!« So etwas lesen sie mit tellergroßen Augen, mit reger, aufrichtiger Neugier und ohne sich den Magen zu verderben, den man gar nicht besonders anzuregen braucht. Ganz so verschlingt ein Quintaner die vergoldete Zweigroschenausgabe des Aschenbrödel. Irgendeinen Nutzen kann ich dabei nicht entdecken, weder in der Aussprache, noch im Vortrag oder der Betonung, noch auch in der Fähigkeit, eine Moral hineinzulegen oder herauszulesen. Was herauskommt, ist ein beschränkter Horizont, eine Kreislaufstockung und allgemeine Schwächung und Verwässerung der geistigen Fähigkeiten. Diese Sorte Pfefferkuchen wird täglich in fast jedem Ofen emsiger als Weizenbrot oder

Maiskuchen gebacken. Und sie verkauft sich auch besser.
Selbst sogenannte ernsthafte Leser lesen nicht die besten Bücher. Wie hoch steht denn bei uns in Concord die Kultur? Mit wenigen Ausnahmen findet man keinen Geschmack an den besten oder doch wenigstens guten Büchern der englischen Literatur, deren Worte jeder lesen und buchstabieren kann. Sogar die akademisch und angeblich höher gebildeten Leser kennen hier ebenso wie anderswo die englischen Klassiker wenig oder gar nicht. Die uralte Weisheit der Menschen, die alten Klassiker und Bibeln zu lesen, die allen Interessierten zugänglich sind, bemüht man sich kaum. Ich kenne einen Holzfäller in den besten Jahren, der eine französische Zeitung hält. Nicht der Neuigkeiten halber, darüber sei er hinaus; aber er wolle in der Übung bleiben. Er ist nämlich gebürtiger Kanadier. Frage ich ihn dann, was er für die nächstbeste Beschäftigung auf dieser Welt hält, so meint er, das sei, sein Englisch zu pflegen und zu verbessern. Mehr wollen die studierten Leute meist auch nicht, und sie benutzen zu diesem Zweck eine englische Zeitung. Wenn jemand gerade eines der besten englischen Bücher gelesen hat, wie viele wird er wohl finden, mit denen er darüber sprechen kann? Hat er nun gar einen griechischen oder römischen Klassiker im Original studiert, dessen Ruhm auch den Ungebildeten wohlbekannt ist, so findet er niemanden, mit dem er darüber sprechen kann und muß schweigen. Wer in dieser Stadt könnte mir auch nur die Titel der Heiligen Schriften oder Bibeln der Menschheit nennen? Die meisten wissen gar nicht, daß außer den Hebräern noch ein anderes Volk eine Heilige Schrift hatte. Um einen Silberdollar aufzuheben, wird jeder, aber auch jeder, einen beträchtlichen Umweg

machen. Hier aber liegen die goldenen Worte, die die größten Weisen des Altertums sprachen, Worte, deren Wert uns die Weisen späterer Zeiten bestätigt haben. Wir jedoch lernen das Lesen nur für Unterhaltungslektüre, für Fibeln und Schulbücher. Nach der Schule kommen wir bis Little Reading, zu Märchenbüchern für Kinder und Anfänger. Unsere Lektüre, unsere Unterhaltung, unser Denken – alles steht auf einer sehr niedrigen, Zwergen und Pygmäen angepaßten Stufe.

Ich möchte mit weiseren Menschen bekannt sein, als unser Concord sie hervorgebracht hat. Ihre Namen kennt man hier kaum. Oder soll ich den Namen Platos hier hören, ohne jemals ein Buch von ihm zu lesen? Das wäre so, als lebte Plato in meiner Stadt und ich hätte ihn nie gesehen, als wäre er mein nächster Nachbar, dessen Stimme ich nie hörte, noch seinen weisen Worten Aufmerksamkeit schenkte. Wie ist das denn eigentlich? Die Dialoge, die sein Unsterbliches enthalten, liegen auf dem nächsten Bücherregal – und doch habe ich sie nie gelesen. Wir sind ungebildet, roh und unwissend. Ich muß gestehen, daß ich in dieser Hinsicht wenig Unterschied mache zwischen der Ungebildetheit meiner Mitbürger, die überhaupt nicht lesen können, und der Ungebildetheit dessen, der nur zu lesen gelernt hat, was für Kinder und Toren paßt. Wir sollten so edel sein wie die besten Menschen des Altertums. Dazu müßten wir wenigstens erst wissen, wie hochherzig sie waren. Wir sind ein Geschlecht von Zwergen, unsere Geistesflüge erheben sich kaum über die Spalten der Tageszeitung.

Nicht alle Bücher sind so langweilig wie ihre Leser. Man findet darin mitunter Worte, die genau auf unsere eigene Lage zutreffen. Könnten wir sie richtig hören

und verstehen, so wären sie für uns vielleicht segensreicher als Morgen und Frühling für unser Leben. Sie könnten vielleicht unsere gesamte Lebensauffassung verwandeln. Manch ein Mensch hat mit einem Buch eine neue Epoche seines Lebens begonnen. Vielleicht finden wir gerade das Buch, das unsere Wunder erklärt und neue aufzeigt. Das noch Unaussprechliche finden wir vielleicht irgendwo gesagt. Dieselben Fragen, die uns erregen, verwirren und quälen, sind allen weisen Menschen begegnet. Da fehlt auch nicht eine. Jeder hat sie nach seinem besten Wissen beantwortet mit seinen Worten oder mit seinem Leben. Überdies werden wir mit der Weisheit zugleich die Freisinnigkeit lernen. Der einsame Landarbeiter auf einem Gut bei Concord mag denken, das sei nicht wahr. Seine Wiedergeburt, seine besondere religiöse Überzeugung und sein Glaube treiben ihn, wie er meint, zu stummer Würde und Abgeschlossenheit. Vor tausenden von Jahren aber wanderte Zoroaster die gleiche Straße und machte die gleiche Erfahrung. Er jedoch war weise und erkannte, daß sie allen gemeinsam sei. Entsprechend behandelte er seine Mitmenschen. Ja, er soll sogar den Gottesdienst erfunden und bei den Menschen eingeführt haben. So möge also der Arbeiter demütig mit Zoroaster und Christus gehen und durch den befreienden Einfluß der edelsten Menschen lernen, »unsere Kirche« als Ballast über Bord zu werfen.

Wir brüsten uns, Menschen des 19. Jahrhunderts und fortschrittlicher als alle anderen Völker zu sein. Aber man sehe doch nur, was dieses Städtchen für seine Kultur tut!.. Auf alles, was unserer leiblichen Pflege und Verpflegung dient, verwenden wir mehr als auf die Nahrung unseres Geistes. Es wird Zeit, daß wir statt der üblichen Schulen außerordentliche hätten

und nicht unsere Erziehung abbrechen, wenn wir erwachsen sind. Unsere Dörfer sollten endlich Universitäten werden. Soll denn die Welt immer nur auf Paris oder Oxford angewiesen sein? Können nicht auch hier unter dem Himmel Concords Studenten leben und eine freie Erziehung erhalten? Können wir keinen Abälard gewinnen, der uns unterweist? Aber ach, das Vieh zu füttern und den Reichtum zu hüten, hält uns zu sehr von der Schule ab. In diesem Land sollte die kleine Stadt in mancher Hinsicht das Grafenschloß ersetzen. Sie sollte zum Schützer der edlen Künste werden. Sie ist reich genug. Es fehlt nur die edle Absicht und die Vorbildung. Für das, was Bauer und Handwerker schätzen, wird genug ausgegeben, dagegen hält man den Vorschlag für utopisch, Geld für Dinge aufzubringen, die dem Einsichtigen als bedeutend größere Werte erscheinen.. Wenn wir schon im 19. Jahrhundert leben, warum sollen wir dann nicht die Vorteile genießen, die es uns bietet? Warum soll unser Leben in irgendeiner Hinsicht hinterwäldlerisch sein?.. Der Adlige mit erlesenem Geschmack umgibt sich mit allem, was seiner Bildung dient, mit Genie, Gelehrsamkeit und Geist, mit Büchern, Gemälden und Bildwerken, mit Musik, mit philosophischen Werken und dergleichen mehr. Das sollte auch die Stadt tun.. Es entspricht dem Geist unserer Verfassung, daß wir gemeinsam handeln. Ich vertraue darauf, daß dank unserer besseren Verhältnisse unsere Mittel größer sind als die des Edelmannes. Neuengland kann alle Weisen der Welt als Lehrer anstellen. Es kann sie erhalten und braucht nicht im geringsten hinterwäldlerisch zu sein. Das ist die außerordentliche Schule, die uns fehlt. Statt der Edelmänner wollen wir Städte edler Männer haben. Wenn es nötig ist, baut keine Brücke

über den Fluß und macht einen Umweg! Überbrückt lieber den dunkleren Abgrund der Unwissenheit, in dem wir leben!

Kapitel IV

LAUTE

Wir laufen Gefahr, jene Sprache zu vergessen, die alle Dinge und Ereignisse ohne Umschreibung sprechen, wenn wir uns nur auf Bücher beschränken, und seien es die erlesensten und besten; wenn wir nur ganz bestimmte Schriftsprachen lesen, die selbst nur Dialekte, Mundarten sind. Nur jene große Sprache ist umfassend und klassisch. Viel wird in ihr veröffentlicht, aber wenig gedruckt. Ist der Fensterladen weit geöffnet, so denkt man nicht mehr an die Sonnenstrahlen, die hindurchfielen, als er geschlossen war. Keine Methode oder Disziplin kann uns jemals von der Notwendigkeit befreien, immer wachsam zu sein. Welches Lehrfach kann sich denn messen mit der ständigen Aufmerksamkeit für alles, was zu sehen ist? Weder ein Geschichts- noch ein Philosophiekurs, auch nicht eine Unterweisung in der Dichtkunst, wie gut sie zusammengestellt sein möge, noch auch die beste Gesellschaft oder die bewundernswerteste Lebenskunst. Willst du nur lesen, nur Schüler sein, oder willst du sehen? Lies mutig dein Geschick, sieh zu, was vor dir liegt, und schreite tapfer vorwärts in die Zukunft!

Im ersten Sommer las ich nicht, ich hackte meine Bohnen. Aber nein, oft hatte ich auch Besseres zu tun. Es gab Zeiten, wo ich die Blüte des gegenwärtigen Augenblicks keiner körperlichen oder geistigen Tätigkeit zu opfern vermochte. Ich liebe es, meinem Leben einen weiten Spielraum zu lassen. Im Sommer saß ich nach

dem täglichen Bad manchmal von Sonnenaufgang bis Mittag in Träumereien versponnen zwischen Tannen, Walnuß- und Sumachbäumen vor meiner Tür in der Sonne. Einsamkeit und Stille waren vollkommen. Vögel sangen in der Runde oder glitten lautlos durchs Haus. Erst wenn die Sonne durch das Westfenster hereinfiel oder ein Reisewagen auf der fernen Landstraße vorüberrollte, erinnerte ich mich daran, wie die Stunden verflogen. Diese Zeiten waren nutzbringender als jede Arbeit, ich wuchs dann wie das Korn bei Nacht. Diese Stunden wurden mir nicht vom Leben abgezogen, nein, es war Überschuß, mehr als mir eigentlich zustand. Ich begriff, was die Orientalen unter Kontemplation und selbstgewählter Untätigkeit verstehen. Meist achtete ich gar nicht darauf, wie die Stunden verstrichen. Der Tag brach an, als wolle er mein Werk beleuchten. Eben war es noch Morgen, auf einmal ist es Abend, und nichts Nennenswertes ist vollbracht. Statt wie die Vögel zu singen, lächelte ich innerlich über mein stetes Glück. Hatte der Sperling auf dem Walnußbaum vor meiner Tür sein Lied, so konnte er aus meinem Nest ein vergnügtes Lachen oder unterdrücktes Jubilieren hören. Meine Tage trugen nicht wie Wochentage den Namen irgendeiner heidnischen Gottheit, sie waren auch nicht in Stunden zerhackt und vom Ticken einer Uhr zerrissen. Ich lebte wie die Puri-Indianer, von denen es heißt, daß »sie für ‚gestern', ‚heut' und ‚morgen' nur ein Wort haben. Die verschiedene Bedeutung drücken sie aus, indem sie für ‚gestern' rückwärts zeigen, für ‚morgen' vorwärts und über sich für den ablaufenden Tag«. Meinen Mitbürgern erschien das zweifellos als reiner Müßiggang. Hätten mich aber Vögel und Blumen mit ihrem Maß gemessen, sie hätten mich nicht

zu leicht befunden. Es stimmt schon, jeder Mensch muß seinen Ansporn in sich selbst finden. Der Tag an sich ist unbewegt und wird seine Trägheit nicht tadeln.

Mein Leben selbst war mein Vergnügen und verlor seine Neuheit niemals. Diesen Vorteil zumindest gab mir meine Lebensführung über all jene, die in Gesellschaft und Theater Zerstreuung suchen müssen. Mein Leben war ein Schauspiel mit vielen Szenen, und es ging nie zu Ende. Die Langeweile plagte uns bestimmt nie, wenn wir Leben und Broterwerb nach der letzten und besten Methode einrichteten, die wir gelernt haben. Halte dich nur ganz an deinen Genius, er wird dir stündlich neue Möglichkeiten zeigen!

Hausarbeit war mir angenehmer Zeitvertreib. War mein Fußboden schmutzig, so stand ich zeitig auf und räumte meine Möbel hinaus aufs Gras.. Dann besprengte ich die Dielen mit Wasser, streute weißen Sand vom Seeufer darüber und scheuerte sie dann mit einer Bürste weiß und glänzend. Ehe noch die Städter frühstückten, hatte die Sonne mein Haus so weit getrocknet, daß ich wieder einräumen konnte. Meine Betrachtungen wurden dabei kaum unterbrochen.. Alle meine Hausgeräte schienen froh zu sein, einmal hinauszukommen.. Die vertrauten Dinge sehen im Freien ganz anders aus als im Zimmer. Ein Vogel sitzt auf dem nächsten Zweig, Immergrün wächst unter dem Tisch, um dessen Beine sich Brombeergestrüpp rankt. Tannenzapfen, stachliche Kastanienschalen und Erdbeerblätter sind über den Boden verstreut. Es sah fast so aus, als wären diese Formen deshalb auf unsere Möbel übertragen worden, weil sie einst mitten darin standen.

Mein Haus lag am Hügelhang, unmittelbar am Saum

eines größeren Waldes, inmitten von Pechtannen und jungen Walnußbäumen. Ein schmaler Pfad führte zum nahen See hinab. In meinem Vorgarten grünten Erdbeeren, Brombeeren, Immergrün, Beifuß und Goldrauten, Zwergeichen, Sandkirschen, Heidelbeeren und Erdnüsse. Ende Mai schmückte die Sandkirsche (*Cerasus pumila*) die Wegränder mit ihren zarten Blüten, die in Dolden zylindrisch um den kurzen Zweig angeordnet sind. Unter der Last schöner, großer Kirschen fielen die Äste im Herbst in Girlanden gleich Strahlenbündeln über den Weg. Um mich der Natur höflich zu bezeigen, kostete ich die kaum genießbaren Früchte. Der Sumachbaum (*Rhus glabra*) wuchs üppig beim Haus. Er durchbrach den von mir aufgeschütteten Erdwall und wurde im ersten Jahr fünf bis sechs Fuß hoch. Das breite, gefiederte tropische Blatt sah schön, aber fremdartig aus. Im späten Frühling sprangen die großen Knospen plötzlich aus den trockenen, scheinbar abgestorbenen Stengeln und entfalteten sich wie durch Zauberkraft in anmutig zarte grüne Zweige von einem Zoll im Durchmesser. Sie wuchsen ganz sorglos und überschätzten oft die eigene Kraft. Dann hörte ich, während ich am Fenster saß, plötzlich einen feinen Zweig wie einen Fächer zu Boden fallen. Sein eigenes Gewicht hatte ihn gebrochen, denn es regte sich kein Lüftchen. Im August wurden die unzähligen Beeren, die als Blüten viele wilden Bienen angelockt hatten, allmählich samtrot. Auch ihr Gewicht bog die dünnen Zweige nieder und brach sie.

Wie ich an diesem Sommernachmittag vor meinem Fenster sitze, kreisen Habichte über meiner Lichtung. Das Gurren wilder Tauben erfüllt die Luft. Zu zweit oder zu dritt kreuzen sie mein Blickfeld oder hüpfen

unruhig auf den Zweigen der Weißtanne hinter dem Haus umher. Ein Fischreiher holt einen Fisch aus der Tiefe und kräuselt die gläserne Seefläche. Aus dem Sumpf vor meiner Tür stiehlt sich eine Otter hervor und greift am Ufer einen Frosch. Das Schilf biegt sich unter dem Gewicht der hin- und herschwirrenden Sumpfvögel. Seit einer halben Stunde höre ich das Rattern der Eisenbahn an- und abschwellen wie den Flügelschlag eines Rebhuhns. Die Bahn bringt Reisende aus Boston aufs Land. Denn ganz aus der Welt lebte ich ja nun doch nicht.. Die Strecke nach Fitchbury führt etwa fünfhundert Schritt von meinem Haus entfernt am See vorüber. Gewöhnlich gehe ich am Bahndamm entlang zum Dorf, er verbindet mich sozusagen mit der Menschenwelt. Die Männer auf den Güterzügen, die die ganze Strecke befahren, grüßen mich als alten Bekannten, sooft kommen sie vorüber. Augenscheinlich halten sie mich für einen Beamten. Und das bin ich ja auch. Ich möchte schon irgendwo auf der Welt Streckenarbeiter sein.

Sommer und Winter durchschrillt der Pfiff der Lokomotive meine Wälder wie der Schrei eines Habichts, der über eine Farm fliegt. Ich weiß dann, daß viele emsige Kaufleute aus der Hauptstadt oder unternehmungslustige Geschäftsleute von der anderen Seite in unser Städtchen kommen. Treffen sie im gleichen Kreise zusammen, so rufen sie einander ein warnendes »Platz da!« zu, das man mitunter im Umkreis zweier Städte hört. Hier kommen deine Waren, Land, und hier deine Vorräte, Landmann! Keiner ist auf seiner Farm so unabhängig, daß er sie zurückweisen könnte. Und hier ist das Geld dafür, gellt die Pfeife des Bauern. Bauhölzer rasen mit zwanzig Meilen Geschwindigkeit wie Sturmböcke gegen die Stadtmauern, Holz genug,

allen Mühseligen und Beladenen drinnen Stühle zu machen. Mit so großmütiger, hölzerner Zuvorkommenheit bietet das Land der Stadt einen Stuhl an. Alle Heidelbeerhügel werden geplündert, alle Preiselbeerwiesen in die Stadt geschafft. Baumwolle kommt herein, fertiges Tuch geht hinaus. Der Süden liefert Seide, der Norden schickt Wolle. Bücher kommen herauf, aber der Geist, der sie schreibt, geht nieder.

Mit ihrem Wagenzug bewegt sich die Lokomotive wie ein Planet vorüber, oder nein, wie ein Komet. Denn wer sie sieht, weiß nicht, ob sie in dieser Geschwindigkeit und in der gleichen Richtung in diesem System noch einmal auftauchen wird, denn ihre Bahn scheint keine rückläufige Kurve zu sein. Wie ein Banner weht die Rauchfahne in goldenen und silbernen Windungen, mancher Abendwolke gleich, die sich hoch am Himmel dem Licht entfaltete. Es scheint, als wolle dieser wandernde Halbgott, dieser Wolkenbezwinger, demnächst den Abendhimmel zur Livree seines Gefolges machen. Das erzene Roß erfüllt die Täler mit seinem donnergleichen Schnauben, seine Füße machen die Erde erbeben, und Feuer und Rauch atmen seine Nüstern. (Wird man ein geflügeltes Roß oder einen feurigen Drachen in die neue Mythologie aufnehmen?) Die Erde scheint nun ein Geschlecht zu tragen, das würdig ist, sie zu bewohnen. Möchte doch der Schein nicht trügen und der Mensch sich die Elemente für edle Zwecke untertan machen!

Wäre doch die Wolke über der Maschine der Dunst heroischer Taten oder segenspendend gleich der Wolke über des Bauern Feld! Dann würden die Elemente, ja die Natur selbst würde die Menschen auf ihren Wegen begleiten und beschützen.

Ich beobachte morgens die vorübergleitenden Wagen

mit der gleichen Empfindung wie die aufgehende Sonne, die kaum pünktlicher erscheint. Minutenlang verdeckt mir die langgezogene, aufsteigende Rauchwolke des nach Boston eilenden Zuges die Sonne und wirft ihren Schatten auf meine fernen Felder, ein himmlischer Zug, gegen den der armselige Wagenzug, der sich an die Erde klammert, nur des Speeres Widerhaken ist.

Der Hüter des stählernen Rosses ist an diesem Wintermorgen früh aufgestanden, um sein Streitroß zu füttern und aufzuzäumen; die Sterne leuchteten noch über den Bergen. Auch das Feuer wurde früh entfacht, um ihm Lebenswärme einzuhauchen und es fortzutreiben. Wäre das Unternehmen doch ebenso unschuldig wie morgendlich! Bei tiefem Schnee schnallt man ihm die Schneeschuhe an und pflügt mit dem riesigen Pflug eine Furche vom Gebirge bis zur Küste, in die die Wagen wie nachfolgende Sämaschinen die rastlosen Menschen und beweglichen Waren ausstreuen. Tagtäglich braust das Feuerroß durch das Land und weckt mich um Mitternacht mit seinem Stampfen und wilden Schnauben, wenn es in einer einsamen Waldschlucht in Eis und Schnee den Elementen die Stirn bietet. Erst im Morgendämmern kehrt es in seinen Stall zurück, um ohne Rast und Schlaf zu neuen Fahrten aufzubrechen. Manchmal höre ich abends auch, wie es in seinem Stall die überschüssige Kraft des Tages abbläst, um für wenige Stunden eisernen Schlafes die Nerven zu beruhigen und Leber und Hirn zu kühlen.

Durch einsame Wälder am Rande der Städte, wo einstmals am Tage der Jäger umherstreifte, jagen nun in dunkler Nacht diese erleuchteten Salonwagen, ohne daß ihre Bewohner es merken. Jetzt hält der Zug an

einem strahlend erhellten Stationsgebäude in Groß- oder Kleinstadt, wo eine gesellige Menge versammelt ist. Im nächsten Augenblick scheucht er Eule und Fuchs im schaurigen Moor auf.

Mitunter schaffen sie mehr, als sie ahnen, und beschäftigen sich nützlicher, als sie je vorhatten. Der Heldenmut derer, die eine halbe Stunde bei Buena Vista an der Front standen, macht mir weniger Eindruck als der gleichmäßige, heitere Mut der Männer, die im Schneepflug Winterquartiere bezogen. Sie haben nicht nur die »Tapferkeit der ersten Morgenstunden«, die Napoleon für besonders selten hielt, nein, ihre Tapferkeit geht nicht so früh zur Ruhe, sie legen sich erst zu Bett, wenn der Sturm schläft oder die Sehnen ihres Stahlrosses erstarrt sind. Heute wütet der Schneesturm und macht der Menschen Blut erstarren. Aus Nebelschwaden gefrorenen Atems höre ich den gedämpften Pfiff der Lokomotive, der anzeigt, daß der Zug doch kommt und trotz des neuenglischen Nordostschneesturmes nur geringe Verspätung hat. Die Lokomotivführer sind mit Reif und Schnee bedeckt, ihre Köpfe sehe ich über die spitze Kante des Schneepfluges ragen..

Ankunft und Abfahrt der Züge sind nun die Einschnitte im dörflichen Tageslauf. Die Züge laufen so pünktlich und regelmäßig ein und aus, daß die Bauern ihre Uhren danach stellen. So reguliert eine wohlgeleitete Einrichtung das ganze Land. Sind die Menschen nicht pünktlicher geworden, seit die Eisenbahn erfunden wurde? Reden und denken sie nicht auf dem Bahnhof schneller als auf der Poststation? Die Bahnhofsluft wirkt elektrisierend..

Für den Handel spricht sein Unternehmungsgeist und seine Kühnheit. Er ringt nicht die Hände und betet zu

Jupiter. Tagtäglich sehe ich die Geschäftsleute mit mehr oder weniger Mut und Zufriedenheit ihrer Tätigkeit nachgehen. Es klingt erstaunlich: um Handel zu treiben, muß man vertrauensvoll und offen, wendig, unternehmungslustig und unermüdlich sein. Seine Methoden sind sehr einfach, viel natürlicher als manche phantastischen Unternehmungen und sentimentalen Versuche. Daher rührt auch sein einzigartiger Erfolg.

Mich erfrischt und erfreut es, wenn der Güterzug vorbeirasselt. Die Waren strömen die ganze Fahrt über ihre verschiedenartigen Gerüche aus, die mich an fremde Erdteile erinnern, an Korallenriffe und indische Ozeane, an die Tropen und an die Weite der Welt.. Angesichts dieser fremden Güter fühle ich mich stärker als Weltbürger. Wer etwa könnte die Geschichte dieser Ladung zerrissener Segel in allen Einzelheiten beschreiben?.. Das sind Probeabzüge, die keiner Korrektur bedürfen. Hier kommen Hölzer jeder Art und Güte.. Kalk aus Thomaston rollt vorüber.. Diese Lumpenballen – Überreste von Kleidern – hatten einstmals moderne Muster.., nun werden sie zu gleichmäßig gefärbtem Papier werden, auf das man Geschichten vom wirklichen, erhabenen und gemeinen Leben schreibt, die auf Tatsachen beruhen. Dieser geschlossene Wagen riecht nach Salzfischen.. Wer hat denn noch keinen Salzfisch gesehen, für diese Welt gerüstet, so daß nichts ihm etwas anhaben kann und seine Standhaftigkeit die Heiligen erröten macht? Man kann ihn zu allem verwenden.., nach einiger Zeit vermag schließlich niemand mehr zu sagen, ob das Ding ein Tier, ein Gemüse oder ein Mineral sei. Wirft man es aber in den Topf und kocht es, so kommt es schneeweiß als ausgezeichneter Stockfisch fürs Samstagessen heraus. Dann folgen spanische Felle; die Schwänze wehen

im Fahrtwind ganz so, wie sie die Ochsen über die südamerikanischen Pampas trugen. Sie sind der Inbegriff aller Widerspenstigkeit, ein Beweis dafür, wie hoffnungslos und unheilbar angeborene Untugenden sind. Sobald ich den wahren Charakter eines Menschen erkannt habe, muß ich zugeben, daß ich praktisch keine Hoffnung hege, ihn in diesem Leben zum Guten oder zum Bösen zu beeinflussen. Die Orientalen sagen: »Man kann den Schwanz eines Hundes erhitzen, pressen und mit Binden umwickeln. Nachdem man zwölf Jahre Arbeit darangegeben hat, wird er dennoch seine ursprüngliche Form wieder annehmen.« Gegen so viel Widerspenstigkeit, wie sie diese Schwänze zeigen, gibt es nur ein einziges wirksames Mittel: man mache Leim daraus. Das geschieht denn auch, soviel ich weiß. Dann bleiben die Schwänze stockstill und kleben. Hier kommt ein großes Faß Sirup oder Schnaps für John Smith, Cuttlingsville, Vermont, einen Krämer in den grünen Bergen. Er kauft ein für die Farmer in der Nähe seiner Waldlichtung. Jetzt steht er vielleicht gerade an seiner Ladentafel, denkt an die neuesten Wareneingänge an der Küste, und wie sie sich auf seine Preise auswirken werden, und sagt seinen Kunden an diesem Morgen zum zwanzigsten Male, daß er erstklassige Ware mit dem nächsten Zug erwartet. Das steht auch im Lokalblättchen von Cuttlingsville.

Während diese Dinge nordwärts fahren, kommen andere aus der entgegengesetzten Richtung. Vom Pfiff aufgeschreckt, schaue ich von meinem Buch auf und sehe eine schlanke Tanne aus dem Norden, bestimmt

»Ein Mast zu sein
Auf stolzem Schiff«[1].

[1] Zitat aus Miltons »Verlorenem Paradiese«, I 294.

Und horch, hier kommt der Viehzug mit Tieren von tausend Hügeln und Weiden, aus tausend Ställen.. Die Luft ist erfüllt vom Blöken der Kälber und Schafe und vom Gebrüll der Ochsen, als käme ein Weidetal hier vorüber. Wenn der alte Leithammel an der Spitze seine Glocke schüttelt, springen die Berge wie Böcke und die Hügel wie Lämmer. Die Viehhirten auf ihrem Wagen in der Mitte des Zuges unterscheiden sich nun nicht mehr von ihren Herden und sind ihres Amtes enthoben, wenn sie sich auch noch an ihre Stöcke, die Zeichen ihrer Würde, klammern.. Auch die Hunde braucht man nicht mehr, man hat sie fortgejagt.. Sie werden in ihre Ställe zurückkriechen oder wieder wild werden und sich zu Wolf und Fuchs gesellen. So wird euer Schäferleben fortgewirbelt, so endet es! Die Glocke ertönt, ich muß von den Schienen herunter, um die Wagen vorüberzulassen.. Ich überkreuze sie wie einen Waldpfad. Ich will mir nicht Augen und Ohren verderben lassen von Qualm, Dampf und Gezisch.

Nun sind die Züge vorüber und mit ihnen die ruhelose Welt, die Fische im See hören das Rattern nicht mehr, und ich bin einsamer denn je. Während des übrigen langen Nachmittags stört nur das schwache Rasseln ferner Wagen und Gespanne auf der entfernten Landstraße meine Gedankengänge.

Bei günstigem Wind hörte ich Sonntags manchmal die Glocken der umliegenden Ortschaften als schwache, sanfte, sozusagen naturhafte Melodie, würdig, die Wildnis zu durchdringen. In ausreichender Entfernung wächst dieser Ton über den Wäldern zu einem gewissen schwingenden Summen, als wären die Tannennadeln am Horizont die Saiten einer Harfe, über die er glitte. Jeder Laut, den man aus größtmöglicher Entfernung

hört, ruft ein und dieselbe Wirkung hervor, eine Schwingung der Weltharfe. So macht ja auch die dazwischenliegende Atmosphäre einen fernen Gebirgskamm unseren Augen anziehend durch die Azurfarbe, die sie darüber breitet. Zu mir drang dann eine Melodie, die die Luft gesungen hatte, die mit allen Blättern und Nadeln des Waldes Zwiesprache gehalten hatte, jener Teil des Klanges, den die Elemente aufgegriffen, moduliert und als Echo von Tal zu Tal weitergegeben hatten. Das Echo ist bis zu einem gewissen Grade ein naturhafter Laut, darin liegt sein Reiz und sein Zauber. Es ist nicht nur ein Widerklang dessen, was am Glockenklang der Wiederholung wert ist, sondern es ist zugleich auch die Stimme des Waldes. Es sind dieselben abgegriffenen Worte und Töne, aber eine Waldnymphe singt sie.

Melodisch und sanft erklang am Abend das entfernte Muhen einer Kuh jenseits der Wälder. Anfangs glaubte ich mitunter, es seien die Stimmen einiger Sänger, die mir ein Ständchen gebracht hatten und durch Tal und Hügel wanderten. Bald jedoch wurde ich angenehm enttäuscht, wenn ich das Geräusch als die billige und natürliche Musik der Kuh erkannte. Ich will nicht etwa satirisch sein, sondern im Gegenteil ausdrücken, daß ich den Gesang der jungen Leute schätze, wenn ich erwähne, daß er mit der Musik der Kuh verwandt war, und schließlich flossen beide zu einem Naturlaut zusammen.

Einen Teil des Sommers über sangen die Tagschläfer regelmäßig, wenn der Abendzug vorüber war, von ein halb acht Uhr an eine halbe Stunde lang ihren Abendgesang. Mit der Genauigkeit einer Uhr begannen sie allabendlich fünf Minuten nach Sonnenuntergang. Sie saßen auf einem Baumstumpf nahe meiner Tür

oder auf dem Dachbalken. Ich hatte so selten gute Gelegenheit, ihre Gewohnheiten kennenzulernen. Manchmal hörte ich vier oder fünf auf einmal aus verschiedenen Teilen des Waldes. Zufällig waren sie immer einen Takt auseinander und mir so nahe, daß ich nicht nur das Glucksen nach jedem Ton hörte, sondern oftmals auch das eigenartige Summen wie es eine Fliege im Spinnennetz verursacht, nur entsprechend lauter. Manchmal umkreiste mich ein Vogel in geringer Entfernung immer wieder, als sei er an einen unsichtbaren Faden gebunden. Wahrscheinlich war ich in der Nähe seiner Eier. Mit kurzen Unterbrechungen sangen die Tagschläfer die ganze Nacht hindurch, und kurz nach Tagesanbruch war ihr Gesang noch unverändert melodisch.

Wenn die andern Vögel schweigen, beginnen die Knarreulen ihr Lied. Wie Klageweiber stimmen sie ihr altes »U-lu-lu« an. Ihr mißtöniger Schrei ist echt Ben Jonsonisch. Ihr weisen Mitternachtshexen! Es ist nicht das muntere, frische »Uhui-Uhu« der Dichter, sondern – in vollem Ernst – ein feierlicher Grabgesang, die wechselseitigen Trostreden Liebender, die gemeinsam in den Tod gingen und in den Totenhainen der Qualen und Wonnen himmlischer Liebe gedenken. Ich höre diese Klagelieder gern, diese trauervollen Wechselgesänge, die den Waldrand entlangtönen. Manchmal muß ich dabei an Musik und Singvögel denken. Vielleicht ist dies eine dunkle, tränenvolle Musik, Klagen und Seufzer, die sich in Musik verwandeln möchten. Diese Vögel sind die Geister, sind die Trauer und die düsteren Gedanken gefallener Seelen, die dereinst in menschlicher Gestalt nächtlich auf Erden wandelten und Taten der Finsternis vollbrachten. Nun büßen sie dort, wo sie einstmals sündigten, ihre Sünden in

Trauerhymnen und Klageliedern. Sie geben mir vertieftes Verständnis für die Vielgestalt und Unerschöpflichkeit der Natur, in der wir alle leben. »Oh-o-o-o, wär' ich nie geb-o-r-r-r-ren«, seufzt eine auf diesem Seeufer und kreist mit der Unrast der Verzweiflung zu einem anderen Ast der grauen Eichen. »Wär' ich nie geb-o-r-r-r-ren«, echot eine zweite von der anderen Seite mit zitternder Inbrunst. Und »geb-or-r-r-ren« tönt es schwach aus den Wäldern von Lincoln.

Auch eine Schreieule brachte mir ein Ständchen. Aus großer Nähe klang ihr Sang wie der traurigste Ton in der Natur, als wolle sie in ihrem Lied die Todesseufzer eines Sterbenden verewigen, den letzten schwachen Laut des Lebens, das keine Hoffnung mehr kennt und beim Eintritt in das dunkle Tal heult wie ein Tier, schluchzt wie ein Mensch. Eine besondere gurgelnde Melodie macht den Sang noch schrecklicher. Wenn ich versuche, diese Laute nachzuschreiben, muß ich mit »gl« beginnen. Sie kennzeichnen jenen Gemütszustand, in dem jeder gesunde, mutige Gedanke abgestorben, erstarrt, vermodert ist. Ich muß an das Geheul von Dämonen, Irren und unsauberen Geistern denken. Jetzt aber antwortet aus fernen Wäldern eine Eule, und aus der Ferne klingt ihr Schrei melodisch: »Huh-huh-huh-hurruh-huh.« Sie weckt nur angenehme Gedanken, ob man sie bei Tag oder Nacht, im Sommer oder im Winter hört.

Ich freue mich, daß es Eulen gibt. Mögen sie doch das irre, besessene Heulen für die Menschen besorgen. Dieser Laut paßt so recht in die Sümpfe und das Zwielicht der Wälder, das kein Tag erhellt. Er beschwört das Bild einer wüsten, unentwickelten Welt herauf, die die Menschen noch nicht erforscht haben. Die Eule ist das Sinnbild des ewigen Dämmerlichts und der unbe-

friedigten Gedanken aller Menschen. Den ganzen Tag schien die Sonne auf einen wilden Sumpf, wo die einsame weiße, flechtenbedeckte Sprossenfichte steht. Kleine Falken kreisen darüber. Die Zikaden singen im Immergrün, und Rebhuhn und Kaninchen verstecken sich hier. Jetzt aber dämmert ein noch trüberer Tag, der dieser Natur besser entspricht; andere Geschöpfe erstehen und geben ihrem Willen Ausdruck.

Spät am Abend hörte ich in der Ferne Wagen über eine Brücke rasseln – dieses Geräusch hört man nachts weiter als jedes andere –, hörte Hundegebell und manchmal auch von weither die Klage einer untröstlichen Kuh in ihrem Stall. Unterdessen widerhallte das Ufer vom Posaunen der Ochsenfrösche, dieser starrköpfigen Geister früherer Säufer und Zechbrüder, die nichts bereuen und in ihrem Styx einen Rundgesang anzustimmen versuchen. Die Waldnymphen mögen diesen Vergleich verzeihen. Zwar gibt es kaum Röhricht, wohl aber Frösche, die gern die heiteren Sitten ihrer früheren Gelage aufrechterhalten möchten, wenn auch ihre Stimmen heiser und feierlich ernst geworden sind und jedem Frohsinn Hohn sprechen. Der Wein hat seinen Duft verloren und ist nur noch eine Flüssigkeit, die den Leib aufschwemmt. Niemals wieder übt er jenen süßen Zauber, der die Erinnerung an Vergangenes auslöscht, er bläht nur noch auf, füllt und übersättigt. Der älteste Frosch, das Kinn auf einem herzförmigen Blatt, das seinem geifernden Maul als Serviette dient, tut am nördlichen Ufer einen tiefen Zug des einst verschmähten Wassers und gibt den Becher weiter mit den Worten »Tr-r-r-oonk, Tr-r-r-roonk, Tr-r-r-r-oonk«. Sogleich erschallt über den See vom anderen Ufer her die Wiederholung dieses Losungswortes; dort hat der Nächste nach Alter und

Umfang sein Maß hinuntergestürzt. Hat man ringsum Bescheid getan, so stößt der Zeremonienmeister befriedigt ein »Tr-r-r-oonk« aus, und jeder wiederholt es, bis hinab zum schmächtigsten, schwatzhaftesten und schwabbligsten Frosch, damit nur ja die Regel nicht verletzt wird. Dann kreist der Becher wieder und wieder, bis die Sonne den Morgennebel durchdringt und nur der Patriarch noch nicht untergetaucht ist. Vergebens grunzt er von Zeit zu Zeit ein »Tr-r-r-oonk« und wartet auf Antwort.

Soweit ich mich entsinne, hörte ich auf meiner Lichtung nie einen Hahn krähen.. Ich hielt weder Hund noch Katze, hatte nicht Kuh, Schwein oder Hühner. Manch einer hätte diese häuslichen Laute vermißt. Kein Butterfaß, kein Spinnrad, nicht einmal das Summen des Wasserkessels oder Kindergeschrei ertönte tröstlich. Ein altmodischer Mensch wäre wahnsinnig geworden oder vor Langweile gestorben. Selbst die Ratten im Keller waren verhungert, wenn sie sich überhaupt einmal eingefunden hatten. Nur Eichhörnchen sprangen auf dem Dach und im Keller umher, im Giebel nistete ein Tagschläfer. Vor den Fenstern schreit eine Dohle, unter dem Haus ein Hase oder ein Murmeltier, eine Knarr- oder Katzeneule dahinter. Man hört eine Schar Wildgänse, hört den Taucher auf dem See lachen, und ein Fuchs bellt des Nachts. Nicht einmal Lerche und Goldamsel, diese zutraulichen Gartenvögel, kamen auf meine Lichtung. Auf dem Hof krähte kein Hahn, gackerten keine Hühner. Es gibt ja gar keinen Hof, die unumzäunte Natur reicht bis an die Türschwelle. Vor den Fenstern wächst ein junger Wald heran, Sumach- und Brombeersträucher strecken ihre Wurzeln bis in den Keller aus. Stämmige Pechtannen reiben und knarren an den Schindeln und for-

dern Platz; ihre Wurzeln reichen tief unter das Haus. Kein Dachfenster, kein vom Sturm abgerißner Fensterladen, sondern eine umgebrochene oder entwurzelte Tanne hinter dem Haus dient als Feuerholz. Kein Weg führt durch den tiefen Schnee zum Gartentor – es gibt kein Tor und gibt keinen Vorgarten. Es gibt keinen Weg zur zivilisierten Welt.

Kapitel V

EINSAMKEIT

Ein köstlicher Abend ist das heute! Der ganze Körper ist ein einziger Sinn und saugt durch jede Pore Entzücken ein. Mit seltener Ungebundenheit bewege ich mich in der Natur, bin ein Teil ihrer selbst. Alle Elemente sind mir verwandter noch als sonst, wenn ich trotz Kühle, Wind und Wolken in Hemdärmeln am steinigen Seeufer entlangwandere. Keine Einzelheit lenkt mich ab. Feierlich trompeten die Ochsenfrösche den Abend ein. Der Wind trägt das Lied des Tagschläfers über das gekräuselte Wasser. Innigste Übereinstimmung mit den zitternden Erlen- und Pappelblättern benimmt mir fast den Atem. Und doch ist meine heitere Ruhe wie das Wasser des Sees nur an der Oberfläche bewegt, nicht aber aufgewühlt. Die kleinen Wellen, die der Abendwind aufwirft, sind dem Sturm so fern wie die glatte, spiegelnde Wasserfläche. Schon ist es dunkel, aber noch immer saust und rauscht der Wind im Wald, die Wellen plätschern noch immer, und vereinzelte Tiere singen zur Nacht. Niemals ist die Ruhe vollkommen. Die wildesten Tiere schlafen nicht, sondern suchen jetzt ihre Beute. Fuchs, Skunks und

Kaninchen streifen furchtlos durch die Felder und Wälder. Sie sind die Nachtwächter der Natur, sie verbinden die Tage des bewegten Lebens miteinander.
Nach Hause zurückgekehrt, sehe ich, daß Gäste da waren und ihre Karten zurückgelassen haben: einen Blumenstrauß, einen Kranz Immergrün oder einen bleistiftgeschriebenen Namen auf gelbem Walnußblatt oder Holzspan. Wer selten in die Wälder kommt, nimmt gern auf dem Weg absichtlich oder zufällig ein Stückchen Wald in die Hand und spielt damit.. Gebrochene Zweige, niedergetretenes Gras oder Fußspuren verrieten mir immer, ob in meiner Abwesenheit Gäste dagewesen waren. An irgendeinem kleinen Zeichen konnte ich sogar erkennen, welchen Geschlechts, welchen Alters und welcher Art sie waren. Bis hin zur entfernten Eisenbahn fand ich solche Spuren. Da war eine Blume niedergefallen oder ein Grasbüschel ausgerissen und weggeworfen worden, oder Zigarren- und Pfeifenduft lag noch in der Luft..
Meist haben wir genügend Raum um uns. Unser Horizont beginnt nicht gleich bei den Ellbogen und das Waldesdickicht und der See nicht gleich vor unserer Tür. Immer gibt es einen übersichtlichen, vertrauten Bereich, dem wir unseren Stempel aufgedrückt haben, den wir uns gewissermaßen eroberten, umzäunten und von der Natur zurückforderten. Wozu liegt denn um mich dieser weite Kreis von Wäldern, den mir die Menschen als mein Eigentum überlassen haben? Mein nächster Nachbar wohnt eine Meile entfernt. Im Umkreis einer halben Meile sieht man höchstens von der Spitze eines Hügels aus ein Haus. Mir allein gehört der waldumgrenzte Horizont. Auf der einen Seite erblickt man in der Ferne die Eisenbahn, wo sie den See berührt, auf der anderen den Zaun, der am Waldweg

entlangläuft. Sonst aber lebe ich so einsam wie auf der Prärie. Es könnte hier ebensogut Asien oder Afrika sein wie Neuengland. Ich habe sozusagen Sonne, Mond und Sterne ganz für mich und eine kleine Welt dazu. Nie kam ein Wanderer nachts an meiner Hütte vorüber und klopfte an meine Tür. Ich hätte der erste oder der letzte Mensch sein können. Nur im Frühling kamen mitunter in langen Abständen ein paar Menschen, um Bricken zu fischen. Aber offenkundig fischten sie mehr im Waldensee ihrer eigenen Seele und steckten die Dunkelheit als Köder an ihre Angelhaken. Bald zogen sie mit leeren Körben wieder ab und überließen »die Welt der Dunkelheit und mir«[1]. Nie wurde der schwarze Kern der Nacht durch menschliche Nähe entweiht. Ich glaube, die Menschen haben noch immer ein wenig Furcht vor der Dunkelheit, obgleich alle Hexen verbrannt und Christentum und Kerzen eingeführt wurden.

Ich machte immer wieder die Erfahrung, daß selbst der größte Menschenfeind und Melancholiker in irgendeinem Stück Natur süße, zärtlichste, unschuldige und sehr aufmunternde Gesellschaft finden kann. Wer inmitten der Wälder lebt und seine lebendigen Sinne noch hat, der kann nicht düsterer Schwermut verfallen. Kein Sturm, der einem gesunden, unvoreingenommenen Ohr nicht wie Musik von Äolsharfen klingt. Nichts kann einen schlichten, geraden Menschen zu gewöhnlicher Traurigkeit zwingen. Ich brauche mich nur der Freundschaft der Jahreszeiten anzuvertrauen, und mir kann gewiß nichts das Leben vergällen. Der sanfte Regen, der meine Bohnen wässert und mich heute ans Haus fesselt, ist nicht eintönig und melancholisch, er tut

[1] Zitat aus der »Elegie, geschrieben auf einem Dorfkirchhof« von Thomas Gray (1711–1771), einem der englischen Vorromantiker.

auch mir gut. Freilich hindert er mich, meine Bohnen zu hacken, aber er ist wertvoller als alles Hacken. Und regnete es selbst so lange, bis die Saaten im Boden faulen und die Kartoffeln in der Niederung verderben, dann wäre der Regen noch immer gut für das Gras der Hochländer; und wenn er für das Gras gut ist, warum nicht auch für mich? Vergleiche ich mich mit anderen Menschen, so kommt es mir oft so vor, als sei ich von den Göttern mehr begünstigt als sie, wenn ich auch nicht weiß, womit ich das verdient habe. Ich scheine bei ihnen verbrieftes Vorrecht zu genießen, das meine Mitmenschen nicht haben, ich werde besonders geleitet und bewacht. Ich schmeichle mir nicht, doch – wenn das überhaupt möglich ist – schmeicheln sie mir. Niemals habe ich mich verlassen gefühlt, niemals hat mich das Gefühl der Einsamkeit bedrückt. Nur einmal zweifelte ich eine Stunde lang, ob die nahe Nachbarschaft von Menschen nicht für ein heiteres, gesundes Leben unerläßlich sei. Das war ein paar Wochen, nachdem ich in die Wälder gezogen war. Damals war mir das Alleinsein unangenehm. Ich war mir in dieser Zeit einer leichten Störung meines seelischen Gleichgewichts bewußt und ahnte meine Genesung offenbar schon voraus. Während eines sanften Regens jedoch, als solche Gedanken mich noch beherrschten, empfand ich plötzlich, welch überaus angenehme und wohltuende Gesellschafterin die Natur doch ist: im Fallen der Tropfen, in jedem Ton und Anblick um mein Haus. Diese unendliche und unermeßliche Freundlichkeit umfing mich wie die Luft. Die eingebildeten Vorteile menschlicher Gesellschaft verblaßten, und ich habe ihrer seither nie wieder gedacht. Jede kleine Tannennadel wuchs und dehnte sich vor Mitgefühl und war mir freundlich. Ich empfand, daß mir kein Ort je fremd

sein könne, ich spürte die Nähe von etwas Verwandtem auch an Orten, die wir gewöhnlich wild und düster nennen. Kein Mensch und kein Dörfler stand mir blutsmäßig und menschlich näher.

»Früh schon verzehrt den Trauernden sein Leid.
Seine Tage im Land des Lebens sind gezählt,
Du schöne Tochter Toscars[1].«

Es waren viele meiner schönsten Stunden, die ich während der langen Frühjahrs- und Herbstregen im Haus verbringen mußte. Das endlose Brausen und Rauschen beschwichtigte mich. Frühes Zwielicht leitete den langen Abend ein. Mancher Gedanke konnte da Wurzel fassen und sich entfalten. Während dieser langen Regenstürme saß ich hinter der Tür meines kleinen Hauses, das nur Eingang war, und genoß seinen Schutz in aller Ruhe. Für die Dorfhäuser aber waren die Regen schlimm. Dort standen die Mädchen mit Scheuertuch und Eimer hinter der Eingangstür bereit, um die Sintflut fernzuhalten.
Während eines heftigen Gewitters schlug einmal der Blitz in eine große Tanne jenseits des Sees ein und kerbte von der Spitze bis zur Wurzel eine weithin sichtbare, ganz regelmäßig spiralige Furche von einem Zoll Tiefe und vier bis fünf Zoll Breite, wie man einen Spazierstock kerbt. Kürzlich ging ich wieder an dem Baum vorbei. Voll Ehrfurcht erblickte ich dieses Zeichen jetzt deutlicher denn je, das vor acht Jahren ein schrecklicher, machtvoller Donnerkeil eingegraben hatte, der aus heiterem Himmel niederfuhr.
Oft sagen mir die Leute: »Ich sollte meinen, Sie fühlen sich gewiß da unten recht verlassen und sehnen sich

[1] Von Thoreau nach einer metrischen Umformung des Ossianischen Gedichts »Croma« zitiert.

vor allem bei Regen und Schnee und nachts nach der Nähe von Menschen.« Ihnen möchte ich antworten: Die Erde, die wir bewohnen, ist nur ein Punkt. Wie weit voneinander entfernt leben wohl die entferntesten Bewohner jenes Sternes, dessen Umfang unsere Instrumente nicht mehr berechnen können? Warum soll ich mich denn einsam fühlen? Unser Planet liegt ja doch in der Milchstraße. Ihre Frage erscheint mir nicht so wichtig. Welcher Raum trennt einen Menschen von seinen Mitmenschen und macht ihn einsam? Soviel ich weiß, bringt keine Anstrengung der Füße zwei Seelen einander näher. Wir möchten gewißlich nicht unmittelbar in der Nähe vieler Menschen wohnen, nicht am Warenhaus, nicht an der Post oder der Schenke, noch auch am Versammlungshaus, an der Schule, dem Kramladen.. oder an den übrigen Orten, wo sich die Menschen am dichtesten zusammendrängen. Wohl aber zieht es uns zu der unerschöpflichen Quelle, der, wie wir wissen, unser Leben entstammt, so wie die Weide am Ufer ihre Wurzeln nach dem Wasser hin aussendet. Es wird das bei verschiedenen Menschen verschieden sein, der Weise aber baut an dieser Stelle seine Hütte..

Wenn ein Toter die Hoffnung hat, wieder zu erwachen und lebendig zu werden, sind ihm Zeit und Ort gleichgültig. Der Ort, wo es geschieht, ist immer der gleiche und unserem Gefühl unbeschreiblich angenehm. Gewöhnlich lassen wir nur abseitige, vorübergehende Ereignisse Einfluß auf unser Leben gewinnen. Sie gerade sind die wahre Ursache unserer Zerstreutheit. Allen Dingen am nächsten steht die Kraft, der sie ihr Leben verdanken. In unserer unmittelbaren Nähe erfüllen sich ständig die ewigen Gesetze. Nicht der Knecht steht uns am nächsten,

mit dem wir so gern schwatzen, sondern jener Meister, dessen Werk wir sind..

Wir sind einem Versuch unterworfen, der mich außerordentlich interessiert. Können wir unter diesen Umständen nicht eine Zeitlang ohne die Gesellschaft unserer Vettern und Tanten leben und uns an unseren eigenen Gedanken erbauen? Wie recht hat Konfuzius, wenn er sagt: »Tugend kann nicht einer verlassenen Waise gleich allein bleiben, sie braucht notwendig Nachbarn.«

Das Denken kann uns bei gesunden Sinnen außerhalb unserer selbst versetzen. Durch bewußte Anstrengung des Geistes können wir abseits von allem Tun und seinen Folgen stehen. Gutes und Böses gleitet wie ein Strom an uns vorüber. Wir sind nicht vollständig in die Natur eingeschlossen. Ich kann entweder Treibholz im Strom sein oder Indra, der aus dem Himmel darauf herniedersieht. Vielleicht bewegt mich einmal ein Schauspiel im Theater, während mich ein aktuelles Ereignis nicht zu berühren braucht, obwohl es mich scheinbar viel näher angeht. Ich kenne mich nur als menschliches Wesen, sozusagen als Schauplatz von Gedanken und Leidenschaften. Ich bin mir einer gewissen Doppelheit bewußt, die mir erlaubt, mir selbst so fern zu stehen wie einem anderen Menschen. Wie intensiv mein Erleben auch sein mag, immer gibt es einen kritischen Teil meiner selbst, der gleichsam nicht zu mir gehört, sondern unbeteiligter, interessierter Zuschauer ist, nicht Ich noch Du. Ist das Schauspiel des Lebens – vielleicht war es eine Tragödie – vorüber, so geht dieser Zuschauer seiner Wege. Für ihn war das Leben nur eine Art Dichtung, nichts als ein Phantasiegebilde. Durch diese Doppelheit wird man leicht zum schlechten Nachbarn und Freund.

Ich empfinde es als heilsam, wenn man die meiste Zeit über allein ist. Auch die beste Gesellschaft ermüdet und zerstreut schnell. Ich bin gern allein. Niemals fand ich geselligere Gesellschaft als die Einsamkeit. Gewöhnlich sind wir verlassener, wenn wir uns unter Menschen begeben, als wenn wir in unserem Zimmer bleiben. Wer denkt und arbeitet, ist immer allein, wo er auch sein mag. Man kann die Einsamkeit nicht messen an den Meilensteinen zwischen zwei Menschen. Der wirklich fleißige Student ist in einem der summenden Bienenkörbe von Cambridge College so einsam wie der Derwisch in der Wüste. Der Bauer fühlt sich nicht einsam, wenn er den ganzen Tag in Feld oder Wald allein hackt oder mäht. Er ist ja beschäftigt. Sobald er jedoch abends nach Hause kommt, kann er nicht allein in einem Zimmer sitzen und sich seinen Gedanken überlassen, sondern muß dort sein, wo er »Leute sieht«. Dort glaubt er sich erholen und für des Tages Einsamkeit entschädigen zu können. Er wundert sich deshalb, daß der Student ohne Langweile und Mißmut fast den ganzen Tag zu Haus sitzt, denn er denkt nicht daran, daß er – wiewohl im Hause – ebenso auf seinen Feldern und in seinen Wäldern schafft wie der Bauer. Wie der Bauer sucht auch er Erholung und Gesellschaft, wenn auch in konzentrierterer Form.

Meist ist die Geselligkeit zu billig. Wir treffen uns in sehr kurzen Abständen, ohne in der Zwischenzeit neuen Wert füreinander gewonnen zu haben. Dreimal täglich begegnen wir uns bei den Mahlzeiten und lassen den anderen wieder von dem alten, schimmligen Käse kosten, der wir nun einmal sind. Wir haben uns einigen müssen auf eine Anzahl von Regeln, Etikette und Höflichkeit genannt, damit dieses häufige Zusammen-

sein erträglich ist und wir offenen Krieg vermeiden können. Wir treffen uns auf der Post und auf dem Sofa und sitzen allabendlich gemeinsam am Feuer. Dicht aufeinander leben wir und sind uns gegenseitig im Wege, stolpern übereinander. Deshalb verlieren wir wohl etwas die Achtung voreinander. Zweifellos würden seltenere Begegnungen ausreichen für wertvollen und herzlichen Verkehr. Es wäre besser, wenn auf eine Quadratmeile nur ein Bewohner käme. So ist es bei mir. Der Wert eines Menschen steckt ja doch nicht in seiner Haut, daß wir ihn berühren müßten..

Ich habe in meinem Haus viel Gesellschaft, vor allem morgens, wenn kein Besuch kommt. Ich muß ein paar Vergleiche suchen, damit man sich ein Bild meiner Lage machen kann. Ich bin nicht einsamer als der lachende Taucher auf dem See, nicht einsamer als der Waldensee selbst. Was hat denn, bitte, dieser einsame See für Gesellschaft? Und doch beherbergt er nicht die blauen Teufel, sondern die blauen Engel in seiner Tiefe, in seinem azurblauen Wasser! Die Sonne ist allein; nur bei Nebel scheint es mitunter zwei Sonnen zu geben, aber eine davon ist eine Scheinsonne. Gott ist einsam – der Teufel aber ist weit entfernt davon, einsam zu sein. Er hat viele Kameraden, er ist Legion. Ich bin nicht einsamer als ein einzelnes Wollkraut oder ein Löwenzahn auf der Wiese, als ein Bohnenblatt, als Sauerampfer, als Bremse oder Hummel..

An langen Winterabenden, wenn der Schnee fällt und der Wind im Walde heult, besucht mich manchmal ein alter Siedler und früherer Eigentümer[1], von dem man sagt, er habe den Waldensee gegraben, gepflastert und mit Nadelwäldern eingefaßt. Er erzählt mir Ge-

[1]Personifikation der Natur als ursprüngliche, schöpferische Kraft.

schichten aus der alten Zeit und der neuen Ewigkeit. Ganz für uns verbringen wir einen frohen Abend geselliger Heiterkeit und angenehmer Betrachtungen, sogar ohne Äpfel oder Apfelwein. Er ist der klügste, humorvollste Freund. Ich liebe ihn sehr.. Zwar hält man ihn für tot, doch kann niemand sein Grab zeigen. Auch eine ältere Dame, die den meisten unsichtbar ist, wohnt in meiner Nachbarschaft[1]. Mit Vorliebe schlendre ich zuweilen durch ihren duftenden Kräutergarten, sammle Heilkräuter und lausche ihren Märchen. Denn sie hat einen unerschöpflichen Vorrat und erzählt meisterhaft. Ihr Gedächtnis reicht weiter zurück als die Sage. Sie kann mir den Ursprung jedes Märchens erzählen, die Tatsachen, auf denen es beruht. Diese Dinge ereigneten sich nämlich in ihrer Jugend. Das ist eine rosige, lebensfrische alte Dame! An allen Witterungen und Jahreszeiten findet sie Gefallen und wahrscheinlich wird sie alle ihre Kinder überleben.

Welche Gesundheit, welche Heiterkeit fließt uns aus der unbeschreiblichen Unschuld und Güte der Natur! Sonne, Wind und Regen, Sommer und Winter, alle wollen sie uns wohl. Klagte ein Mensch je zu Recht, so wäre die ganze Natur erregt. Der Glanz der Sonne würde erblassen, die Winde würden wie Menschen seufzen, die Wolken Tränen regnen und der Wald die Blätter abwerfen und mitten im Sommer Trauer anlegen. Soll ich nicht mit der Erde übereinstimmen? Bin ich doch auch Blatt und Humus.

Welche Arznei erhält uns gesund, heiter und zufrieden? Nicht die, die uns dein oder mein Großvater gibt, sondern die allheilenden Pflanzen- und Kräutertränke unserer Urgroßmutter Natur. Sie hat sich selbst damit

[1] Personifikation der Natur als dauernde, fruchtbare Segenspenderin.

jung erhalten, hat manchen alten Parr überlebt und neue Kraft aus seinem verwesenden Gebein gesogen. Als Heilmittel möchte ich nicht eines jener Quacksalbergemische aus Acheron und Totem Meer, wie man sie aus den langen, flachen, schiffähnlichen Wagen nimmt, in denen Flaschen verschickt werden. Ich will einen Zug unvermischter Morgenluft. Morgenluft! Wollen die Menschen sie nicht an der Quelle trinken, so müssen wir sie halt auf Flaschen füllen und in den Läden verkaufen, zum Wohl derer, die ihre Dauerberechtigungskarte für Morgenluft in dieser Welt verloren haben. Denkt aber daran, selbst im kühlsten Keller wird sich die Morgenluft nicht bis zum Mittag halten, sondern lange vorher treibt sie den Korken heraus, um Aurora westwärts zu folgen.

Ich bete nicht zu Hygeia, der Tochter des alten Kräutersammlers Äskulap. Man stellt sie dar, wie sie mit der einen Hand eine Schlange hält, mit der anderen eine Schale, aus der die Schlange mitunter trinkt. Ich verehre Hebe, die Jupiter den Nektar reicht. Sie war die Tochter der Juno und des wilden Lattich. Götter und Menschen konnte sie verjüngen. Wahrscheinlich war sie die einzige ganz wohlgebildete, gesunde und robuste junge Dame, die je auf dem Erdenrund wandelte. Wohin sie kam, war Frühling.

Kapitel VI

GÄSTE

Ich glaube, ich liebe die Geselligkeit so sehr wie jeder andere Mensch und bin durchaus bereit, mich wie ein Blutegel eine Zeitlang an jedem vollblütigen Menschen festzusaugen, der mir in den Weg kommt. Von Natur

aus bin ich kein Einsiedler, sondern könnte den seßhaftesten Kneipenbruder übertreffen, wenn mich meine Tätigkeit ins Gasthaus führte.

In meinem Haus hatte ich drei Stühle: einen für die Einsamkeit, zwei für die Freundschaft und drei für Geselligkeit. Kamen Gäste in unerwarteter Zahl, so gab es für sie nur diese drei Sitzgelegenheiten. Gewöhnlich nutzten sie den Raum aus und blieben stehen. Es ist erstaunlich, wie viele erwachsene Menschen ein kleines Zimmer fassen kann. Ich hatte mitunter zwanzig bis dreißig Seelen und ihre Körper auf einmal unter meinem Dach, und doch gingen wir oft mit dem Gefühl auseinander, uns gegenseitig nicht sehr nahe gekommen zu sein. Viele unserer öffentlichen Gebäude und Wohnhäuser erscheinen mir viel zu groß für die Bewohner. Sie haben unzählige Zimmer, riesige Hallen und Keller für Weinvorräte und andere Friedensmunition. Sie sind so ausgedehnt und großartig, daß die Bewohner nur wie Ungeziefer wirken, das darin haust. Es wundert mich, wenn der Herold sein Signal vor dem Tremont-, Astor- oder Middlesex-Hotel bläst, daß da statt aller Bewohner eine lächerliche Maus über den Platz läuft und schnell in einer Pflasterritze verschwindet.

Eine Unannehmlichkeit empfand ich mitunter in meinem kleinen Haus: es war schwierig, genügend Abstand von einem Gast zu halten, wenn wir große Gedanken in großen Worten zu erörtern begannen. Man braucht Raum, damit die Gedanken unter Segel kommen und eine Regatta oder zwei fahren können, ehe sie einen Hafen anlaufen. Die Kugel des Gedankens muß seitliche Abweichung und Rückprall überwinden und ihre regelmäßige, gerade Bahn eingeschlagen haben, bevor sie das Ohr des Zuhörers trifft, sonst

kommt sie zum andern Ohr wieder heraus. Auch unsere Sätze brauchen Raum, sich zu entfalten und im Zwischenfeld ihre Kolonnen aufzubauen. Einzelmenschen wie Völker müssen angemessen weite und natürliche Grenzen haben, ja, ein beträchtlicher neutraler Grund muß zwischen ihnen liegen. Es bereitet mir besonderen Genuß, über das Wasser hinweg zu einem Bekannten jenseits des Sees zu sprechen. In meinem Haus saßen wir zu nahe aufeinander, so daß wir gar nicht anfangen konnten zu hören, wir konnten nicht leise genug sprechen, um uns verständlich zu machen. Wenn man zwei Steine nah beieinander in ruhiges Wasser wirft, so stören sich ihre Kreise. Sind wir nur geschwätzige, laute Erzähler, dann können wir uns erlauben, so nahe beieinander zu stehen, daß man des anderen Atem spürt. Sprechen wir jedoch zurückhaltend und gedankenvoll, so möchten wir weiter voneinander entfernt sein, damit alle animalische Hitze und Feuchtigkeit sich verflüchtigen kann. Suchen wir aber innigste Gemeinsamkeit mit jenem Teil unserer Seelen, den man nicht ansprechen kann, so müssen wir nicht nur still sein, sondern gewöhnlich körperlich so weit entfernt voneinander, daß wir einer des andern Stimme keinesfalls hören können. So betrachtet ist das Gespräch eine Annehmlichkeit für Schwerhörige. Viele Feinheiten können wir aber nicht sagen, wenn wir schreien müssen. Begann die Unterhaltung höher und bedeutsamer zu werden, so rückten wir gewöhnlich unsere Stühle immer weiter auseinander, bis sie die gegenüberliegenden Wände berührten. Meist war dann immer noch nicht Raum genug.

Aber meine »gute Stube«, der Tannenwald hinter dem Haus, stand immer bereit für Besuch . . und auf den Teppich fiel selten die Sonne. Dorthin führte ich an

Sommertagen bevorzugte Gäste. Ein unbezahlbarer Diener[1] fegte den Boden, staubte die Möbel ab und hielt alles in Ordnung.

Kam ein einzelner Gast, so teilte er manchmal mein frugales Mahl. Es bedeutete keine Unterbrechung des Gesprächs, dabei einen Maispudding zu rühren und das Brot zu beaufsichtigen, das in der Asche aufging und gar wurde. Kamen aber zwanzig und ließen sich im Haus nieder, dann war von Essen keine Rede. Wohl hätte das Brot für zwei gereicht, aber Essen schien eine abgekommene Sitte zu sein. Ganz zwanglos übten wir Enthaltsamkeit. Man empfand das nie als Verstoß gegen die Gastfreundschaft, sondern es erschien durchaus angemessen und rücksichtsvoll. Auflösung und Verfall des Leibes, denen man so oft entgegenarbeiten muß, schienen in diesem Fall wundersam aufgehalten, die Lebenskraft hielt stand. So konnte ich ebensogut tausend bewirten wie zwölf. Ging jemand aber enttäuscht und hungrig aus meinem Hause, obwohl ich daheim war, so kann er sich darauf verlassen, daß ich wenigstens Mitleid mit ihm hatte. Es ist so einfach, neue und bessere Gebräuche statt der alten einzuführen, mögen das auch viele Gastgeber bezweifeln. Der gute Ruf hängt nicht ab von den Diners, die man gibt. Kein Zerberus hat mich jemals mehr vom Besuch abgeschreckt als das Aufheben, das man machte, mir ein Essen vorzusetzen. Ich hielt das für einen höflichen Wink mit dem Zaunspfahl, den Gastgeber niemals wieder so zu belästigen. Solche Häuser werde ich nie wieder aufsuchen. Ich wäre stolz, wenn über meinem Haus als Leitspruch die Worte Spensers ständen, die mir einst ein Gast auf einem Walnußblatt statt Karte hinterließ:

[1] Anspielung auf den reinigenden Sommerwind.

»Dort angekommen füllen sie das kleine Haus
Und fragen nach Bewirtung nicht am falschen Ort.
Ruh' ist ihr Ziel, und alles söhnt sie aus.
Größte Zufriedenheit ist edler Geister Hort[1].«

Winslow, der spätere Gouverneur der Kolonie Plymouth, machte mit einem Gefährten bei Massasoit einen Anstandsbesuch. Sie wanderten zu Fuß durch die Wälder und kamen hungrig und durstig beim König an, der sie wohl aufnahm. Aber von Essen war an diesem Tage keine Rede. Als die Nacht kam, »wies er uns einen Platz bei sich und seiner Gemahlin an« – erzählen sie selbst –, »sie lagen an einem Ende des Bettes, wir am anderen;.. dazwischen quetschten sich noch zwei Häuptlinge, so daß uns die Herberge mehr ermüdete als die Reise«. Am nächsten Tag brachte Massasoit mittags »zwei Fische, die er gejagt hatte«.. Etwa vierzig Menschen erwarteten einen Anteil davon, und die meisten von ihnen aßen auch mit. Das war die einzige Mahlzeit für zwei Nächte und einen Tag.. Vor Furcht, aus Mangel an Nahrung und Schlaf.. wahnsinnig zu werden und keine Kräfte mehr für die Reise zu haben, brachen die beiden auf. Beherbergt wurden sie in der Tat kümmerlich, wenn auch wohl als Ehre gedacht war, was sie als Unbequemlichkeit empfanden. Mit dem Essen aber hätten es die Indianer meiner Meinung nach gar nicht besser halten können. Sie hatten selbst nichts zu beißen und waren klug genug zu wissen, daß Entschuldigungen ihren Gästen die Nahrung nicht ersetzt hätten. Also schnallten sie ihren Gürtel enger und sprachen nicht davon. Als Winslow später einmal in einer Zeit des Überflusses bei ihnen war, konnte er sich über das Essen nicht beklagen.

[1] Feenkönigin, I. Buch, 1. Gesang, St. 35.

An Menschen wird es einem kaum je fehlen. Während ich in den Wäldern lebte, hatte ich mehr Gäste als zu irgendeiner anderen Zeit meines Lebens, d. h. ich hatte einige. Mit manch einem traf ich dort unter günstigeren Umständen zusammen, als es irgendwo anders möglich gewesen wäre. Dafür kamen weniger Besucher aus nichtigen Gründen. In dieser Hinsicht wurde meine Gesellschaft allein durch die Entfernung von der Stadt erlesener. Ich hatte mich so weit in das große Meer der Einsamkeit zurückgezogen, in das die Ströme der Geselligkeit münden, daß sich, meinen Bedürfnissen entsprechend, meist nur der feinste Schwemmsand um mich herum absetzte. Außerdem wurden mir Zeichen von unerforschten, unzivilisierten Kontinenten auf dem anderen Ufer zugetrieben. Kam da eines Morgens ein wahrhaft homerischer, paphlagonischer Mann zu mir – sein Name war so passend und poetisch, daß ich bedaure, ihn hier nicht drucken lassen zu können –, ein Kanadier, Holzfäller und Pfostenmacher von Beruf. Fünfzig Pfähle kann er täglich fertigstellen, und seine letzte Mahlzeit bestand aus einem Murmeltier, das sein Hund gefangen hatte. Selbst er hat von Homer gehört und würde »nicht wissen, was er an Regentagen anfangen sollte, wenn es keine Bücher gäbe«. Dabei hat er vielleicht in vielen Regenwochen nicht ein Buch ganz ausgelesen. Ein Priester seiner Heimatgemeinde, der selbst Griechisch konnte, lehrte ihn seinen Bibeltext lesen. Während er das Buch hält, muß ich ihm jetzt übersetzen, wie Achill dem Patroklos Vorhaltungen über seine Trauermiene macht:

»Warum weinst du, Patroklos, gleichwie ein törichtes Mädchen?
Oder hast du allein aus Phtia Botschaft bekommen?

Sagt man dort, der Sohn des Aktor Menoitios lebt noch,
Und auch Peleus, Aiakos' Sohn lebt noch in der Heimat;
Denn wohl würde uns bitter der Tod der beiden betrüben[1].«

»Das ist gut«, sagt er. Unter dem Arm trägt er ein großes Bündel Eichenrinde, das er am Sonntag für einen Kranken sammelte. »Ich glaube, es ist kein Unrecht, so etwas am Sonntag zu tun«, meint er. Ihm war Homer ein großer Dichter, obgleich er nicht wußte, worüber Homer geschrieben hatte. Einen schlichteren, urwüchsigeren Menschen wird man schwerlich finden. Laster und Krankheit, die die Welt überschatten, schienen für ihn kaum zu bestehen. Er war etwa achtundzwanzig Jahre alt und hatte Kanadien und sein Vaterhaus vor zwölf Jahren verlassen, um in den Staaten zu arbeiten. Mit dem verdienten Geld wollte er sich später, vielleicht in seiner Heimat, ein Gut kaufen. Er war aus grobem Holz geschnitzt, gedrungen und schwerfällig gebaut, bewegte sich jedoch gewandt, hatte einen breiten, sonnverbrannten Nacken und dichtes, dunkles Haar. Seine schläfrigen blauen Augen leuchteten manchmal ausdrucksvoll auf. Er trug eine flache graue Tuchmütze, einen schäbigen wollenen Mantel und rindslederne Stiefel. Er war ein großer Fleischesser. Sein Essen nahm er gewöhnlich mit auf seinen Arbeitsplatz, der ein paar Meilen hinter meinem Haus lag.. Früh am Morgen kam er quer über mein Bohnenfeld und zeigte keine amerikanische Hast, an seine Arbeit zu kommen. Er wollte sich nicht umbringen. Was kümmerte es ihn, wenn er nur sein Kostgeld ver-

[1] Ilias XVI, 7—16.

diente? Gern erzählte er mir, wie er sein Essen in einem Busch zurückließ oder ein Tier, das sein Hund gefangen hatte, eigens zurichtete und zu seiner Wohnung zurückbrachte, nachdem er lange erwogen hatte, es bis zum Abend sicher in den See zu versenken. Kam er morgens vorüber, so sagte er etwa: »Wie viele Tauben es wieder gibt! Müßte ich nicht täglich arbeiten, ich könnte mir alles notwendige Fleisch erjagen, Tauben, Murmeltiere, Kaninchen und Rebhühner. Weiß Gott, an einem Tag hätte ich den Bedarf der ganzen Woche gedeckt.«

Als Holzfäller war er geschickt und liebte es, seiner Kunst einige Ranken und Schnörkel hinzuzufügen . .

Mich interessierte er, weil er so ruhig und einsam, dabei aber glücklich war. Aus seinen Augen strahlte unerschöpfliche Heiterkeit und Zufriedenheit, und sein Frohsinn war ungetrübt. Manchmal sah ich ihn in den Wäldern an der Arbeit beim Bäumefällen. Er empfing mich mit einem Lachen unbeschreiblicher Befriedigung und einem Gruß in kanadischem Französisch, obgleich er ebensogut Englisch sprach. Kam ich heran, so ließ er die Arbeit ruhen und streckte sich mit kaum verhohlener Freude neben einem selbstgefällten Baum aus, dessen innere Rinde er abschälte, zusammenrollte und kaute, während er lachte und erzählte. Manchmal war er so übermütig aufgelegt, daß er sich niederwarf und vor Lachen am Boden wälzte, weil ihm irgend etwas eingefallen war, das ihm Spaß machte. Auf die Bäume ringsum schauend, rief er wohl aus: »Weiß Gott, ich fühle mich ganz wohl, wenn ich hier so allein Bäume fälle! Was Besseres brauch' ich nicht.« Hatte er nichts zu tun, so vergnügte er sich den ganzen Tag mit einer Taschenpistole in den Wäldern und schoß sich selbst beim Wandern in regelmäßigen Abständen

Salut. Im Winter machte er sich ein Feuer, an dem er mittags in einem Kessel seinen Kaffee wärmte. Wenn er dann auf einem Baumstamm saß und sein Essen verzehrte, kamen wohl die Meisen heran, hüpften auf seinen Arm und pickten an den Kartoffeln in seiner Hand. Er meinte, »er habe die kleinen Kerle gern um sich«.

In ihm war in erster Linie die animalische Natur entwickelt. An körperlicher Ausdauer und Zufriedenheit war er Tannen und Felsen verwandt. Einmal fragte ich ihn, ob er denn nicht abends müde sei, wenn er den ganzen Tag gearbeitet hätte. Mit offenem, ernsthaftem Blick antwortete er: »Potzdonner, ich war nie in meinem Leben müde«. Der intellektuelle und geistige Mensch in ihm schlummerte noch wie in einem Kind. Er hatte nur den harmlosen, untauglichen Unterricht genossen, wie ihn die katholischen Priester an Eingeborene erteilen. Der Schüler wird dadurch niemals bis zum Grade der Bewußtheit erhoben, sondern nur bis zu Glauben und Ehrfurcht. Man macht das Kind nicht zum Manne, sondern läßt den Mann ein Kind bleiben. Als die Natur ihn schuf, gab sie ihm einen starken Körper und ein auskömmlich Maß Zufriedenheit, hielt ihn aber allenthalben in Ehrfurcht und Abhängigkeit, auf daß er seine siebzig Jahre als Kind lebe. Er war so ursprünglich und unverbildet, daß sein Nachbar mit ihm nicht näher bekannt werden konnte als mit einem Murmeltier; d. h. jeder mußte wie ich seine Eigenart selbst herausfinden. Er wollte nirgends hervortreten. Die Menschen zahlten ihm den Lohn für seine Arbeiten und verhalfen ihm damit zu Nahrung und Kleidung. Niemals rechtete er mit ihnen. Er war so schlicht und von Natur aus demütig – wenn man den demütig nennen kann, der niemals nach Höherem

strebt –, daß seine Demut nicht weiter auffiel und er sich ihrer niemals bewußt wurde. Klügere Menschen waren für ihn Halbgötter. Sagte man ihm, daß ein solcher Mensch käme, so benahm er sich, als könne ein so Gewaltiger mit ihm überhaupt nichts gemein haben, sondern müsse alle Verantwortlichkeit auf sich nehmen und ihn vergessen. Niemals tönte ihm ein Lob. Besonders verehrte er Schriftsteller und Geistliche, deren Tätigkeit für ihn ein Wunder war. Als ich ihm erzählte, ich schriebe ziemlich viel, glaubte er lange Zeit, ich meinte nur das Schreiben mit der Hand, denn er selbst schrieb eine erstaunlich gute Handschrift. Manchmal fand ich den Namen seines Heimatdorfes mit dem richtigen französischen Akzent säuberlich in den Schnee an der Landstraße geschrieben. Dann wußte ich, daß er vorübergegangen war. Ich fragte ihn, ob er niemals das Bedürfnis habe, seine Gedanken niederzuschreiben. Er habe Briefe geschrieben und gelesen für solche, die das nicht konnten, meinte er, aber Gedanken zu schreiben habe er noch nie versucht. Nein, das könne er nicht, er wisse nicht, wie er das anfangen solle, das würde ihn umbringen. Man müßte doch auch gleichzeitig auf die Rechtschreibung achten!

Ich hörte, wie ein großer Gelehrter und Reformator ihn fragte, ob er sich die Welt nicht anders wünschte. Ohne zu wissen, daß diese Frage je zuvor aufgeworfen worden war, antwortete er mit erstauntem Gekicher in seinem kanadischen Akzent: »Ach nein, mir gefällt sie recht gut.« Die Unterhaltung mit ihm hätte einen Philosophen zu mancherlei Gedanken anregen können. Einem Fremden erschien er völlig unwissend in allgemeinen Fragen.

Manchmal entdeckte ich aber in ihm einen Menschen,

den ich zuvor noch nicht gekannt hatte, und ich wußte nicht, ob er so weise wie Shakespeare oder so ursprünglich naiv wie ein Kind war, ob ich ihm höchstes poetisches Bewußtsein oder Beschränktheit zutrauen sollte. Ein Mitbürger erzählte mir, er habe an einen verkleideten Prinzen denken müssen, als er ihn mit seiner kleinen, festsitzenden Mütze pfeifend durchs Dorf schlendern sah.

Seine einzigen Bücher waren ein Almanach und ein Mathematikbuch, in dem er recht beschlagen war. Der Almanach war für ihn eine Art Enzyklopädie, er schien ihm die Summe menschlichen Wissens zu enthalten, wie das ein Kalender in gewissem Sinne ja auch tut. Ich horchte ihn gern über die verschiedenen aktuellen Reformen aus. Niemals sah er sie anders als in höchst einfachem, praktischem Licht. Von so etwas hatte er noch nie gehört. Ob er ohne Fabriken auskommen könne, fragte ich. Er habe immer das handgewebte Vermont-Tuch getragen, und das sei gut. Könnte er Tee und Kaffee entbehren? Gab es in diesem Land irgendein anderes Getränk als Wasser? Er hatte die Nadeln der Schierlingstanne gewässert, und dieses Gebräu erschien ihm an heißen Tagen besser als Wasser. Als ich ihn fragte, ob er ohne Geld auskommen könne, wies er die Annehmlichkeit des Geldes in einer Weise nach, die mit den tiefgründigsten Gedanken über den Ursprung dieser Einrichtung übereinstimmte. Es war die wahre Ableitung des Wortes *pecunia*[1]. Besäße er einen Ochsen und wolle im Laden Nadeln und Faden kaufen, so wäre es unbequem und unmöglich, jeweils einen entsprechenden Teil des Tieres zu verpfänden. Manche Einrichtungen verfocht er besser als ein Philosoph, denn er beschrieb sie so, wie sie

[1] Eigentum, Geldsumme (von lat. *pecus* = Vieh).

ihn selbst betrafen, und gab den wahren Grund für ihre Vorzüge an, denn beim Nachdenken war ihm kein anderer eingefallen. Ein andermal hörte er, daß Plato den Menschen als einen Zweifüßler ohne Federn definiert hatte und daß daraufhin einer einen gerupften Hahn als Platos Menschen ausgestellt habe. Er hielt es für einen bedeutsamen Unterschied, daß die Knie sich nach der falschen Seite bögen.
Manchmal rief er aus: »Wie gern ich mich unterhalte! Weiß der Himmel, ich könnte den ganzen Tag schwätzen!« Als ich ihn einmal längere Zeit nicht gesehen hatte, fragte ich ihn, ob ihm in diesem Sommer ein neuer Gedanke gekommen sei. »Großer Gott«, sagte er, »wer zu arbeiten hat wie ich, muß froh sein, wenn er nichts vergißt von dem, was er wußte. Vielleicht will der Mann, mit dem man hackt, um die Wette arbeiten, dann muß man seine Gedanken zusammen haben. Potzdonner, man muß ans Unkraut denken.« In solchen Fällen fragte er mitunter zuerst, ob ich irgendeinen Fortschritt gemacht hätte. Eines Wintertags fragte ich ihn, ob er immer mit sich selbst zufrieden sei, denn ich wollte ihn lehren, aus seinem Inneren heraus den Priester dieser Welt zu ersetzen und einen edleren Lebenszweck zu suchen. »Zufrieden?« meinte er, »manche sind mit dem zufrieden, andere mit jenem. Vielleicht ist einer, der es dazu hat, damit zufrieden, den ganzen Tag mit dem Rücken zum Feuer und dem Bauch am Tisch zu sitzen, bei Gott.« Aber so oft und unterschiedlich ich es auch versuchte, niemals konnte ich ihn dazu bringen, die Dinge von der geistigen Seite zu betrachten. Das Äußerste, zu dem er fähig schien, war eine einfache Nützlichkeitserwägung, wie man sie auch von einem Tier erwarten kann. So ist es wahrhaftig bei den meisten Menschen.

Schlug ich ihm irgendeine Verbesserung seiner Lebensweise vor, so antwortete er ohne irgendwelches Bedauern, dazu sei es zu spät. Aber er glaubte fest an Rechtschaffenheit und ähnliche Tugenden.

Man konnte aber eine gewisse positive Originalität an ihm entdecken, wenn sie auch nur gering war. Gelegentlich beobachtete ich, daß er selbständig dachte und seine eigne Meinung aussprach. Das ist eine so seltene Erscheinung, daß ich jederzeit zehn Meilen laufen würde, um so etwas zu erleben. Er verstieg sich dann zur Reform vieler gesellschaftlicher Einrichtungen. Immer hatte er einen ansehnlichen Gedanken im Hintergrund, wenn er ihn auch nicht genau auszudrücken vermochte. Sein Denken war jedoch so primitiv und so verflochten in sein triebhaftes Leben, daß es selten bis zur Mitteilbarkeit reifte. Und doch war es vielversprechender als das eines nur gelehrten Menschen. An ihm wurde deutlich, daß es offenbar auch in den niedrigsten Lebensformen geniale Menschen gibt, wenn diese Menschen auch immer demütig und ungebildet sind und entweder ihre eigene Ansicht haben oder vorgeben, überhaupt nichts zu verstehen. Wohl sind sie dunkel und trübe, aber auch so unergründlich, wie der Waldensee zu sein scheint.

Mancher Reisende machte einen Umweg, um mich und das Innere meines Hauses zu besehen. Um seinen Besuch zu rechtfertigen, bat er um ein Glas Wasser. Solchen Leuten sagte ich, daß ich am See tränke, und bot ihnen leihweise ein Schöpfgefäß an. So abgelegen ich auch wohnte, blieben mir doch die alljährlichen Besuche nicht erspart, die um den 1. April herum stattfinden, wo alles auf den Beinen ist. Ich hatte dabei allerdings oft Glück, wenn auch merkwürdige Individuen unter meinen Gästen waren. Schwachsinnige aus

dem Armenhaus und Gott weiß woher kamen mich besuchen. Ich legte es darauf an, sie allen Geist entfalten zu lassen, den sie hatten, und sie zu Selbstbekenntnissen zu bringen. In solchen Fällen machte ich den Geist zum Gesprächsthema und wurde dadurch entschädigt. Ich fand diese Menschen wahrhaftig oft klüger als die sogenannten Armenaufseher und städtischen Beamten, und mir schien es an der Zeit, daß der Spieß umgedreht würde. Was den Verstand betrifft, lernte ich dabei, daß zwischen halbem und ganzem wenig Unterschied ist. Eines Tages besuchte mich ein harmloser, einfältiger armer Mann. Ich hatte oft gesehen, wie er mit anderen einen lebendigen Zaun bildete. Er saß oder stand auf einem Scheffel in den Feldern und bewachte das Vieh und sich selbst vorm Ausreißen. So wie ich wollte er gern leben, wünschte er sich. Jeder sogenannten Demut überlegen, oder vielmehr unterlegen, erklärte er mir ganz schlicht und wahrheitsgetreu, es »fehle ihm an Verstand«. So lauteten seine Worte. Der Herr habe ihn so geschaffen, doch nähme er an, daß er Gott ebenso wert sei wie andere Menschen. »Von Kindheit an bin ich so gewesen«, sagte er. »Ich war nie sehr schlau und immer anders als andere Kinder. Ich bin schwach im Kopf. Es war Gottes Wille, nehme ich an.« Und da stand er also, die Wahrheit seiner Worte zu beweisen. Für mich war er ein metaphysisches Rätsel. Selten habe ich einen Mitmenschen von so vielversprechenden Anlagen getroffen. Alles, was er sagte, war ganz einfach, aufrichtig und wahr. Und er war wahrlich in dem Maße erhöht, als er sich selbst erniedrigte. Anfangs wußte ich nicht, ob nicht alles kluge Berechnung sei. Es schien, als könne von einem solchen Grund von Wahrhaftigkeit und Freimut, wie ihn dieser Arme gelegt

hatte, unsere Unterhaltung zu Besserem gedeihen als das Gespräch der Weisen.

Manche meiner Gäste gehörten auch zu denen, die man nicht unter die Armen der Stadt rechnet, obwohl das richtiger wäre. Jedenfalls zählen sie zu den Unbemittelten der Welt. Das waren Gäste, die nicht an meine Hospitalität appellierten, sondern an meine Hospitalhospitalität. Sie wollen ernstlich Hilfe und schicken ihrer Bitte die Mitteilung voraus, daß sie entschlossen seien, sich keinesfalls selbst zu helfen. Ich erwarte ja nun von einem Gast, daß er nicht gerade am Verhungern ist, den besten Appetit der Welt kann er meinetwegen gern haben, woher auch immer. Bettler sind keine Gäste. Solche Menschen merkten gar nicht, wenn ihr Besuch endete, obgleich ich wieder meiner Tätigkeit nachging und ihnen aus immer größerer Entfernung antwortete.

In der Wanderzeit besuchten mich Leute aller Art. Manche wußten nicht, was sie vor lauter Verstand damit anfangen sollten. Entlaufene Sklaven mit Plantagensitten, horchten sie von Zeit zu Zeit auf wie der Fuchs in der Fabel, als hörten sie die Hunde auf ihrer Fährte bellen, und sahen mich flehend an, als wollten sie sagen:

»O Christenmensch, willst du zurück mich senden?«

Einmal half ich einem wirklich entlaufenen Sklaven in der Richtung zum Nordstern weiter.

Da gab es Leute mit einem einzigen Gedanken, wie eine Henne mit einem einzigen Küken, und das war noch dazu ein Entlein. Andere hatten tausend Einfälle und ungekämmte Haare wie Hennen, die hundert Küken zu hüten haben, von denen jedes einem Käfer nachläuft. Ein Dutzend geht allmorgendlich im Tau

zugrunde. Natürlich werden die Hennen darüber struppig und ruppig. Wieder andere Leute hatten Gedanken statt der Beine, eine Art intellektueller Tausendfüßler, die einem eine Gänsehaut über den Rücken jagten. Einer schlug mir vor, doch ein Buch zu halten, in das sich die Gäste einschrieben, wie es auf dem Weißen Berg wäre. Aber ach, mein Gedächtnis ist nur zu gut, als daß ich das nötig hätte.

Ich konnte nicht umhin, manche Eigenheit meiner Gäste zu studieren. Mädchen, Jungen und junge Frauen schienen im allgemeinen gern in den Wäldern zu sein. Sie sahen in den See, betrachteten die Blumen und ließen sich's wohl sein. Geschäftsleute und auch Bauern dachten nur an die Einsamkeit, die Arbeit und die große Entfernung, die meine Wohnung von jedem andern Menschen trennte. Zwar behaupteten sie, gelegentlich gern einmal einen Ausflug in den Wald zu machen, aber offensichtlich stimmte das nicht. Es waren ruhelose, unfreie Menschen, deren ganze Zeit draufging, Geld zu verdienen oder zusammenzuhalten; Geistliche, die von Gott sprachen, als hätten sie ein Monopol darauf, und keine andere Meinung vertragen konnten; Ärzte, Rechtsanwälte und mißmutige Hausfrauen, die in meiner Abwesenheit in meinen Schrank und in mein Bett spähten. Denn woher wußte Frau M., daß meine Bettwäsche nicht so weiß war wie ihre? Junge Menschen kamen, die aufgehört hatten jung zu sein und zu dem Schluß gekommen waren, es sei am sichersten, dem ausgetretenen Pfad des Berufs zu folgen. Sie alle sagten gewöhnlich, es sei für mich in meiner Lage unmöglich, viel Gutes zu tun. Ja, das sei die Schwierigkeit! Unsichere und Schüchterne jeden Alters und Geschlechts dachten immer an Krankheit, Unfall oder Tod. Ihnen war das Leben voller Gefahren.

Aber wo gibt es Gefahr, wenn man nicht an sie denkt? Nach Ansicht dieser Leute würde ein umsichtiger Mann sorgfältig die sicherste Stelle heraussuchen, wo Dr. B. im Augenblick zur Hand ist. Für sie war das Dorf ganz wörtlich eine *com-munitas*[1], eine Liga zu gegenseitiger Verteidigung. Mutmaßlich gingen sie nicht ohne Hausapotheke in die Preiselbeeren. Kurz gesagt, ist einer am Leben, so besteht jederzeit die Gefahr, daß er sterben könnte. Diese Gefahr ist natürlich relativ geringer, je mehr der Mensch von Anfang an scheintot ist. Jeder Mensch sitzt ebensosehr Gefahr, als daß er sie läuft.

Schließlich kamen da solche, die sich Weltverbesserer nannten. Sie waren die Lästigsten von allen. Ihrer Meinung nach sang ich unentwegt:

> »Dies ist das Haus, das ich gebaut;
> Dies ist der Mensch, der in dem Haus lebt, das ich baute.«

Sie wußten freilich nicht, daß die dritte Zeile hieß:

> »Dies sind die Leute, die den Menschen quälen,
> der in dem Hause lebt, das ich gebaut.«[2]

Den Tierschinder fürchtete ich nicht, denn ich hielt keine Tiere. Mehr Angst hatte ich vor den Menschenschindern.

Ich hatte aber auch nettere Gäste als diese eben genannten. Kinder kamen beim Beerenpflücken, Eisenbahner machten in sauberen Hemden ihren Sonntagmorgenspaziergang. Fischer, Jäger, Dichter und Philosophen kamen, lauter ehrliche Pilger, die um der Frei-

[1] Thoreau verbindet das Wort *com-munis*, *communitas* mit *munire* »verschanzen«, *moenia* »Schutzwall«, eine Etymologie, die heute aufgegeben ist. – [2] Die Zeilen parodieren bekannte englische Kinderverse.

heit willen in die Wälder gingen und wirklich das Dorf hinter sich ließen. Sie begrüßte ich freudig mit: „Willkommen, Engländer, willkommen, Engländer!«[1] denn mit diesem Volk hatte ich schon immer verkehrt.

Kapitel VII

DAS BOHNENFELD

Unterdessen warteten meine Bohnen – die Reihen aneinandergefügt ergaben sieben Meilen – ungeduldig aufs Hacken, denn die frühesten waren schon beachtlich groß, als die letzten in den Boden kamen.. Ich kannte die Bedeutung dieser stetigen und würdevollen, wenn auch nur geringfügigen Herkulesarbeit noch nicht. Ich lernte dabei meine Reihen, meine Bohnen lieben, obgleich es mehr waren als ich brauchte. Sie banden mich an den Boden, und so wurde ich stark wie Antäus. Warum zog ich sie auf? Das weiß der Himmel allein. Den ganzen Sommer lang galt dem Bohnenfeld meine sorgliche Bemühung.. Pferde oder Vieh hatte ich für meine Arbeit nicht, noch auch gedungene Knechte oder moderne landwirtschaftliche Geräte. Deshalb kam ich langsamer voran und wurde mit meinen Bohnen vertrauter, als das sonst der Fall ist. Aber Handarbeit ist vielleicht nicht die schlechteste Form des Müßigganges, selbst wenn sie an Plackerei grenzt. Es liegt in ihr eine stete, unvergängliche Lehre, und dem Fleißigen gewährt sie reiche Ernte. Den Reisenden, die in ihren Wagen nach Osten rollten, erschien

[1] Anspielung auf eine Episode aus der frühen Kolonialgeschichte (1621). Ein Indianer begrüßte zu ihrer Überraschung die Siedler von Plymouth, Mass., in englischer Sprache: »Welcome, Englishmen!«

ich als die Verkörperung des *agricola laboriosus*..[1] Doch sie vergaßen mich bald..

Ganz nahe singt im Wipfel einer Birke die Braundrossel den ganzen Morgen lang, sie freut sich der menschlichen Gesellschaft und würde eines anderen Bauern Feld suchen, läge meines nicht hier.. Manchmal frage ich mich, was denn ihr Geschwätz, diese dilettantischen Paganini-Kadenzen auf einer Saite oder auf zwanzigen, eigentlich mit meinen Pflanzen zu tun haben. Und doch würde man sie Dünger und Kalk vorziehen. Das war ein billiger Dünger, in den ich unbegrenztes Vertrauen hatte.

Wie ich so meine Bohnen immer neu anhäufelte, rührte ich die Asche vergangener Völker auf, die in früheren Tagen unter diesem Himmel lebten. Ihre kleinen Kriegs- und Jagdgeräte kamen ans Licht des heutigen Tages.. Stieß meine Hacke dagegen, so gaben Wälder und Himmel den Klang zurück, und er begleitete meine Arbeit, die also umgehend eine unermeßliche Ernte brachte.. Oder meine Hacke störte unter einem verfaulten Baumstumpf einen träg-prächtigen, seltsam gefleckten Salamander auf. Ruhte ich mich, auf meine Hacke gestützt, aus, so hörte und sah ich in den Bohnen überall diese Töne und Bilder, einen Teil der unerschöpflichen Unterhaltung, die das Land bietet..

In den Sommertagen widmeten sich manche meiner Zeitgenossen in Boston und Rom den schönen Künsten, oder in Indien der Kontemplation, oder sie trieben Handel in London und New York. Ich aber widmete diese Tage der Landwirtschaft, wie die anderen Bauern es taten. Ich wollte nicht etwa Bohnen essen, denn was Bohnen anlangt, bin ich von Natur aus Pythagoreer, ob es nun ums Essen oder um die Wahl geht. Also

[1] Fleißiger Bauer.

tauschte ich meine Bohnen gegen Reis ein. Vielleicht müssen aber immer einige Menschen auf dem Feld arbeiten, damit sie eines Tages einem Parabeldichter Bilder und Ausdrücke liefern..

Ich düngte die Bohnen nicht und hackte sie nicht alle auf einmal, wohl aber hackte ich sie besonders gut, soweit ich eben kam. Und dafür wurde ich schließlich belohnt. Bei Evelyn heißt es: »Es gibt wirklich keinen Mist oder künstlichen Dünger, der diesem ständigen Bewegen, Auffrischen und Umgraben der Erde gleichkäme..«

Meine Einnahmen (*patrem familias vendacem, non emacem esse oportet*)[1] überstiegen die Ausgaben und ergaben einen Nettoverdienst von 8 Dollar..

Außerdem gewann ich noch folgende Erkenntnis: Ich beschloß, im nächsten Sommer nicht mit solchem Fleiß Bohnen und Korn zu bauen, sondern – sofern das Saatgut nicht verlorenging – Saaten wie Aufrichtigkeit, Wahrheit, Einfachheit, Glauben, Unschuld und ähnliche zu säen. Ich würde sehen, ob sie in diesem Boden gediehen, vielleicht sogar mit weniger Plackerei und Mühe für mich, und ob sie mich erhalten könnten. Denn für solche Saaten ist der Boden wahrhaftig noch nicht erschöpft. Aber ach! Ich nahm mir das vor. Ein weiterer Sommer verging jedoch, und noch einer und noch einer, und ich muß dir gestehen, Leser, daß die Saaten, die ich ausstreute, wenn es wirklich die Saatkörner jener Tugenden waren, vom Wurm zerfressen waren oder ihre Keimfähigkeit verloren hatten und also nicht aufgingen. Gewöhnlich sind die Menschen nur so mutig oder feige wie ihre Väter mutig oder feige waren. Als sei das ihr Schicksal, wird diese Generation wahrscheinlich in jedem kommenden Jahr Bohnen und

[1] Dem Hausvater geziemt nicht zu kaufen, sondern zu verkaufen.

Mais pflanzen, genau so wie es die Indianer vor Jahrhunderten schon taten und die ersten Siedler zu tun lehrten.. Aber warum sollte der Neuengländer nicht neue Abenteuer wagen und andere Ernten einbringen als die gewohnten und wichtigen wie Korn, Kartoffeln, Heu und Obst? Warum kümmern wir uns so viel um unsere Saatbohnen, statt vor allem um ein neues Menschengeschlecht besorgt zu sein? Es sollte uns besser tun als Speise und Trank, einem Menschen zu begegnen, in dem mit Sicherheit einige der genannten Tugenden aufgegangen sind und Wurzel gefaßt haben. Wir alle preisen diese Eigenschaften mehr als die Erzeugnisse des Landes, dennoch sind sie meist in alle Winde verstreut und schweben in der Luft. Hier kommt freilich nur ein Bruchteil oder eine neue Variante einer solchen hohen, unbeschreiblichen Tugend wie etwa der Wahrheit oder der Gerechtigkeit des Weges daher. Unsere Gesandten sollten angewiesen werden, solche Saaten herzuschicken, der Kongreß sollte sie über das ganze Land verteilen helfen. Mit der Aufrichtigkeit soll man niemals förmlich sein. Niemals sollten wir einander durch unsere niedrige Gesinnung betrügen, beleidigen oder verbannen, wenn noch ein Körnchen Güte und Freundlichkeit in uns ist. Wir sollten uns nicht in solcher Eile begegnen. Mit den meisten Menschen komme ich überhaupt nicht zusammen, denn sie scheinen keine Zeit zu haben, sie sind mit ihren Bohnen beschäftigt. Man mag sich aber nicht mit einem Menschen abgeben, der sich unentwegt abrackert, und wenn er sich zwischen der Arbeit auf Hacke oder Spaten lehnt, steht er nicht wie ein Pilz, der nur ein Stück aus der Erde gewachsen ist und doch stolz den Kopf hebt, sondern er gleicht einer Schwalbe, die sich niederließ und nun am Boden kriecht: –

»Als wollt er fliegen, regt er sein Gefieder,
Wie er so sprach, dann sank der Flügel wieder –«

so daß man meinen könnte, mit einem Engel zu sprechen. Brot allein sättigt uns nicht immer, aber es tut uns immer gut. Wenn wir nicht wußten, was uns bedrückte, nimmt es sogar die Steifheit aus unseren Gelenken und macht uns geschmeidig und beweglich, fähig, das Edle im Menschen oder in der Natur zu erkennen, teilzuhaben an unvermischter, jubelnder Freude.
Antike Dichtung und Sage lassen wenigstens vermuten, daß der Ackerbau dereinst eine heilige Kunst war. Wir aber gehen ihr nach in unziemlicher Hast und Unbedachtheit. Wir wollen nichts als große Farmen und reiche Ernten. Wir haben kein Fest, keine Prozession oder heilige Handlung, mit denen der Bauer das Gefühl der Heiligkeit seines Berufes ausdrückt oder sich an seinen religiösen Ursprung erinnert. Auch unsere Viehausstellungen und Erntedankfeste[1] sind nicht kultischer Art. Nur die Prämie und das Festmahl locken den Bauern. Nicht der Ceres und dem irdischen Jupiter opfert er, sondern vielmehr dem höllischen Plutus. Das Land ist entstellt, der Ackerbau wie wir selbst entehrt, und der Bauer führt ein ganz erbärmliches Leben, denn Geiz und Selbstsucht herrschen, und keiner von uns ist frei von der niedrigen Gewohnheit, die Scholle als Besitz zu betrachten, als das Mittel, um Besitz zu erwerben. Heutzutage steht der Bauer der Natur nur als Räuber gegenüber.
Wir vergessen gewöhnlich, daß die Sonne ohne Unter-

Das Erntedankfest ist seit der Einwanderung der ersten Puritaner ein Nationalfeiertag, dessen Datum alljährlich vom Präsidenten auf den dritten oder vierten Donnerstag im November festgesetzt wird

schied auf unsere bebauten Felder, auf Prärien und Wälder scheint. Sie alle werfen ihre Strahlen zurück und saugen sie auf. Für die Sonne ist die Erde gleichmäßig bestellt wie ein Garten. Deshalb sollten wir ihr Licht und ihre Wärme mit entsprechendem Vertrauen und ebensolcher Großmut aufnehmen.. Wie kann dann unsere Ernte mißraten? Muß ich mich nicht auch über das Unkraut freuen, dessen Samen die Kornspeicher der Vögel füllen? Es macht verhältnismäßig wenig aus, ob die Felder die Scheuern des Bauern füllen. Der rechte Landmann sorgt sich nicht mehr, so wie die Eichhörnchen nicht davon berührt scheinen, ob die Wälder in diesem Jahr Kastanien tragen oder nicht. Er vollbringt täglich seine Arbeit, entsagt allen Ansprüchen auf die Erzeugnisse seiner Felder und seines Gartens und opfert frohen Herzens seine ersten und seine letzten Früchte.

Kapitel VIII

DAS DORF

Hatte ich den Vormittag über meine Bohnen gehackt, vielleicht auch gelesen oder geschrieben, so badete ich meist noch einmal im See und durchschwamm eine seiner Buchten. Das war mein gewohntes Maß. Dabei reinigte ich mich vom Staub der Arbeit oder glättete die letzten Falten, die geistige Anstrengung hinterlassen hatte. Für den Nachmittag war ich nun vollkommen frei. Täglich oder einen Tag um den anderen schlenderte ich ins Dorf, um etwas von dem Klatsch zu hören, der dort ständig von Mund zu Mund oder durch die Zeitungen geht. In homöopathischen Dosen genossen, wirkte er auf seine Weise ebenso erfrischend

wie das Rascheln des Laubes und das Quaken der Frösche. Wie ich in den Wald wanderte, um Vögel und Eichhörnchen zu sehen, so ging ich ins Dorf, um Männer und Knaben zu betrachten. Statt des Windes in den Tannen hörte ich hier Wagengerassel.

Wenn ich in bestimmter Richtung mein Haus verließ, kam ich zu einer Siedlung der Bisamratten in den Flußwiesen. Unter Ulmen und Sykomoren lag nach der anderen Richtung das Dorf voll geschäftiger Leute, die mir so seltsam erschienen wie Präriehunde. Sie saßen am Eingang ihrer Hütten oder liefen zum Nachbarn, um zu klatschen. Oft ging ich hin, um sie zu beobachten. Wie ein großes Neuigkeitenmagazin kam mir das Dorf vor. Wie seinerzeit Reading & Co. in der State Street führte man auf der einen Seite, um Geschäfte zu machen, Nüsse und Rosinen, Salz und Mehl und andere Kolonialwaren. Manche Leute haben einen ungeheuren Appetit auf die erstgenannten Waren, also auf Neuigkeiten, und so gesunde Verdauungsorgane, daß sie ständig auf offener Straße sitzen, ohne sich zu rühren, und sich umsausen und umbrausen lassen von dem, was sie hören, wie vom Passatwinde oder als atmeten sie Äther ein, der doch nur taub und unempfindlich gegen den Schmerz macht, ohne das Bewußtsein zu trüben, denn sonst wäre es oft schmerzhaft, das alles anzuhören. So oft ich auch ins Dorf schlenderte, es kam kaum je vor, daß ich nicht eine Anzahl solcher Ehrenmänner sich auf einer Leiter sonnen sah. Die Körper vornübergebeugt, ließen sie ihre Augen mit gierigen Blicken von Zeit zu Zeit die Straße hinauf- und hinabwandern. Oder sie lehnten, die Hände in den Taschen, an einer Scheune wie Karyatiden, die den Bau zu tragen schienen. Da sie immer draußen waren, hörten sie, was in der Luft lag.

Das sind die Schrotmühlen, in denen der Klatsch zuerst grob gemahlen und aufgeknackt wird, bevor man ihn daheim in die feineren Mahlgänge schüttet. Ich stellte fest, daß die Lebenszentren des Dorfes Kramladen, Gasthaus, Post und Bank waren. Als notwendige Bestandteile der ganzen Anlage hielt man an passender Stelle eine Glocke, eine große Kanone und eine Feuerspritze.

Die Häuser waren so angelegt, daß man sich nach Herzenslust an den Menschen weiden konnte. Die größten Häuser lagen einander gegenüber, so daß jeder Reisende Spießruten laufen mußte und Männer, Frauen und Kinder ihn verdreschen konnten. Natürlich bezahlten diejenigen die höchsten Preise, die am Anfang der Straße wohnten, wo sie am besten sehen und gesehen werden konnten und den ersten Schlag auf den Mann führten. Die wenigen verstreuten Bewohner der Außenbezirke zahlten nur geringfügige Grund- oder Fenstersteuern, denn dort gab es in der Straße breite Lücken zwischen den Häusern. Der Wanderer konnte da über Mauern klettern oder seitwärts auf einem Viehpfad entkommen. Überall waren Aushängeschilder angebracht, um ihn anzulocken. Einige regten seinen Appetit an, wie die Schenken und Wirtshäuser. Andere zogen seine Blicke auf sich, wie die Kurzwarenläden und Goldschmiede. Wieder andere packten ihn am Haar, an den Füßen oder am Rockzipfel: Friseur, Schuhmacher und Schneider. Außerdem bestand die noch schrecklichere beständige Aufforderung, in allen diesen Häusern vorzusprechen, wo man um diese Zeit Besuch erwartete. Meist entkam ich diesen Gefahren wunderbar; entweder schritt ich sogleich kühn und ohne Säumen zum Gefängnis, wie man es Spießrutenläufern empfiehlt, oder ich hielt meine Ge-

danken auf hohe Dinge gerichtet wie Orpheus, der, »laut zu seinen Saiten der Götter Taten rühmend, die Stimmen der Sirenen übertönte und der Gefahr entging«. Manchmal riß ich aus, und niemand wußte, wo ich war. Denn ich hielt nicht viel auf Anmut und zögerte niemals, durch eine Zaunlücke zu schlüpfen. Ich pflegte sogar in einige Häuser einzubrechen, wo man mich gut aufnahm. Hatte ich dann den Extrakt und die frisch durchgehechelten Neuigkeiten gehört – welche Papiere gesunken waren, wie die Aussichten für Krieg und Frieden standen, und ob die Welt wohl noch viel länger zusammenhalten würde –, so ließ man mich durch das Hinterpförtchen hinaus, und ich entkam wieder in die Wälder.

Wenn ich lange im Städtchen geblieben war, stürzte ich voller Wonne in die Nacht hinaus, vor allem wenn sie dunkel und stürmisch war. Mit einem Sack voll Roggen- oder Maismehl auf der Schulter setzte ich dann von einem hellen Wohn- oder Lesezimmer aus Segel und strebte meinem friedlichen Hafen in den Wäldern zu. War oben alles niet- und nagelfest, so konnte ich mit einer munteren Schiffsmannschaft von Gedanken unter Deck gehen. Ich ließ nur meinen äußeren Menschen am Steuer oder band es gar fest, wenn das Fahrwasser frei war. Manchen guten Gedanken faßte ich während der Fahrt am Kajütenfeuer. Niemals wurde ich aus dem Kurs geworfen oder mußte um Hilfe rufen; dabei erlebte ich mitunter schwere Stürme.

Auch in gewöhnlichen Nächten ist es in den Wäldern dunkler, als man meist annimmt. Oft mußte ich hinaufsehen, wo sich die Bäume über dem Pfad öffneten, um meinen Weg zu finden. Wo es keinen Fahrweg gab, mußte ich mit den Füßen die schwache Spur

ertasten, die ich getreten hatte, oder nach der mir bekannten Stellung bestimmter Bäume steuern, die ich mit den Händen fühlte. So fand ich etwa in dunkler Nacht meinen Weg zwischen zwei Fichten mitten in den Wäldern, die nur achtzehn Zoll auseinanderstanden. Manchmal war ich nicht fähig, mir nachher auch nur einen einzigen Schritt meines Weges zu vergegenwärtigen, wenn ich spät in einer dunklen, nebligen Nacht nach Hause gekommen war. Meine Füße hatten den Pfad ertastet, den meine Augen nicht sehen konnten. Träumerisch und versonnen war ich den ganzen Weg über gewesen, bis ich auffuhr, weil ich die Hand zur Türklinke heben mußte. Ich hoffte, daß mein Körper den Heimweg finden würde, den sein Herr verloren hatte, so wie die Hand ohne Hilfe zum Mund findet.

Verschiedentlich mußte ich einen späten Gast in dunkler Nacht auf den Fahrweg hinter dem Haus führen und ihm dann die Richtung zeigen, die er gehen mußte und die einzuhalten ihm mehr seine Füße als seine Augen helfen würden..

Es ist eine überraschende und bemerkenswerte, aber auch wertvolle Erfahrung, sich zu irgendeiner Zeit im Wald zu verirren. Im Schneesturm kommt man am hellichten Tage auf eine wohlbekannte Straße und vermag doch nicht zu sagen, in welcher Richtung das Dorf liegt. Tausendmal mag man da entlanggefahren sein und erkennt jetzt doch den Weg nicht wieder; er ist so fremd wie eine Straße in Sibirien. Nachts ist die Bestürzung natürlich um so größer. Auf unseren alltäglichsten Gängen steuern wir wie Lotsen ständig, wenn auch unbewußt, nach bestimmten wohlbekannten Leuchttürmen und Landzungen. Weichen wir vom gewohnten Kurs ab, so haben wir noch die Lage eines

benachbarten Kaps im Gedächtnis. Die ungeheure Weite und Fremdheit der Natur erkennen wir erst, wenn wir uns ganz verloren oder herumgedreht haben. Denn man braucht einen Menschen nur einmal mit geschlossenen Augen herumzudrehen, und er ist verloren in dieser Welt. Jeder muß die Himmelsrichtungen neu erlernen, wenn er aus dem Schlaf oder aus irgendeiner Zerstreutheit erwacht. Nicht ehe wir verloren sind, mit anderen Worten, nicht ehe wir diese Welt verloren haben, fangen wir an, uns selbst zu finden und zu erkennen, wo wir sind und wie unendlich weit unsere Verbindungen reichen.

Eines Nachmittags gegen Ende des ersten Sommers wollte ich mir einen Schuh vom Schuster holen, als man mich festnahm und ins Gefängnis steckte. Ich hatte nämlich, wie an anderer Stelle berichtet[1], die Steuern nicht bezahlt, also die Autorität eines Staates nicht anerkannt, der Männer, Frauen und Kinder wie Vieh an der Tür seines Senatshauses kauft und verkauft. Ich war zu anderen Zwecken in die Wälder gegangen. Wohin aber ein Mensch auch gehen mag, die anderen verfolgen ihn und greifen ihn mit ihren schmutzigen Einrichtungen und zwingen ihn, wenn sie es können, zu ihrer verzweifelten Gesellschaft von Sonderlingen zu gehören. Ich hätte mich mit mehr oder weniger Erfolg widersetzen und gegen die Gesellschaft Amok laufen können. Ich zog es jedoch vor, die Gesellschaft gegen mich Amok laufen zu lassen, denn sie war der verzweifelte Teil. Übrigens erhielt ich am nächsten Tag meine Freiheit und danach meinen geflickten Schuh zurück und kehrte rechtzeitig zu meinem Heidelbeeressen auf Fair Haven Hill in die Wälder zurück. Bisher haben mich nur amtliche Per-

[1] In »Bürgerlicher Ungehorsam« (1849).

sonen belästigt. Ich hatte nicht Schloß noch Riegel, außer an dem Pult mit meinen Papieren, nicht einmal meinen Fensterladen schlug ich mit einem Nagel zu. Tag und Nacht blieb meine Tür unverschlossen, selbst als ich im nächsten Herbst vier Tage in den Wäldern von Maine verbrachte. Und doch wurde mein Haus mehr geachtet, als wenn es von einer Menge Soldaten umgeben gewesen wäre. Der müde Wanderer konnte sich ausruhen und am Feuer wärmen, der Literaturbeflissene fand Vergnügen an den wenigen Büchern auf meinem Tisch. Die Neugierigen mochten immerhin meine Schranktür öffnen und nachschauen, was von meinem Mittagessen übriggeblieben war und wie die Aussichten für das Abendbrot standen. Es kamen viele Menschen aller Stände auf dem Weg zu den Seen bei mir vorüber, aber ich erlitt von ihnen nie die geringste Unbill. Nur ein dünnes Büchlein kam abhanden, ein Band Homer, der vielleicht unschicklich vergoldet war. Ein Soldat unseres Lagers wird das Bändchen inzwischen gefunden haben. Ich bin überzeugt, lebten alle Menschen so anspruchslos wie ich damals, Diebstahl und Raub wären unbekannt. Es gibt sie nur in Gemeinwesen, wo einige mehr haben als sie brauchen, während andere darben. Pope's Homer würde bald schicklich verteilt sein.

»*Nec bella fuerunt,*
Faginus astabat dum scyphus ante dapes[1].«

»Kriege waren unbekannt
Als man aus hölzernen Bechern trank.«

»Die ihr öffentliche Angelegenheiten regelt, warum braucht ihr Strafen? Liebt die Tugend, so werden

[1] Tibull, Elegien I, X, 7.

die Menschen tugendhaft sein. Die Tugenden eines Vorgesetzten gleichen dem Wind, die Tugenden des einfachen Mannes dem Gras. Es neigt sich, wenn der Wind darüber hingeht.«

Kapitel IX

DIE SEEN

War ich der menschlichen Gesellschaft und ihres Klatsches überdrüssig und hatte alle meine Freunde im Städtchen abgenutzt, so schweifte ich mitunter noch weiter westwärts, als ich sonst wohne, in noch einsamere Stadtteile, »nach neuen Wäldern und frischen Weidegründen«.[1] Oder ich nahm auf Fair Haven Hill meine Abendmahlzeit aus zwei Arten Heidelbeeren ein und sorgte für einen Vorrat auf mehrere Tage. Ihren wahren Geschmack offenbaren die Früchte nicht dem, der sie kauft oder für den Markt pflückt. Es gibt nur einen Weg, dies Aroma zu schmecken, aber wenige gehen ihn. Willst du wissen, wie Heidelbeeren schmecken, frage den Hütejungen oder das Rebhuhn. Es ist ein verbreiteter Irrtum, anzunehmen, wer nie Heidelbeeren pflückte, wüßte, wie sie schmecken. Keine Heidelbeere kommt je nach Boston.. Der ambrosische, wesentliche Teil der Frucht geht verloren mit dem Schmelz, der auf den Marktwagen abgerieben wird, und die Früchte werden bloßes Futter. Solange die Ewige Gerechtigkeit herrscht, kann nicht eine einzige unschuldige Heidelbeere von den Hügeln in die Stadt gebracht werden.

Wenn ich mit dem Hacken für den Tag fertig war, schloß ich mich gelegentlich einem ungeduldigen Ge-

[1] Die Schlußzeile von Miltons (1608–1674) Elegie »Lycidas«.

sellen an, der seit dem frühen Morgen im See gefischt hatte. Still und regungslos wie eine Ente oder ein treibendes Blatt saß er da. Trat ich zu ihm, so war er gewöhnlich zu dem Schluß gekommen, daß er zur alten Sekte der Coenobiten[1] gehörte, nachdem er zuvor verschiedene Philosophien durchprobiert hatte. Ein älterer Mann kam da gewöhnlich, ein ausgezeichneter Fischer und erfahrener Jäger. Mit Vorliebe betrachtete er mein Haus als eigens zur Bequemlichkeit der Fischer erbaut. Mir machte es Freude, wenn er auf meiner Schwelle saß und seine Angelschnuren ordnete. Ab und an fuhren wir zusammen auf den See hinaus, er saß an einem Ende des Bootes, ich am anderen. Viele Worte wechselten wir nicht, denn er war mit den Jahren taub geworden. Manchmal summte er einen Psalm, der nur zu gut zu meinen Gedanken paßte. Auf diese Weise war unser Zusammensein ungestört harmonisch und bleibt eine schönere Erinnerung, als wenn wir miteinander gesprochen hätten.

Meist hatte ich niemanden zur Gesellschaft; dann pflegte ich durch einen Schlag meines Ruders gegen die Bootswand das Echo zu wecken. Der Widerhall erfüllte die umliegenden Wälder mit kreisenden und sich weiter verbreitenden Tönen, störte sie auf wie der Tierbändiger seine Bestien. Schließlich hatte ich jedem Waldtal und jedem Hügel ein Brummen entlockt.

An warmen Abenden saß ich oft im Boot und blies Flöte. Barsche umspielten mich dann, die ich bezaubert haben mochte. Der Mond glitt über den gewellten Seegrund, der mit alten Baumstämmen übersät war.

Früher war ich von Zeit zu Zeit in dunklen Sommernächten mit einem Freund abenteuerlustig an den See gekommen. Nah dem Ufer machten wir ein Feuer,

[1] Vgl. die Erläuterungen.

denn wir glaubten, das zöge die Fische an. Mit einem Bündel Würmer an der Leine fingen wir Bricken. Danach schleuderten wir in tiefer Nacht die Feuerbrände wie Raketen hoch in die Luft. Fielen sie in den See, so verlöschten sie laut zischend, und wir tappten plötzlich in völliger Dunkelheit. Im Dunkeln suchten wir dann pfeifend unseren Weg zurück zu den Lagerstätten der Menschen. Jetzt aber hatte ich mich am Seeufer häuslich niedergelassen.

Manches Mal saß ich so lange in einem Wohnzimmer im Städtchen, bis die ganze Familie zu Bett gegangen war. Dann erst kehrte ich in die Wälder zurück und fischte in den Mitternachtsstunden – teilweise im Hinblick auf das Mittagessen des nächsten Tages. Im Mondschein saß ich da im Boot. Eulen und Füchse brachten mir ein Ständchen, und von Zeit zu Zeit hörte ich den schrillen Schrei eines unbekannten Vogels in der Nacht. Diese Erfahrungen waren mir wesentlich und wertvoll. Zwanzig bis dreißig Schritt vom Ufer entfernt lag das Boot unbewegt auf vierzig Fuß tiefem Wasser, umgeben von Tausenden kleiner Barsche und Weißfische, die mit ihren Schwänzen die mondbeglänzte Wasserfläche kräuselten. Eine lange flächserne Schnur verband mich mit geheimnisvollen Fischen der Nacht, die tief unter mir wohnten. Trieb ich in der sanften Nachtbrise dahin, so zog ich mitunter eine sechzig Fuß lange Leine durch den See, die von Zeit zu Zeit leise bebte. Dann wußte ich, am anderen Ende streift ein Lebewesen herum, voll ungewissen dumpfen Begehrens und langsam im Entschluß. Schließlich steht man gemächlich auf und zieht Zug um Zug eine knirschende und zappelnde gehörnte Bricke an die Oberfläche. Vor allem in dunklen Nächten war es seltsam, dieses schwache Erbeben der Leine

zu verspüren. Die Gedanken waren zu großen, weltweiten Fragen in andere Sphären gewandert; jetzt wurde ich aus meinen Träumen aufgeschreckt und wieder zur Natur zurückgeführt. Mir schien, ich könnte meine Schnur ebensogut hinauf in die Luft werfen wie hinab in das Element, das kaum dichter war. So fing ich gewissermaßen zwei Fische mit einem Haken.

Die Umgebung des Waldensees ist anspruchslos und ohne Großartigkeit, dabei aber sehr reizvoll. Wer nicht oft dorthin gekommen ist oder am Seeufer gelebt hat, dem sagt sie nicht viel. Und doch ist der Teich bemerkenswert, weil er so tief und klar ist. Darum verdient er eine eingehende Beschreibung.

Es ist ein klarer, tiefgrüner Brunnen, eine halbe Meile lang und eindreiviertel Meilen im Umfang, eine unerschöpfliche Quelle inmitten von Eichen- und Nadelwäldern. Einen sichtbaren Ab- oder Zufluß gibt es nicht, es sei denn durch Wolken oder Verdunstung. Die umliegenden Hügel steigen unmittelbar am Wasser zu einer Höhe von vierzig bis fünfzig Fuß empor, im Osten und Südosten sind sie noch höher. Sie sind alle bewaldet. All unsere Gewässer in Concord haben mindestens zwei Farben, eine, wenn man sie aus der Ferne sieht, und eine zweite, eigentümlichere in der Nähe. Die erste Tönung hängt mehr vom Licht ab und richtet sich nach dem Himmel. Bei klarem Sommerwetter zeigen sich die Gewässer aus geringer Entfernung blau, vor allem wenn sie bewegt sind. In größerem Abstand sehen sie alle gleich aus. Bei stürmischem Wetter sind sie mitunter dunkel schieferfarbig. Von der See behauptet man ja, sie sei an einem Tag grün, am andern blau, ohne merkliche Veränderung der Atmosphäre.. Der Waldensee, von der gleichen Stelle aus gesehen, sieht auch einmal blau, einmal

grün aus. Er liegt zwischen Himmel und Erde und vereint beider Farben in sich.. Wie die übrigen Gewässer erscheint der Walden aus geringer Entfernung dunkler blau als der Himmel, wenn das Wasser bei klarem Wetter bewegt ist oder wenn die Wasserfläche den Himmel im rechten Winkel widerspiegelt, vielleicht ist dann auch mehr Licht hineingemischt. War ich zu solcher Zeit auf dem See und sah mit geteiltem Blick hinein, um die Lichtreflexe wahrzunehmen, so entdeckte ich ein unvergleichliches und unbeschreibliches Hellblau, blauer als der Himmel selbst. Moiré und Taft, auch Schwertklingen können für Augenblicke diese Farbe zeigen. Sie wechselte mit dem natürlichen Dunkelgrün auf der anderen Seite der Wellen, das im Vergleich ganz matt erschien. In meiner Erinnerung ist es ein gläsernes Grünblau, gleich den Stücken Winterhimmels, die man vor Sonnenuntergang im Westen zwischen den Wolken sieht. Gegen das Licht gehalten ist jedoch ein Glas Waldenwassers so farblos wie die gleiche Menge Luft.. Das Wasser ist so durchsichtig, daß man bei einer Tiefe von fünfundzwanzig bis dreißig Fuß den Grund erkennen kann. Beim Rudern sieht man tief unter der Oberfläche Schwärme von Barschen und Weißfischen. Zwar sind sie oft nur einen Zoll lang, doch kann man die Barsche leicht an ihren leuchtenden Streifen unterscheiden. Man möchte meinen, es seien recht asketische Fische, die dort unten Nahrung finden..

Das Ufer des Sees bildet ein Gürtel glatter, runder, weißer Steine, die Pflastersteinen gleichen. Nur ein, zwei kurze Sandbänke gibt es. Das Ufer ist so steil, daß an vielen Stellen ein Sprung schon in übermannshohes Wasser führt. Wäre der Teich nicht so klar, man könnte von seinem Grund von hier ab nichts mehr

sehen, bis er am andern Ufer wieder ansteigt. Manche glauben, der See sei unergründlich tief. Nirgends ist der Grund schlammig, und ein oberflächlicher Beobachter könnte sagen, es gäbe im Waldensee keine Pflanzen. Bemerkenswerte Pflanzen.. gibt es auch bei genauerer Untersuchung nicht, abgesehen von den kürzlich überschwemmten kleinen Wiesen, die indessen nicht richtig zum See gehören..

Es gibt noch einen zweiten ganz ähnlichen See, den Weißen Teich in Nine Acre Corner, etwa zweieinhalb Meilen weiter westlich. Aber obgleich ich fast alle Seen im Umkreis von einem Dutzend Meilen kenne, weiß ich doch keinen dritten, der so klar wäre und einer Quelle gliche. Frühere Völker tranken wohl daraus, bewunderten ihn und loteten die Tiefe, dann verschwanden sie, und das Wasser ist so grün und durchsichtig wie nur je. Das ist keine wechselnde Quelle!

Vielleicht bestand der Waldensee an jenem Abend schon, als Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben wurden. Vielleicht fiel damals bei Nebel und Südwind ein leichter Frühlingsregen darauf, und Myriaden von Enten und Gänsen, die vom Sündenfall noch nichts gehört hatten, schwammen darauf, denn damals genügten ihnen solche reinen Seen noch. Schon in jenen Zeiten mag das Wasser gestiegen und gefallen sein, mag sich geklärt und die heutige Farbe angenommen haben. Und damals wohl verlieh ihm der Himmel eine Urkunde, daß er der einzige Waldensee in der ganzen Welt sein und den Tau des Himmels auffangen sollte. Wer weiß denn, ob er nicht in der Dichtung vieler verschollener Völker der Kastalische Quell war? Welche Nymphen herrschten hier im Goldenen Zeitalter? Einen Edelstein reinsten Wassers trägt Concord in seiner Krone!..

Der See steigt und fällt, aber niemand weiß, ob regelmäßig und in welchem Abstand, doch tun natürlich viele so, als wüßten sie es. Gewöhnlich steht er im Winter höher und niedriger im Sommer, das stimmt jedoch nicht mit der allgemeinen Feuchtigkeit oder Trockenheit überein.. Sein Steigen und Fallen hat zumindest einen Vorteil: bei höchstem Wasserstand sterben die Büsche und Bäume ab, die seit dem Anschwellen am Rand aufgeschossen sind. Freilich kann man dadurch schwerer um den See herumgehen. Fällt das Wasser wieder, so hinterläßt es ein glattes Ufer. Anders als bei vielen Teichen und Gewässern, die den Gezeiten unterworfen sind, ist dadurch das Ufer am saubersten, wenn das Wasser am tiefsten steht.. Durch diese Schwankungen erhebt der See Anspruch auf Herrschaft über seinen Uferwall. Der Uferwall ist überwallt, und die Dämme können kein Besitzrecht geltend machen.Diese Ufer sind die Lippen des Sees, auf denen kein Bart wächst, denn von Zeit zu Zeit leckt er sich den Mund ab..

Manche Leute haben sich bemüßigt gefühlt, zu ergründen, wie das Ufer so regelmäßig gepflastert wurde. Die Bewohner meiner Stadt kennen alle die Sage – die Ältesten haben sie in ihrer Jugend erzählen hören –, daß vor langer Zeit hier die Indianer eine große Versammlung abhielten auf einem Hügel, der sich so hoch zum Himmel erhob, wie der See nun tief in die Erde einsinkt. Die Indianer sollen schrecklich geflucht haben – aber dieses Lasters haben sie sich niemals schuldig gemacht –, und noch während sie dort waren, erbebte der Hügel und versank plötzlich. Nur eine alte Frau entkam. Sie hieß Walden, und nach ihr wurde der See genannt. Man vermutete nun, diese Steine seien herabgerollt, als der Hügel versank, und hätten

so das jetzige Ufer gebildet. Auf jeden Fall steht ziemlich fest, daß früher hier kein Teich war und jetzt einer da ist. Diese indianische Sage steht auch durchaus nicht im Widerspruch zu dem Bericht jenes alten Siedlers, der sich gut erinnert, daß er einen zarten Dampf aus den Wiesen aufsteigen sah, als er mit seiner Wünschelrute das erstemal hierherkam. Der Haselzweig zeigte stetig bodenwärts, und so beschloß der Mann, hier einen Brunnen zu graben. Noch jetzt nehmen viele an, man könne die Form der Steine auf diesen Hügeln kaum der Tätigkeit der Wellen zuschreiben. Ich habe aber beobachtet, daß es gleichartige Steine auf den umliegenden Hügeln vielfach gibt,.. außerdem liegen die meisten Steine am Steilufer. Für mich besteht also hier leider kein Geheimnis mehr; ich kenne den Pflasterer. Vielleicht hieß der See ursprünglich Eingewallter Teich[1].

Dieser See war mein fertiggegrabener Brunnen. Vier Monate im Jahr ist sein Wasser jederzeit so klar wie kalt, und ich halte es für mindestens ebenso gut wie das beste Wasser im Städtchen.. Im Sommer wird das Waldenwasser niemals so warm wie sonst sonnenbeschienenes Wasser, weil der See so tief ist. In der größten Hitze stellte ich gewöhnlich einen Eimer Wasser in meinen Keller, wo es nachts kühl wurde und tagsüber dann kühl blieb.. Wer im Sommer eine Woche an einem Seeufer zeltet, braucht nur einen Eimer Wasser im Schatten seines Lagers ein paar Fuß tief in die Erde einzugraben, und er ist von Eis unabhängig..

Sehr fischreich ist dieser See nicht. Am meisten kann er sich seiner freilich nicht allzu zahlreichen Hechte rühmen, von denen es verschiedene Arten gibt.. Weißfische, Bricken, Barsche und alle anderen

[1] engl. = »Walled-in Pond«.

Fische dieses Sees sind viel sauberer, schöner und fester im Fleisch als die Fische in Flüssen und andern Gewässern, und man kann sie leicht von ihnen unterscheiden. Wahrscheinlich würden sie viele Ichthyologen als neue Spielarten ansprechen. Es gibt auch eine säuberliche Art von Fröschen und Schildkröten im See, selbst einige Muscheln. Bisamratten und Nerze haben ihre Spuren hinterlassen, und gelegentlich besucht eine wandernde Schlammschildkröte den Teich.. Enten und Wildgänse sind im Frühling und im Herbst häufig da, weißbrüstige Schwalben (*Hirundo bicolor*) streifen im Flug das Wasser, und Sumpflerchen (*Totanus macularius*) wippen den ganzen Sommer hindurch das Ufer entlang. Manchmal schreckte ich einen Fischadler von einer Weißtanne über dem Wasser auf. Daß jedoch jemals der Flügel einer Möwe den Walden wie Fair Haven entweihte, bezweifle ich. Er duldete höchstens alljährlich einen Taucher. Das sind die wichtigsten Tiere, die den Walden oft besuchen..

Das Ufer ist abwechslungsreich genug, um nicht eintönig zu wirken.. Nie ist der Wald so abgeschlossen und so ausgesprochen schön, als wenn man ihn von der Mitte eines kleinen Sees zwischen Hügeln sieht, die unmittelbar am Ufer aufsteigen. Denn in diesem Falle bildet das Wasser, darin der Wald sich spiegelt, nicht nur den besten Vordergrund, sondern zugleich ist es mit seiner gewundenen Uferlinie die natürlichste und ansprechendste Begrenzung. Dort am Waldrand ist keine Unebenheit oder irgendein Mangel zu entdecken, außer an den Stellen, wo die Axt einen Teil gelichtet hat oder ein bebautes Feld angreznt. An der Wasserseite haben die Bäume genügend Raum, sich auszubreiten, und jeder streckt in dieser Richtung seinen kräftigsten Zweig aus. Die Natur selbst hat

einen natürlichen Saum gewoben, und das Auge steigt stufenweise von den niedrigen Büschen am Ufer zu den höchsten Bäumen auf. Spuren menschlicher Tätigkeit sieht man kaum. Das Wasser bespült das Ufer genau so wie vor tausend Jahren.

Ein See ist der schönste und ausdrucksvollste Zug einer Landschaft. Er ist das Auge der Erde. Wer hineinblickt, mißt die Tiefe seines eignen Wesens. Die Bäume am Wasser sind seine schlanken Wimpern, waldige Hügel und Klippen die überhängenden Brauen.

Wenn ich an einem ruhigen Septembernachmittag auf dem weichen Sand am Ostufer des Sees stand und ein leichter Dunst das gegenüberliegende Ufer verschleierte, verstand ich den Ausdruck »die glasige Seefläche«. Wendet man den Kopf zur Seite, so gleicht der See einem hauchdünnen Sommerfaden, der über das Tal läuft und vor den entfernten Tannenwäldern glitzert. Er trennt eine Luftschicht von der anderen. Man glaubt, man könne trockenen Fußes darunter hindurch zu den gegenüberliegenden Hügeln wandern und die Schwalben, die darüberfliegen, könnten sich darauf niederlassen. In der Tat tauchen sie wie aus Versehen manchmal unter diese Linie und erkennen die Täuschung. Will man über den See nach Westen blicken, so muß man beide Augen mit den Händen bedecken gegen die gespiegelte und die richtige Sonne, denn beide blenden gleich stark. Zwischen beiden hindurch gesehen ist die Seefläche im wahrsten Sinne des Wortes glatt wie Glas, abgesehen von den Stellen, wo Wasserspinnen, in regelmäßigen Abständen über die ganze Fläche verteilt, durch ihre Bewegungen im Sonnenschein die denkbar feinsten Glanzlichter hervorrufen, oder wo eine Ente sich putzt, eine Schwalbe so niedrig darüberflitzt, daß sie, wie oben erwähnt,

die Wasserfläche berührt. Vielleicht beschreibt in der Ferne ein Fisch einen hohen Bogen in der Luft, und wo er auftaucht und wieder versinkt, blitzt das Wasser hell auf. Manchmal ist der ganze Silberbogen sichtbar. Hier und da schwimmt ein wenig Distelwolle auf dem See, die Fische schnappen danach und kräuseln das Wasser. Der See gleicht geschmolzenem Glas, das erkaltet, aber nicht erstarrt ist. Die wenigen Stäubchen darauf sind rein und schön wie Blasen im Glas..

Wie friedlich ist doch das Leben des Sees! Wieder leuchtet die Schöpfung im Frühlingsglanz. Ja, jedes Blatt und jeder Zweig, jeder Stein und jedes Spinnweb funkelt am Spätnachmittag, als läge der Tau eines Frühlingsmorgens darauf. Ein Ruderschlag oder ein Insekt läßt einen Lichtstrahl aufglänzen. Und fällt das Ruder, wie hold ist der Widerhall!

An solch einem September- oder Oktobernachmittag ist der Walden ein vollendet schöner Waldspiegel, ringsum mit Steinen besetzt, die meinen Augen so köstlich erscheinen, als hätte die Welt keine schöneren und selteneren. Auf der Erdoberfläche gibt es wohl nichts, das so schön, so rein und zugleich so groß wäre wie ein See. Himmelswasser! Es braucht keinen Schutz. Völker kommen und vergehen, ohne es zu trüben. Kein Stein kann diesen Spiegel zerbrechen, dessen Quecksilber sich nie abnützt, dessen Vergoldung die Natur immer wieder auffrischt. Kein Sturm, kein Staub kann die ewig frische Wasserfläche trüben. In diesem Spiegel versinkt alles Unreine, das hineinkommt, von der Sonne Dunstbesen weggekehrt und abgestäubt von ihrem strahlenden Staubtuch. Keinen Hauch, den man darauf bläst, hält dieser Spiegel, sondern schickt seinen eigenen Atem empor, daß er als Wolke über dem Wasser schwebe und noch in seinem Schoß sich spiegele.

Eine Wasserfläche verrät den Geist der Luft. Beständig empfängt sie Leben und Bewegung von oben. Ihrem Wesen nach liegt sie zwischen Erde und Himmel. Auf dem Land neigen sich nur Gras und Bäume, das Wasser jedoch wird unmittelbar vom Wind bewegt. An den Lichtstreifen und Lichtblitzen erkenne ich, wo die Brise darüberläuft. Bedeutsam ist, daß wir auf die Oberfläche des Wassers herabsehen können. Vielleicht können wir später einmal auch auf die Oberfläche der Luft herabschauen und erkennen, wo ein noch feinerer Geist darüber hinschwebt.

Sind im späten Oktober die heftigen Fröste eingetreten, so verschwinden Wasserspinnen und Wasserwanzen endgültig. An einem ruhigen Novembertag gibt es dann wirklich nichts mehr, was die Oberfläche bewegt.. Obgleich ich so sanft wie möglich über das Wasser glitt, dehnten sich die leisen Wellenlinien meines Bootes doch so weit ich sehen konnte aus und brachen die Spiegelbilder im Wasser in Streifen. Wie ich nun so über die Wasserfläche hinsah, entdeckte ich in der Ferne da und dort einen Schimmer. Vielleicht hatten sich dort die Wasserspinnen versammelt, die dem Frost entkommen waren. Oder verriet vielleicht die gar so glatte Seefläche vom Grund aufspringende Quellen? Vorsichtig ruderte ich zu einer dieser Stellen und fand mich zu meiner Verwunderung von Myriaden kleiner Hechte.. umringt, die sich hier tummelten, zur Oberfläche aufstiegen, das Wasser bewegten und Bläschen darauf zurückließen. Auf diesem durchsichtigen, scheinbar grundlosen Wasser kam ich mir vor, als glitte ich in einem Ballon durch die Luft. Die schwimmenden Fische waren mir ein schwimmender, schwebender Vogelschwarm, der rechts und links unter mir dahinzog, die ausgebreiteten Flossen wie Segel

gesetzt.. Als ich achtlos näherkam und die Fische erschreckte, machten sie mit ihren Schwänzen solch ein Gespritz und Gekräusel, als habe man das Wasser mit einem buschigen Zweig geschlagen. Sofort flüchteten sie in die Tiefe..

Als ich zum erstenmal auf dem Waldensee ruderte, war er vollständig von dichten Eichen- und Tannenwäldern umgeben. In einigen Buchten bildeten Weinranken an den Bäumen nächst dem Wasser Laubdächer, unter denen ein Boot hindurchfahren konnte. Die Uferhügel sind so steil, und die Wälder waren damals so hoch, daß der Anblick vom Westende des Sees dem eines Amphitheaters für Waldschauspiele glich. Als ich jünger war, verbrachte ich manche Stunde auf dem See und ließ mich vom Zephyr treiben, nachdem ich mein Boot in die Mitte des Sees gerudert hatte. An Sommervormittagen auf den Sitzen ausgestreckt, träumte ich mit offnen Augen, bis ich aufschreckte, wenn das Boot den Sand berührte. Dann sprang ich auf, um zu sehen, an welche Gestade mich mein Schicksal verschlagen hatte. Damals war mir Müßiggang die anziehendste und fruchtbarste Beschäftigung. Manchen Vormittag stahl ich mich weg, um die schönsten Stunden des Tages hier zu verbringen. Denn wenn ich auch nicht reich an Geld war, so doch an sonnigen Stunden und Sommertagen, die ich verschwenderisch ausgab. Ich bereue es auch nicht, daß ich nicht mehr Zeit auf Werkstatt und Katheder verschwendete.

Seit ich jene Ufer verließ, haben die Holzfäller sie weithin verwüstet.. Trotzdem hat der Walden von allen Persönlichkeiten, die ich kenne, seine Eigenart am reinsten bewahrt. Viele Menschen sind mit ihm verglichen worden, aber nur wenige verdienten diese Ehre. Trotz aller äußeren Veränderungen,.. ist der

Walden der gleiche geblieben, es ist noch dasselbe Wasser, auf das meine jugendfrischen Augen blickten. Nur ich habe mich gewandelt; er ist ewig jung..

»Es ist kein eitler Traum,
Meinen Vers damit zu schmücken.
Ich kann mich höher nicht zu Gott
und dem Himmel erheben,
Als am Waldensee zu leben.
Sein steiniger Rand bin ich
Und der Wind, der darübergeht.
In meiner gewölbten Hand
Liegt sein Wasser, liegt sein Sand.
Und seine größte Tiefe
Füllt meine höchsten Gedanken«..

Flint's Teich, auch der Sandige See genannt, unser größter Binnensee, liegt etwa eine Meile östlich des Walden. Er ist viel größer und fischreicher, aber im Vergleich doch ziemlich flach und nicht besonders klar. Oft erfrischte mich der Weg durch die Wälder dorthin. Es lohnte die Mühe schon, und galt es nur, den Wind frei an der Wange streifen zu fühlen, die Wellen eilen zu sehen und dabei an das Leben der Seeleute zu denken. Im Herbst sammelte ich dort Kastanien, die ins Wasser fielen und vor meine Füße gespült wurden.. Flint's Teich! So arm ist unsere Namengebung! Welches Recht hatte der dreckige, einfältige Bauer, dessen Farm an dieses himmlische Wasser angrenzte, dessen Ufer er unbarmherzig abholzte, dem See seinen Namen zu geben? Irgendein dickfelliger Geizhals war das, der die Reflexe auf einem glänzenden Dollar oder Cent mehr liebte, weil er darin sein eignes freches Gesicht sehen konnte. Selbst die Wildenten galten ihm als Einbrecher. Seine Finger waren zu gebogenen, horni-

gen Klauen geworden vom vielen harpyienhaften Zusammenraffen. Für mich trägt der See seinen Namen nicht. Ich gehe nicht hin, um diesen Mann zu besuchen oder von ihm zu hören. Er hat den See nie gesehen, hat nie darin gebadet, ihn niemals geliebt oder geschützt, niemals ein Wort für ihn eingelegt oder Gott für dieses sein Werk gedankt. Besser erhielte der See seinen Namen nach den Fischen, die darin schwimmen, nach Wildvögeln oder Vierfüßlern, die ihn aufsuchen, oder nach den wilden Blüten an seinem Ufer, oder auch nach einem Indianer, einem Kind, dessen Geschichte mit der des Sees verwoben ist.. Flint hätte statt des Sees dort lieber eine Wiese oder ein Preiselbeerfeld gesehen – dafür bot ihm in seinen Augen der Teich keine Entschädigung. Er hätte ihn abgelassen, um den Schlamm auf seinem Grund zu verkaufen. Das Wasser drehte seine Mühle nicht und war ihm keine Augenweide. Wer die Landschaft, ja seinen Gott zu Markte trägt, wenn er Geld daraus schlagen kann – ich achte seine Arbeit nicht, noch seine Farm, wo alles nur seinen Geldwert hat. Solch ein Mensch trägt sich ja selbst schon für seinen Gott zu Markte. Seine Felder tragen keine Ernte, auf seinen Wiesen blühen keine Blumen, und auf den Bäumen wachsen keine Früchte, sondern Dollars. Er liebt die Schönheit seiner Früchte nicht, und sie sind ihm nicht reif, bis sie Dollars wurden. Ich gebe jener Armut den Vorzug, die wahren Reichtum schätzt. Bauern sind mir in dem Maße achtbar und interessant, als sie arm sind – arme Bauern!..
Nein, wenn schon die schönsten Stellen der Landschaft nach Menschen benannt werden müssen, dann sollen es die edelsten und würdigsten sein. So gültige Namen sollten unsere Seen bekommen wie das Ikarische Meer, wo »noch jetzt das Ufer mutigen Versuch widerhallt«..

Seit die Holzfäller, die Eisenbahn und ich selbst den Waldensee entweiht haben, ist der vielleicht anziehendste, wenn nicht schönste aller unserer Seen der Weiße Teich, der Edelstein der Wälder. Der Name ist armselig in seiner Farblosigkeit und führt entweder auf die besondere Klarheit des Seewassers zurück oder auf die Farbe des Ufersands. In diesen und in anderen Punkten ist der Weiße Teich jedoch ein kleinerer Zwilling des Walden; sie gleichen einander so sehr, daß man meinen möchte, sie ständen unterirdisch in Verbindung.. Kaum je hat ein Boot dieses Gewässer berührt, denn es enthält wenig Verlockendes für einen Fischer..

Der Weiße Teich und der Walden sind große Kristalle auf der Erdoberfläche, Lichtseen. Wären sie erstarrt und klein genug, daß man sie greifen könnte, dann würden Sklaven sie vielleicht wegschleppen wie Edelsteine, die gekrönte Häupter zieren sollen. Sie sind aber flüssig und groß und uns und unseren Erben für immer zugesichert. Wir aber mißachten sie und rennen dem Diamanten Kohinur nach. Sie sind zu rein, um Marktwert zu haben. Nichts Unreines umschließen sie. Wieviel schöner sind sie als unser Leben, wieviel durchsichtiger als unser Wesen! Niemals lehren sie uns Niedrigkeit. Wie sehr übertreffen sie doch den Tümpel, auf dem die Enten des Bauern schwimmen! Zu den Seen kommen die Wildenten. Einen menschlichen Bewohner, der sie zu schätzen weiß, hat die Natur nicht. Die Vögel aber stimmen in ihrem Gefieder und ihrem Gesang mit den Blumen überein. Welcher Jüngling und welche Jungfrau vertieft sich in die wilde, üppige Schönheit der Natur? Sie blüht im Verborgenen, fern von den Städten der Menschen. Redet vom Himmel – ihr entweiht die Erde!

Kapitel X

BAKER FARM

Manchmal schweifte ich zu Tannenwäldern, die wie Tempel aufragten oder wie vollgetakelte Schiffe auf hoher See mit ihren wehenden Zweigen, in denen die Lichter zitterten. Sie waren so sanft und grün und schattig, daß die Druiden ihre Eichen verlassen hätten, um hier zu beten. Oder ich ging zu den Zedernwäldern hinter Flint's Teich, wo die Bäume mit graublauen Beeren behangen waren und immer höher aufstrebten. Vor Walhalla hätten sie stehen können. Kriechender Wacholder bedeckte den Boden mit seinen fruchtbeladenen Ranken. Ich wanderte auch zum Moor, wo die Usneaflechte in Bogen von den Weißtannen herabhängt und Fliegenpilze – die runden Tische der Sumpfgötter – üppig wachsen. Noch schönere Pilze schmückten die Baumstümpfe gleich Schmetterlingen oder Muscheln.. Wer dort hinkommt, vergißt vor der Schönheit der Beeren der wilden Stechpalme seine Heimat. Viele andere wilde, verbotene Früchte, zu schön zum Genuß, betören und locken ihn.. Statt einem Gelehrten zu lauschen, besuchte ich in der Umgebung manchen seltenen Baum, der weit entfernt irgendwo in einer Wiese, in der Tiefe der Wälder und Sümpfe oder auf einem Berggipfel stand.. Zu diesen Heiligtümern pilgerte ich im Sommer und im Winter.

Einmal stand ich gerade am Fuß eines Regenbogens, der die unterste Luftschicht erfüllte, Gras und Blumen ringsum färbte und mich blendete, als schaute ich durch einen farbigen Kristall. In einem Meer von Regenbogenlicht lebte ich einen kurzen Augenblick wie ein Delphin. Hätte dieses Farbenspiel länger gedauert, so wäre wohl mein Tun und Sein davon getönt worden.

Wenn ich den schmalen Pfad neben den Eisenbahnschienen entlang wanderte, bewunderte ich den Lichtschein um meinen Schatten und meinte fast, ich gehörte zu den Auserwählten.. Aber sind nicht diejenigen schon aus der Masse herausgehoben, die wissen, daß man sie überhaupt beachtet?
Eines Nachmittags ging ich nach Fair Haven fischen, um meinen dürftigen Lebensmittelvorrat aufzubessern. Mein Weg führte durch Pleasant Meadow, einen Teil der Baker Farm, dieses Refugiums, von dem jüngst ein Dichter sang:

»Ein lieblich Feld führt hin zu dir,
Bemooste Bäume teilen es mit einem muntern Bach.
Bisam und lustige Forellen wohnen hier[1]«..

Es war einer jener Nachmittage, die sich unermeßlich vor uns zu dehnen scheinen, obgleich die Hälfte schon verstrichen war, als ich aufbrach. Viel kann geschehen. Solche Stunden sind ein wesentlicher Teil unseres Lebens. Zufällig ging ein Regenguß nieder, der mich eine halbe Stunde unter einen Baum bannte, dessen Zweige mich zusammen mit meinem Taschentuch vor dem Regen schützen sollten. Bis zu den Hüften im Wasser stehend, warf ich schließlich meine Angel über das Hechtgrün aus, als ich mich plötzlich im Bereich eines Gewitters fand. Mit solchem Getöse rollte der Donner über mir, daß mir nichts übrigblieb als zuzuhören. Die Götter müssen stolz sein, dachte ich, einen armen, wehrlosen Fischer mit solchen gezückten Blitzen in die Flucht zu jagen! Ich eilte also schutzsuchend zur nächsten Hütte, die eine halbe Meile von

[1] Das Gedicht ist eine Strophe aus »Baker Farm« von W. E. Channing (1818–1901), der dem Concorder Transzendentalistenkreis angehörte und die erste Biographie Thoreaus (1873) schrieb.



jeder Straße entfernt stand und lange unbewohnt war.. Jetzt allerdings haust dort John Field, ein Ire, mit Weib und Kindern. Das älteste war ein helläugiger Junge, der dem Vater bei der Arbeit half.. Das jüngste, ein runzliger, sybillenhafter Säugling mit kahlem Kopf, saß auf des Vaters Schoß und sah mit dem Vorrecht der Jugend aus seinem Heim der Nässe und des Hungers heraus den Fremden fragend an. Wußte es doch nicht, ob es der letzte Sproß eines Adelsgeschlechts war, Hoffnung und Zuversicht der Welt, oder John Fields armer, verhungernder Balg. Dort saßen wir nun also zusammen unter dem Teil des Daches, der am besten dichthielt, während es draußen donnerte und in Strömen goß.. John Field war offensichtlich ein rechtschaffener, schwer arbeitender, aber hilfloser Mann. Auch sein Weib war wacker.. und hoffte noch immer auf bessere Zeiten. Den unvermeidlichen Scheuerlappen hielt sie in der Hand, doch sah man nirgends Spuren seiner Tätigkeit. Die Hühner stolzierten wie Familienangehörige durch die Stube; mir schienen sie zu zivilisiert, als daß sie gebraten gut schmecken könnten..

Mein Wirt erzählte mir unterdessen seine Geschichte: schwer schuftete er gegen geringes Entgelt für einen benachbarten Bauern im Moor, wo er mit Schaufel und Sumpfhacke eine Wiese umgrub. Sein kleiner, helläugiger Junge arbeitete fröhlich an seiner Seite und wußte nicht, welch schlechten Handel der Vater abgeschlossen hatte. Ich versuchte, ihm mit meinen Erfahrungen zu helfen, und erzählte .. ausführlich von meinem anspruchslosen Leben. Er hatte gemeint, es sei ein großes Glück, nach Amerika zu kommen, wo er täglich Tee, Kaffee und Fleisch haben würde. Aber das einzig wahre Amerika ist das Land, in dem man

ohne diese Dinge auskommt und wo der Staat einen nicht zwingt, Sklaverei, Krieg und andere kostspielige Unternehmungen zu finanzieren, die mittelbar oder unmittelbar durch den Genuß dieser Güter bedingt sind. Meinetwegen könnte man alle Wiesen der Welt in ihrem ursprünglichen Zustand lassen, wäre das der Anfang davon, daß die Menschen erlöst würden. Man braucht nicht Geschichte zu studieren, um zu wissen, was der eigenen Kultur am besten frommt. Aber ach, die Kultur eines Irländers ist ein Grund, den man mit einer Art moralischer Sumpfhacke bearbeiten muß.. Am Beispiel meiner Lebensführung erklärte ich John Field, wieviel bequemer er es haben könnte. Er seufzte auf, seine Frau starrte mich an, die Arme verschränkt, und beide schienen sich zu fragen, ob sie genügend Geld hätten, solch ein Unternehmen zu wagen, oder genügend Rechenkunst, es auch durchzuführen. Für sie hieß das, über den Daumen peilen, und sie verstanden nicht ganz, wie sie auf diese Weise ihren Hafen erreichen sollten. Ich nehme daher an, daß sie noch immer tapfer auf ihre Art leben. Aber sie kämpfen gegen erdrückende Übermacht..

Inzwischen war das Unwetter vorüber, und ein Regenbogen verhieß einen schönen Abend. Ich verabschiedete mich. Draußen bat ich um einen Schluck Wasser, in der Hoffnung, einen Blick in den Brunnen werfen zu können und damit meine Kenntnis dieser Gegend zu vervollständigen. Aber o weh, der Brunnen ist seicht und versandet, das Seil entzwei, der Eimer für immer verschwunden. Man hatte unterdessen das passende Gefäß gefunden, offenbar Wasser abgekocht und reichte das nun nach langer Beratung endlich dem Durstigen, noch ehe es abgekühlt war und sich geklärt hatte. Von dieser Brühe lebt man also hier, dachte ich bei mir.

Ich schloß die Augen, vermied durch einen geschickt gelenkten Zug den Bodensatz und trank auf die echte Gastfreundschaft, so herzhaft ich konnte. Wenn es gilt, gute Lebensart zu zeigen, bin ich nicht zimperlich.
Als ich des Iren Haus nach dem Regen verließ und meine Schritte zum See lenkte, erschien mir für einen Augenblick mein Vorsatz, Hechte zu fangen und deshalb durch einsame Wiesen, Moore und Sümpfe zu waten, recht lächerlich für einen studierten Mann. Aber wie ich so bergab in den rotglühenden Westen lief mit dem Regenbogen über meiner Schulter, und durch die gereinigte Luft ein paar leise Klänge mein Ohr trafen, schien mir mein Genius zu sagen: Geh du nur täglich fischen und jagen, so weit du willst und noch weiter! Ruhe dich unbekümmert an Bach oder Herd aus. Gedenke deines Schöpfers in der Jugend[1]. Steh sorgenlos auf, ehe denn die Sonne und das Licht finster werden, und suche Abenteuer. Der Mittag soll dich an anderen Meeren finden und die Nacht dich nicht zu Hause überraschen. Weiter dehnen die Fluren sich nirgends, die schönsten Spiele spielt man hier. Wachse du wild, wie deine Natur dir befiehlt, gleich Schilf und Farren, die niemals englisches Heu werden können. Laß den Donner grollen. Was kümmert es dich, daß er die Ernte des Bauern bedroht? Dir bringt er andere Botschaft. Suche Schutz unter der Wolke, während die anderen in Wagen und Schuppen fliehen. Nicht Arbeit, sondern Spiel sei dir der Broterwerb. Genieße das Land, aber besitze es nicht!
Hätten die Menschen mehr Mut und mehr Vertrauen, sie würden nicht kaufen und verkaufen und wie Leibeigene leben.. Matt kommen sie zur Nacht nach Hause vom nächsten Feld oder der benachbarten

[1] Vgl. Ecclesiastes (Pred. Salom.) XII, 1.

Straße, wo der Widerhall ihres häuslichen Lebens geistert. Sie verkümmern, weil sie den eignen Atem wieder und wieder einsaugen. Ihr Schatten reicht am Morgen und am Abend weiter als die Schritte, die sie bei Tage taten. Aus der Ferne sollten wir nach Hause kommen, von Abenteuern, Gefahren und Entdeckungen, täglich voll neuer Erfahrungen und mit einem neuen Wesen!..

Kapitel XI

HÖHERE GESETZE

Als ich mit meinen aufgefädelten Fischen und der nachschleppenden Angelrute durch den Wald nach Hause wanderte, war es schon ganz dunkel. Ich sah ein Murmeltier über meinen Weg laufen und fühlte eine seltsame, wilde Freude in mir aufzucken. Nicht daß ich gerade hungrig gewesen wäre, es sei denn nach jener Wildheit, die mir das Tier verkörperte. Ein- oder zweimal während meines Lebens am See freilich streifte ich planlos durch die Wälder wie ein halb verhungerter Hund, unsäglich gierig auf irgendein Stück Fleisch, das ich verschlingen könnte. Nichts wäre mir zu roh gewesen. Die wildesten Szenen waren mir seltsam vertraut geworden. Ich fand und finde in mir einen Drang nach einem höheren, oder wie man es nennt, geistigen Leben, den die meisten Menschen haben, und ein entgegengesetztes Verlangen nach Primitivität, nach wildem Leben. Ich ehre sie beide. Ich liebe das Wilde nicht weniger als das Gute. Das Grenzenlose und Abenteuerliche am Fischen hat mir diese Beschäftigung schon immer lieb gemacht. Oft möchte ich das Leben mit beiden Händen ergreifen und fast

wie ein Tier leben. Vielleicht verdanke ich es dem Fischen und der Jagd in früher Jugend, daß ich mit der Natur so vertraut bin. Sie machten uns frühzeitig eine Umgebung bekannt, die wir in diesem Alter sonst kaum kennenlernen. Fischer, Jäger und Holzfäller, die ihr ganzes Leben in Feld und Wald verbringen und in gewissem Sinne selbst ein Teil der Natur sind, haben nach der Arbeit oft eine größere Beobachtungsgabe als Forscher oder selbst Dichter, die sich der Natur erwartungsvoll nähern. Und die Natur scheut es nicht, sich ihnen zu offenbaren.. Wer nur reist, lernt alles nur halb und aus zweiter Hand kennen und ist eine zweifelhafte Autorität. Wir werden am stärksten angesprochen, wenn die Wissenschaft bestätigt, was jene Menschen praktisch oder instinktiv schon wußten; denn nur das ist wahre Menschlichkeit, eine Summe menschlicher Erfahrungen..

Fragten mich meine Bekannten ängstlich, ob sie ihre Jungen auf die Jagd gehen lassen sollten, so antwortete ich: Ja. Denn ich erinnerte mich, daß die Jagd mit der beste Teil meiner Erziehung gewesen war. Erzieht die Jungen zu Jägern! Mögen sie anfangs auch nur zum Sport jagen gehen, vielleicht werden sie schließlich große Jäger, die vor keinem Tier zurückschrecken. Erzieht sie zu Menschenfischern und Menschenjägern!..

Es gibt in der Geschichte des einzelnen und der Menschheit eine Epoche, in der die Jäger »die besten Menschen« sind, wie die Algonquins sie nannten. Der Junge, der niemals mit der Flinte geschossen hat, ist darum nicht humaner, sondern seine Erziehung ist traurig vernachlässigt worden.. Wer über das unvernünftige Knabenalter hinaus ist, wird niemals ohne Grund irgendein Tier töten, das nach den gleichen

Gesetzen lebt wie er selbst. Der Hase schreit in der Todesangst wie ein Kind. Laßt es euch gesagt sein, ihr Mütter: mein Mitgefühl macht nicht immer die gebräuchlichen phil-anthropischen Unterschiede.

Durch die Jagd wird der Knabe gewöhnlich zuerst in den Wald geführt und damit zu seinem eigenen Wesen. Zuerst geht er als Jäger und Fischer hinaus, bis er schließlich den Keim zu Besserem in sich spürt und seine eigene Bestimmung erkennt, sei es die des Dichters oder Naturforschers. Dann läßt er Flinte und Fischteich hinter sich. Freilich sind in dieser Hinsicht die meisten Menschen noch immer Kinder..

Wie viele meiner Zeitgenossen hatte ich jahrelang kaum tierische Nahrung zu mir genommen. Nicht etwa, weil ich ihr irgendwelche bedenklichen Folgen zuschrieb, sondern weil sie mir nicht zusagte.. Praktisch war meine Abneigung gegen tierische Nahrung begründet in der Unreinlichkeit ihrer Zubereitung, auch sättigten mich beispielsweise Fische viel weniger als ein paar Kartoffeln oder etwas Brot. Dieses Widerstreben ist nicht das Ergebnis einer Erfahrung, sondern ein Instinkt.. Meiner Meinung nach hat sich jeder, der seine höheren, seine dichterischen Fähigkeiten pflegen will, von tierischer Nahrung, von zu vielem Essen überhaupt abgestoßen gefühlt.

Von meiner eigenen Lebensweise ganz abgesehen, glaube ich, daß es ein Teil der Bestimmung der Menschheit in ihrem stufenweisen Aufstieg ist, keine Tiere mehr zu essen. Haben doch auch die Wilden aufgehört, einander zu fressen, seit sie mit zivilisierten Völkern in Berührung kamen.

Wer nur den leisen, beharrlichen Eingebungen seines Genius folgt, die gewiß richtig sind, der weiß nicht, zu welchen Extremen, zu welchen Krankheiten er ge-

führt werden kann. Und doch liegt dort sein Weg, je entschlossener und gläubiger er wird. Der noch so schwache Einwand eines vernünftigen Menschen wird schließlich siegen über den Widerspruch und die Gewohnheiten der Menschheit. Noch nie hat der Genius einen Menschen falsch geführt. Mag auch der Körper geschwächt werden, niemals kann man sagen, diese Folge sei zu beklagen, denn sie heißt: nach höheren Grundsätzen leben. Das ist des Menschen Gewinn: Tag und Nacht begrüßt er freudig; das Leben duftet wie Blumen und wohlriechende Kräuter, ist elastischer, den Sternen näher, unsterblicher. Die ganze Natur preist den Menschen, und er selbst segnet sich bisweilen zu Recht. Aber die größten Gewinne und Werte schätzen wir am wenigsten, ja, leicht zweifeln wir, daß sie überhaupt vorhanden sind. Wir vergessen sie, obwohl sie höchste Wirklichkeit sind. Vielleicht teilen wir einander die erstaunlichsten und wirklichsten Tatsachen nie mit. Die wahre Ernte meines täglichen Lebens ist unberührbar und unbeschreiblich wie die Farben des Morgen- und Abendhimmels. Ein wenig Sternenstaub habe ich erhascht, einen Teil des Regenbogens.

Aber ich persönlich war nie kleinlich. Wenn es nötig war, aß ich eine gebratene Ratte mit Behagen. Ich bin froh, bisher Wasser getrunken zu haben; ich bin auch froh, daß ich den natürlichen Himmel dem künstlichen des Opiumrauchers vorzog. Ich möchte lieber immer nüchtern bleiben.. Meiner Meinung nach ist Wasser das einzige Getränk für den Weisen, nicht einmal Wein ist so edel. Und man denke doch nur, was es heißt, die Hoffnungen des Morgens mit einer Tasse Kaffee und die des Abends mit Tee zu vernichten! Wenn mich das verlockt, wie tief bin ich dann ge-

sunken! Selbst Musik kann berauschend wirken. Aus solchen scheinbar geringfügigen Ursachen gingen Griechenland und Rom zugrunde, werden Amerika und England fallen. Kann man schöner berauscht werden als durch die Luft, die man atmet?..

Jetzt freilich bin ich offengestanden weitherziger in diesen Fragen.. Nicht weil ich weiser bin als früher, sondern, zu meinem Leidwesen muß ich es gestehen, weil ich mit den Jahren stumpfer und gleichgültiger geworden bin. Vielleicht beschäftigt man sich mit diesen Fragen nur in der Jugend, oder, wie die meisten glauben, nur in der Dichtung. Meine Praxis ist nirgends, meine Theorie hier..

Was zum Munde eingeht, verunreinigt den Menschen nicht[1], sondern die Gier, mit der er ißt. Nicht Qualität noch Quantität, die Hingabe an den sinnlichen Genuß ist niedrig.. Dann ist unsere Speise nicht Nahrung für das Tier in uns, noch Anregung unseres geistigen Lebens, sondern Futter für die Würmer, die uns fressen werden.

Wie können wir nur, du und ich, essend und trinkend ein so ekelhaftes tierisches Leben führen?

Unser ganzes Leben ist erstaunlich sittlich. Nicht eine Minute herrscht Waffenstillstand zwischen Tugend und Laster. Nur die Güte ist eine sichere Kapitalsanlage. In dem Harfenklang, der die Welt umzittert, erregt uns dieser Grundton von Güte.. Mag auch der Jüngling schließlich gleichgültig werden, die Gesetze des Weltalls ändern sich nicht, sondern stehen immer auf seiten des Feinfühligsten. Jeder Zephyr enthält eine Mahnung, und unglücklich der, der sie nicht heraushört. Nicht eine Saite können wir berühren, nicht ein Register ziehen, ohne daß uns eine zauberhafte

[1] Vgl. Matthäus XV, 11.

Moral durchdringt. Manch störender Lärm hört sich aus größrer Entfernung als Musik an, als eine stolze und doch gütige Satire auf die Gemeinheit unseres Lebens.

Wir wissen um das Tier in uns, das um so wacher ist, je fester unsere höhere Natur schläft. Es ist schlangengleich und lüstern. Vielleicht kann man es nie ganz austreiben.. Vielleicht können wir uns von ihm zurückziehen, aber seine Natur ist unveränderlich. Ich fürchte fast, es hat eine gute Gesundheit. Wenn es uns auch gut geht, wir sind nicht rein. »Wenig trennt die Menschen vom Tier«, sagt Mencius, »die Masse verliert es sehr bald, bessere Menschen hüten es sorglich«.. »Herrschaft über die Leidenschaften und die äußeren Sinne des Körpers und gute Taten erklären die Weden als unerläßlich, wenn die Seele sich Gott nähern will«.. Reinheit ist die Blüte des Menschen. Was wir Genie, Heldentum, Heiligkeit usw. nennen, sind nur verschiedene Früchte, die aus ihr erwachsen. Der Mensch vereint sich mit Gott, sobald er rein ist.. Ich fürchte jedoch, wir sind nur Halbgötter wie Faune und Satyrn, in denen Gott und Tier vereint sind..

Es gibt nur eine Sinnlichkeit, wie viele Formen sie auch annimmt.. Wer rein sein will, muß mäßig sein. Was aber ist Reinheit, und wie soll ein Mensch wissen, ob er rein ist? Er soll es überhaupt nicht wissen. Wir haben von seiner Tugend gehört, aber wir wissen nicht, worin sie besteht. Wir folgen dem Gerücht, das zu uns drang. Nur durch stete Bemühung wird man weise und rein. Müßiggang aber führt zu Unwissenheit und Sinnlichkeit.. Willst du Unreinheit und alle Sünden vermeiden, dann arbeite ernsthaft, und wenn du einen Stall ausmistest. Die menschliche Natur ist nicht leicht zu bezwingen, aber sie muß bezwungen werden. Was

hilft es, daß du dich Christ nennst, wenn du nicht reiner bist als der Heide, nicht religiöser und beherrschter? Ich kenne manche Religion, die heidnisch genannt wird und doch mit ihren Lehren den Leser beschämt und zu neuem Streben anspornt, und sei es nur zur Befolgung der Riten.

Ich zögere, von diesen Dingen zu sprechen, nicht des Themas wegen – es ist mir gleich, ob meine Worte anstößig sind. Aber ich kann davon nicht sprechen, ohne meine eigene Unreinheit zu verraten. Von einer Form der Sinnlichkeit sprechen wir ohne Scham, eine andere verschweigen wir. Wir sind so tief gesunken, daß wir nicht einfach die notwendigen Funktionen der menschlichen Natur behandeln können. In früheren Zeiten sprach man in manchen Ländern ehrfürchtig von jeder dieser Funktionen und regelte sie nach dem Gesetz..

Jeder Mensch baut einen Tempel – seinen Körper –, um darin seinem Gott auf seine Weise zu dienen, und kann nicht weglaufen und statt dessen Werke aus Marmor schaffen. Wir alle sind Bildhauer und Maler. Unser Material ist unser eigenes Fleisch und Blut. Edle Gesinnung verfeinert sogleich die Züge eines Menschen, Gemeinheit und Sinnlichkeit vertieren sie.

Kapitel XII

NACHBAR TIER

..Warum machen einzig die sichtbaren Gegenstände eine Welt für uns aus? Aus welchem Grund hat der Mensch nur ganz bestimmte Tiere zu Nachbarn? Kann denn gerade nur eine Maus in dieser Ritze leben? Ich glaube fast, Fabeldichter wie Pilpai haben die Tiere

noch am besten zu verwenden verstanden, indem sie sie alle in gewissem Sinne zu Lasttieren machen, die einen Teil unserer Gedanken tragen.

In meinem Haus lebten nicht die gewöhnlichen Mäuse, die angeblich in dieses Land eingeschleppt wurden. Meine Mäuse gehören zu einer einheimischen, wilden Art, die man im Dorf nicht findet. Ich schickte einst einem berühmten Naturforscher eine, er fand sie sehr interessant. Als ich noch baute, hatte eine solche Maus ihr Nest unter dem Hause. Ehe ich die zweite Lage Dielen fertiggestellt und die Hobelspäne weggefegt hatte, kam sie regelmäßig um die Mittagszeit hervor und suchte die Krümel zu meinen Füßen zusammen. Wahrscheinlich hatte sie nie zuvor einen Menschen gesehen. Bald wurde die Maus ganz zutraulich. Sie lief über meine Schuhe oder ruckweise an der Zimmerwand empor. In ihren Bewegungen ähnelte sie einem Eichhörnchen. Schließlich kletterte sie geschickt an meinen Kleidern hoch, rannte meinen Arm entlang und lief immer wieder rund um das Papier mit meinem Mittagbrot herum. Ich hielt das Papier fest, neckte sie und spielte Verstecken mit ihr. Als ich schließlich ein Stück Käse mit zwei Fingern ruhig hinhielt, kam die Maus und knabberte daran, während sie auf meiner Hand saß. Danach putzte sie sich Schnäuzchen und Pfoten wie eine Fliege und lief davon.

Bald nistete eine Phöbe in meinem Schuppen, und ein Rotkehlchen suchte in der Tanne Schutz, die sich an das Haus anlehnt. Im Juni führte das scheue Rebhuhn (*Tetrao umbellus*) seine Küchlein unter meinen Fenstern spazieren. Aus der Tiefe der Wälder kam es vor mein Haus, gluckte und lockte seine Jungen wie eine Henne und erwies sich in seinem ganzen Gebaren als das Huhn der Wälder. Kommt man heran, so zer-

streuen sich auf ein Zeichen der Mutter die Jungen schnell, als hätte ein Wirbelwind sie erfaßt. Sie gleichen den dürren Zweigen und Blättern so genau, daß schon mancher Wanderer mitten zwischen eine Brut getreten ist. Ohne sich der Nähe der Tiere zu versehen, hörte er die Mutter schwirrend auffliegen und ängstlich rufen und klagen oder sah, wie sie die Flügel schleifen ließ, um ihn abzulenken. Manchmal tollt und wirbelt das Muttertier mit gesträubten Federn derart vor einem herum, daß man einen Augenblick lang gar nicht ausmachen kann, was für ein Tier es ist. Die Küchlein liegen bewegungslos und flach hingestreckt, manchmal stecken sie den Kopf unter ein Blatt. Sie achten einzig auf die Anweisungen, die ihnen die Mutter aus der Ferne gibt. Selbst wenn man näher kommt, laufen sie nicht weg und verraten sich dadurch. Man kann auf sie treten oder sie minutenlang ansehen, ohne sie zu entdecken. Manchmal habe ich sie dann auf die flache Hand genommen; auch da waren sie noch auf der Hut, folgten ihrer Mutter und ihrem Instinkt und blieben ohne Furcht und Zittern liegen. Einmal hatte ich die Küchlein wieder auf die Blätter gelegt, und eines war zufällig auf die Seite gefallen. Zehn Minuten später lag es zwischen den andern noch immer in dieser Stellung. So ausgeprägt ist der Instinkt dieser Tiere. Die kleinen Rebhühner sind nicht wie andere Vogeljunge kahl, sondern viel vollständiger entwickelt und frühreifer als selbst junge Hühnchen. Auffallend ist der erstaunlich reife und doch unschuldige Ausdruck ihrer großen, klaren Augen. In ihnen scheint sich alle Klugheit zu spiegeln. Man muß dabei nicht nur an kindliche Reinheit denken, sondern an eine durch Erfahrung geläuterte Weisheit. Solch ein Auge wird nicht mit dem Vogel geboren, es

ist gleich alt wie der Himmel, den es widerspiegelt. Einen zweiten Edelstein dieser Art haben die Wälder nicht aufzuweisen. Nicht oft schaut der Wanderer in einen so klaren Quell.. Diese Rebhühner waren meine Hennen und Küken.

Es ist erstaunlich, wie viele Tiere wild und frei, aber verborgen in den Wäldern leben. Sie halten sich in der Nähe der Städte auf, doch nur der Jäger weiß darum. In welcher Zurückgezogenheit lebt die Otter hier! Sie wird bis zu vier Fuß lang, so groß wie ein kleiner Junge. Vielleicht bekommt sie aber kein Mensch je zu Gesicht. Früher sah ich den Waschbären in den Wäldern hinter meinem jetzigen Haus und hörte nachts sein Gewinsel.

Gewöhnlich rastete ich mittags nach der Feldarbeit ein bis zwei Stunden im Schatten, aß mein Mittagbrot und las ein wenig. Neben mir sprudelte eine kleine Quelle, die das Moor und ein Bächlein speiste, das unterhalb von Brister's Hill in der Nähe meines Feldes entlangsickerte. Man kam zu dieser Quelle durch mehrere abfallende grasige Senken voll junger Pechtannen zu einem höheren Wald um das Moor herum. Dort war ein abgelegenes, schattiges Fleckchen, wo man unter einer weitausladenden Tanne auf einer ebenen, festen Grasbank sitzen konnte. Ich hatte die Quelle ausgegraben und einen Brunnen mit klarem, grauem Wasser angelegt. Dort konnte ich einen Eimer vollschöpfen, ohne das Wasser zu trüben. Im Hochsommer, wenn der See am wärmsten war, ging ich deshalb fast täglich dorthin. Auch die Waldschnepfe führte ihre Jungen hierher, damit sie in der feuchten Erde nach Würmern suchen konnten. Sie selbst flog dicht über ihnen am Bachrand, während die Jungen unten entlangliefen. Sobald mich die Schnepfe aber entdeckt

hatte, verließ sie ihre Jungen und umkreiste mich immer näher, auf vier bis fünf Fuß kam sie heran. Um meine Aufmerksamkeit zu erregen und die Jungen dadurch zu sichern, täuschte sie gebrochene Flügel und Beine vor. Die Jungen hatten sich unterdessen schon in Bewegung gesetzt und liefen nach der Anweisung der Mutter mit schwachem, hohem Piepsen im Gänsemarsch durch das Moorland. Manchmal hörte ich auch das Piepsen der jungen Vögel, ohne die Mutter zu sehen.

Auch die Turteltauben saßen über der Quelle oder flatterten auf den schwankenden Tannen über mir von Zweig zu Zweig. Ganz zutraulich und neugierig kam das rote Eichhörnchen den nächsten Ast herabgelaufen. Man braucht nur an einer anziehenden Stelle in den Wäldern lange genug still zu sitzen, dann lernt man nach und nach alle Waldbewohner kennen.

Ich war auch Zeuge bei weniger friedlichen Ereignissen. Als ich eines Tages zu meinem Holzstoß, vielmehr zu meinem Stoß von Baumstümpfen ging, beobachtete ich zwei große Ameisen. Die eine war rot, die andere schwarz und fast einen Zoll lang. Sie kämpften erbittert miteinander. Hatten sie sich einmal festgebissen, dann ließen sie nicht wieder los, sondern kämpften, rangen und rollten unentwegt auf den Hobelspänen umher. Mit Erstaunen entdeckte ich überall auf den Spänen solche Kämpfer. Also war es nicht ein *duellum*[1], sondern ein *bellum*[2]; zwei Ameisenrassen bekämpften einander. Überall stellten sich die Roten gegen die Schwarzen, häufig zwei gegen eine. Die Legionen dieser Myrmidonen bedeckten alle Hügel und Täler meines Waldplatzes; der Boden war mit Toten und Sterbenden beider Parteien bedeckt. Das war die einzige Schlacht,

[1] Zweikampf. – [2] Krieg.

der ich je beiwohnte, das einzige Schlachtfeld, das ich während der Schlacht betrat. Vernichtungskampf. Auf der einen Seite die roten Republikaner, auf der andern die schwarzen Imperialisten. Beide Seiten waren in den tödlichen Kampf verstrickt. Ich konnte jedoch keinerlei Geräusch vernehmen. Niemals kämpften menschliche Soldaten verbissener.

Ich beobachtete ein eng ineinander verflochtenes Kämpferpaar in einem kleinen sonnigen Tal zwischen den Spänen. Jetzt unter Mittag schickten sie sich an, bis Sonnenuntergang oder bis zum letzten Atemzug zu kämpfen. Der kleinere rote Soldat hielt wie ein Schraubstock des Gegners Vorderseite fest umklammert. Bei allem Hin und Her auf diesem Feld ließ er niemals davon ab, den einen Fühler des Gegners nahe der Wurzel zu benagen; den anderen hatte er schon kleinbekommen. Der stärkere Schwarze schleuderte den Gegner von einer Seite zur andern. Wie ich bei näherem Hinschaun bemerkte, hatte er ihm schon mehrere Glieder abgerissen. Sie kämpften hartnäckiger als Bulldoggen. Offensichtlich war ihr Schlachtruf: »Sieg oder Tod!« Unterdessen kam ein einzelner roter Krieger mit allen Zeichen der Aufregung am Hang des Tales daher. Entweder hatte er seinen Feind schon erledigt oder sich bisher noch nicht an der Schlacht beteiligt. Das letztere war wohl der Fall, denn er hatte noch keines seiner Glieder eingebüßt. Sicher hatte die Mutter ihm aufgetragen, entweder mit seinem Schild oder darauf zurückzukehren. Vielleicht war er auch ein Achill und hatte abseits seinen Groll genährt, kam aber nun, um Patroklos zu retten oder zu rächen. Dieser Krieger sah den ungleichen Kampf von ferne. Denn die Schwarzen waren fast doppelt so groß wit die Roten. Mit schnellem Schritt kam der rote Soldae

heran und blieb einen halben Zoll von den Kämpfenden entfernt im Hinterhalt. Dann sprang er im günstigsten Moment auf den schwarzen Krieger los und begann seine Operationen am Ansatz von dessen rechtem Vorderbein. Mochte der Feind unter seinen eigenen Gliedmaßen wählen! So waren diese drei fürs Leben verkettet, als hätte man eine neue Befestigungsart erfunden, die alle Schlösser und jeden Zement in den Schatten stellte. Mich hätte es nicht gewundert, die jeweiligen Musikkapellen der beiden Armeen auf einem hochgelegenen Span aufgestellt zu finden, wo sie unterdessen die Nationalhymnen spielten, um die Zögernden anzufeuern und die Sterbenden zu trösten. Ich selbst war fast so aufgeregt, als kämpften hier Menschen. Je mehr man darüber nachdenkt, desto geringer wird der Unterschied. Ganz gewiß liest man weder in der Geschichte Amerikas noch in den Annalen Concords von einer Schlacht, die auch nur einen Augenblick den Vergleich mit dieser aushält, weder was die Zahl der Kämpfenden anlangt, noch den entfalteten Patriotismus und Heroismus. Nach Zahlen und Gemetzel war dies ein Austerlitz oder Dresden[1]. Was ist dagegen die Schlacht bei Concord? Zwei Tote bei den Vaterlandstreuen und Luther Blanchard verwundet. Nun, hier war jede Ameise ein Buttrick: »Feuert, um Gottes willen feuert!«.. Nicht einen Söldner gab es hier. Für mich besteht kein Zweifel, daß diese Ameisen genau so für eine Idee kämpften wie unsere Vorfahren, freilich nicht, um einer geringen Steuer für ihren Tee zu entgehen[2]. Die Ergebnisse

[1] Siege Napoleons 1805 und 1813. – [2] Die 1767 vom englischen Parlament den amerikanischen Kolonien auferlegten Warenzölle wurden 1770 mit Ausnahme der Teesteuer außer Kraft gesetzt. Aus den Kämpfen der Kolonisten gegen das Prinzip der Besteuerung entwickelte sich die Unabhängigkeitsbewegung.

dieser Schlacht werden für die, die es anging, mindestens ebenso bedeutsam und denkwürdig sein wie die der Schlacht am Bunker Hill.

Ich nahm den Span mit den drei beschriebenen Kämpfern auf und trug ihn in mein Haus. Dort stülpte ich auf dem Fensterbrett ein Glas darüber, um den Ausgang des Kampfes zu sehen. Durch die Lupe sah ich, daß der Leib der roten Ameise ganz aufgerissen war und die Eingeweide den Zangen des Schwarzen bloßlagen. Trotzdem nagte die Rote eifrig am Vorderbein des Feindes, dem sie beide Fühler schon abgerissen hatte. Die Brustplatte des Schwarzen war offenbar zu dick, der rote Kämpfer konnte sie nicht durchdringen. Die dunklen Karfunkelaugen des Leidenden glänzten in einer Wildheit, die nur der Krieg entfachen kann. Länger als eine halbe Stunde kämpften sie unter dem Glas. Als ich wieder hinsah, hatte der schwarze Krieger die Köpfe seiner Feinde abgerissen, und sie hingen – noch lebend – zu seinen Seiten wie grausige Trophäen am Sattelbogen, noch ebenso fest verbissen wie früher. Mit matten Bewegungen suchte er sich von ihnen zu befreien, das gelang ihm nach einer weiteren halben Stunde. Er selbst hatte keine Fühler mehr, nur noch den Stumpf eines Beines, und ich weiß nicht wie viele Wunden. Ich hob das Glas ab, da lief er in diesem verkrüppelten Zustand über das Fensterbrett davon. Ob er schließlich dieses Gefecht überlebte und den Rest seines Lebens in einem »Hôtel des Invalides« verbrachte, weiß ich nicht. Jedenfalls würde nach meiner Meinung künftig seine Tätigkeit wenig wert sein. Den ganzen Tag lang noch fühlte ich mich erregt und gemartert, als hätte ich den Kämpfen, der Wildheit und dem Gemetzel einer Schlacht zwischen Menschen zugesehen, die sich vor meiner Tür abspielte..

Mancher Dorfköter, der vielleicht gerade noch eine Schlammschildkröte im Vorratskeller jagen konnte, lief ohne Wissen seines Herrn schwerfällig in den Wäldern umher und schnupperte vergeblich an verlassenen Fuchsbauen und Murmeltierhöhlen. Manchmal lief ihm ein kleiner behender, verwilderter Hund voraus, der leichtfüßig den Wald durchstreifte und den Waldbewohnern einen wahren Schrecken einzujagen vermochte. Weit hinter seinem Führer zurückgeblieben, brüllt der große Köter wie ein hündischer Stier ein kleines Eichhörnchen an, das von einem Baumast Umschau hält. Dann galoppiert er fort, daß sich die Büsche unter seinem Gewicht biegen, denn er bildet sich ein, die Fährte eines vereinzelten Mitglieds der Jerbillafamilie gefunden zu haben.

Einmal sah ich mit Erstaunen eine Katze am steinigen Seeufer entlanglaufen. Die Verwunderung war übrigens beiderseitig. Katzen entfernen sich selten so weit vom Hause. Und doch mutet die häuslichste Katze, die ihr Leben lang auf einer Decke gelegen hat, durchaus heimisch in den Wäldern an. Durch ihr listiges, hinterhältiges Benehmen zeigt sie sich hier besser zu Hause als die eigentlichen Waldbewohner. Einmal traf ich beim Beerenpflücken eine Katze mit ihren Jungen. Sie waren ganz verwildert, machten mir gleich ihrer Mutter einen Buckel und fauchten mich an..

Im Herbst kam regelmäßig der Taucher (*Colymbus glacialis*), um sich im See zu mausern und zu baden. Noch bevor ich aufgestanden war, erklangen die Wälder von seinem wilden Gelächter. Kaum hatte sich das Gerücht von seiner Ankunft verbreitet, so waren alle Jäger vom Mühlendamm auf der Lauer. Zu Wagen und zu Fuß kamen sie, zu zweien oder zu dreien, mit Patentgewehren, konischen Kugeln und Ferngläsern.

Wie Herbstblätter raschelten sie durch den Wald, mindestens zehn Mann auf einen Taucher. Einige stellen sich an diesem Ufer des Sees auf, andere am jenseitigen, denn der arme Vogel kann ja nicht überall zugleich sein. Taucht er hier unter, muß er dort auftauchen. Nun erhebt sich jedoch der freundliche Oktoberwind, er rauscht in den Blättern und kräuselt die Oberfläche des Sees, so daß man keinen Taucher hören oder sehen kann. Vergebens suchen die Feinde den See mit ihren Gläsern ab und erfüllen die Wälder mit ihrem Geknalle. Großmütig erheben sich die Wellen und plätschern ärgerlich. Sie stehen auf seiten aller Wasservögel, und unsere Jägersleute müssen den Rückzug in ihre Stadt antreten, zum Geschäft und den unterbrochenen Arbeiten. Nur zu oft waren sie freilich erfolgreich.

Wenn ich mir frühmorgens einen Eimer Wasser holte, sah ich den majestätischen Vogel oft aus großer Nähe zu meiner Bucht hinausgleiten. Machte ich mich daran, ihn im Boot einzuholen, um zu sehen, was er dann tun würde, tauchte er und entschwand mir völlig. . Manchmal entdeckte ich ihn erst am Nachmittag wieder. Meist flog er bei Regenwetter davon.

Die Taucher lassen sich mit Vorliebe an ruhigen Herbstnachmittagen auf den Seen nieder wie der Flaum der Seidenpflanze. Als ich eines Oktobernachmittags an der Nordseite des Sees entlangruderte, hielt ich vergeblich Ausschau nach einem Taucher. Plötzlich entdeckte ich einen nur wenige Fuß vor mir; er schwamm vom Ufer der Seemitte zu. Sein wildes Gelächter verriet ihn. Ich folgte ihm mit einem Ruderschlag. Er tauchte. Als er jedoch wieder heraufkam, war ich ihm näher als zuvor. Wieder tauchte er. Diesmal riet ich auf eine falsche Richtung, und wir waren weit von-

einander entfernt, als er wieder an die Oberfläche kam; ich selbst hatte den Abstand vergrößert. Er lachte aufs neue laut und anhaltend und hatte ja diesmal auch allen Grund dazu. Er manövrierte so geschickt, daß ich die Entfernung nicht um die Hälfte verringern konnte. Beim Auftauchen drehte er jedesmal den Kopf nach allen Seiten, übersah kaltblütig Wasser und Land und wählte seinen Weg offenkundig so, daß er auf der landfernsten Wasserfläche in größtmöglicher Entfernung vom Boot auftauchen konnte. Erstaunlich schnell faßte er seine Entschlüsse und führte sie aus. Er lockte mich sofort an die breiteste Stelle des Sees und ließ sich nicht mehr von dort vertreiben. Während sein Gehirn einen Plan entwarf, versuchte das meine, diesen Plan zu erraten. Es war ein schönes Spiel, das wir da auf der glatten Seefläche spielten, ein Mensch gegen einen Taucher. Plötzlich verschwindet die Figur des Gegners unter dem Brett. Dann gilt es, die eigene möglichst nahe dem Ort aufzustellen, wo er wieder auftauchen wird. Manchmal erschien er ganz unerwartet auf meiner anderen Seite, war also offenkundig gerade unter dem Boot hindurchgetaucht. Er hatte einen sehr langen Atem und war nicht zu ermüden. Mochte er auch weit geschwommen sein, er tauchte sofort wieder. Dann konnte keine Klugheit seinen Weg unter der glatten Wasserfläche erraten. Einem Fisch glich er. Er hatte Zeit und Geschicklichkeit genug, die tiefsten Tiefen des Sees aufzusuchen.. Wie erstaunt müssen die Fische gewesen sein, wenn dieser seltsame Gast aus einer anderen Sphäre durch ihre Schwärme dahinschoß. Er schien jedoch seinen Weg unter Wasser so gut zu kennen wie über Wasser und schwamm unten viel schneller. Ein- oder zweimal sah ich, daß sich das Wasser kräuselte, wenn er sich der Oberfläche näherte.

Er streckte nur schnell den Kopf zur Erkundung heraus und tauchte sofort wieder. Für mich war es ganz gleich, ob ich meine Ruder ruhen ließ und auf sein Wiedererscheinen wartete, oder ob ich Vermutungen anstellte, wo er wohl auftauchen würde. Denn mehr als einmal schrak ich zusammen, wenn sein unirdisches Gelächter hinter mir ertönte, während ich meinen Blick angestrengt nach der andern Seite über das Wasser schweifen ließ. Warum aber verriet er sich im Augenblick seines Auftauchens unweigerlich durch das laute Gelächter, nachdem er zuvor so viel List angewendet hatte? Verriet ihn doch seine weiße Brust schon allzu gut. Er war eben doch ein einfältiger Taucher, fand ich. Meist hörte ich auch das Wasser plätschern und entdeckte ihn dadurch beim Auftauchen. Nach einer Stunde war er noch immer frisch, tauchte bereitwillig und schwamm weiter als zuvor. Es war erstaunlich zu beobachten, wie gelassen er nach dem Auftauchen mit unbewegter Brust davonschwamm; nur seine Füße arbeiteten unter der Oberfläche. Sein gewöhnliches Lied war jenes dämonische Gelächter, das eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Schrei des Wasserhuhns hat. Gelegentlich jedoch, wenn er mir lange Zeit erfolgreich ausgewichen war und in weiter Entfernung wieder auftauchte, stieß er ein langgezogenes, unirdisches Geheul aus, das mehr dem eines Wolfes als dem eines Vogels glich. Es klang, als strecke ein wildes Tier seine Schnauze zu Boden und heule bedächtig. Das war sein Lied – vielleicht der wildeste Laut, den man hier hören konnte. Die Wälder hallten davon wider. Ich nahm an, daß er in der Gewißheit seiner unerschöpflichen Kraft spöttisch über meine Anstrengungen lachte.

Der Himmel hatte sich inzwischen umzogen, der See

war aber so spiegelglatt, daß ich sehen konnte, wo der Taucher an die Oberfläche kam. Seine weiße Brust, die ruhige Luft, das unbewegte Wasser – alles war gegen ihn. Schließlich stieß er in weiter Entfernung einen jener langen Heultöne aus, als rufe er den Gott der Taucher um Beistand an. Und sogleich erhob sich ein Wind aus Osten, kräuselte die Wasserfläche und füllte die Luft mit feinem Regen. Mir machte das so tiefen Eindruck, als wäre es die Antwort auf das Gebet des Tauchers, dessen Gott mir zürnte. So ließ ich ihn in der Ferne auf dem bewegten Wasser davongleiten.

Stundenlang beobachtete ich an Herbsttagen, wie die Enten geschickt drehten und wendeten und sich vom Jäger weit entfernt auf der Mitte des Sees hielten.. Zum Auffliegen gezwungen, kreisten sie oft über dem See gleich dunklen Punkten am Himmel. Aus beträchtlicher Höhe konnten sie leicht andere Seen und Flüsse sehen. Glaubte ich sie längst dort, so kamen sie im Gleitflug über eine Viertelmeile auf einem entfernten, gefahrlosen Teil des Sees herab. Was sie freilich außer der Sicherheit in der Mitte des Waldensees gewannen, weiß ich nicht. Vielleicht liebten sie sein Wasser aus dem gleichen Grund wie ich.

Kapitel XIII

DER KAMIN[1]

Im Oktober wanderte ich zur Weinlese in die Flußwiesen hinab und belud mich mit Trauben. Köstlicher als ihr Wohlgeschmack war ihre Schönheit und ihr

[1] Der englische Titel dieses Kapitels (»House-warming«) enthält eine unübersetzbare Anspielung auf das gesellige Fest, das beim Einzug in ein neues Haus gefeiert wird.

Duft. Ohne sie zu pflücken, bewunderte ich die Preiselbeeren, kleine wächserne Edelsteine, der rote Perlenschmuck des Grases. Der Bauer pflückt sie mit einem häßlichen Rechen und zerrauft das Gras. Gedankenlos mißt er die Beeren nur nach Scheffel und Dollar und verkauft die Ausbeute der Wiesen nach Boston und New York. Ihr Schicksal ist, zu Marmelade zerquetscht zu werden, um den Gaumen der dortigen Naturfreunde zu befriedigen.. Auch die glänzenden Berberitzenbeeren dienten nur meinem Auge als Nahrung. Ich sammelte aber einen kleinen Vorrat wilder Äpfel zum Dämpfen; die Besitzer und die Vorübergehenden hatten sie übersehen. Als die Kastanien reif waren, lagerte ich einen halben Scheffel für den Winter ein. In dieser Jahreszeit war es überaus reizvoll, durch die damals unbegrenzten Kastanienwälder von Lincoln zu schweifen, die jetzt den ewigen Schlaf unter der Eisenbahn schlafen. Einen Sack hatte ich auf dem Rücken und in der Hand einen Stab, um die Hülsen zu öffnen, denn ich wartete nicht immer erst auf den Frost. Die Blätter raschelten, und Eichhörnchen und Dohlen schrien vorwurfsvoll, denn manchmal stahl ich die von ihnen angenagten Früchte, weil sie bestimmt gesunde Kerne enthielten. Oft kletterte ich auch auf die Bäume und schüttelte sie. Auch hinter meinem Haus wuchsen Kastanien. Ein großer Baum überschattete es, und wenn er blühte, glich er einem Blumenstrauß, der die ganze Umgebung mit Duft erfüllte. Diese Früchte ernteten aber fast ausschließlich Eichhörnchen und Dohlen. Die Dohlen kamen in Scharen und pickten die Kerne aus den Hülsen, noch ehe sie herausfielen. Ich überließ ihnen diese Bäume und suchte die entfernten Wälder auf, wo ausschließlich Kastanien wuchsen. Solange der Vorrat reichte, waren diese Kastanien ein

guter Brotersatz. Wahrscheinlich ließe sich noch mancher andere finden.

Als ich eines Tages nach Würmern zum Fischen grub, erkannte ich die Erdnuß (*Apios tuberosa*) an ihren Ranken, die Kartoffel der Ureinwohner, eine fast sagenhafte Frucht. Ich hatte schon zu zweifeln begonnen, ob ich sie wirklich als Kind ausgegraben und gegessen hatte, oder ob ich das nur träumte. Oft hatte ich seitdem die gekräuselten, samtroten Blüten gesehen, die von anderen Pflanzen gestützt werden, aber ich wußte nicht, daß sie der Erdnuß zugehörten. Die Kultur hat diese Pflanze inzwischen fast vollständig ausgerottet. Die Frucht schmeckt süßlich, ähnlich der erfrorenen Kartoffel, und gekocht besser als geröstet. Diese Knolle erschien mir wie ein schwaches Versprechen der Natur, künftighin hier ihre eignen Kinder aufzuziehen und einfach zu ernähren. Heute, in den Tagen der gemästeten Viehherden und wogenden Kornfelder, ist diese unscheinbare Wurzel ganz vergessen, die einst das Totem eines Indianerstammes war; oder man kennt nur ihre Blütenranken. Sollte aber einmal die Natur hier wieder frei herrschen, dann wird das empfindliche, üppige englische Getreide vielleicht vor einer Myriade von Feinden weichen, und ohne menschliche Hilfe trägt die Krähe die letzten Saatkörner zurück zu dem großen Kornfeld des Indianergottes im Südwesten, dorthin, woher das Getreide gekommen sein soll. Die jetzt fast ausgestorbene Erdnuß aber wird vielleicht wiedererstehen, trotz Frost und Wildnis gedeihen und sich als einheimisch erweisen. Sie wird dann ihre alte Bedeutung und Würde als Speise der Jägerstämme zurückgewinnen. Irgendeine indianische Ceres oder Minerva muß diese Pflanze erfunden und der Menschheit geschenkt haben. Bricht hier einst das Reich der

Dichtung an, so werden ihre Blätter und Fruchtranken auf unseren Kunstwerken dargestellt werden.

Schon am 1. September hatte ich zwei oder drei kleine Ahornbäume an der Spitze einer Landzunge jenseits des Sees scharlachrot leuchten sehen. Unter ihnen liefen die weißen Stämme dreier Espen nah am Wasser auseinander. Ihre Farbe wußte manche Geschichte zu erzählen. Von Woche zu Woche enthüllte sich nun langsam das Wesen jedes Baumes, und er bewunderte sich selbst im sanften Spiegel des Sees. Jeden Morgen hing der Eigentümer dieser Galerie an den Wänden ein neues Bild auf, das das alte an Leuchtkraft und Harmonie der Farben noch übertraf.

Zu Tausenden kamen im Oktober die Wespen in meine Wohnung wie in ein Winterquartier. Sie ließen sich am Fenster oder an der Zimmerdecke nieder und schreckten Gäste ab, die hereinwollten. Waren die Tiere morgens von der Kälte erstarrt, so kehrte ich einige hinaus, aber ich machte mir nicht viel Mühe, sie loszuwerden. Im Gegenteil fühlte ich mich geehrt, daß sie mein Haus als geeigneten Zufluchtsort betrachteten. Obgleich sie mit in meinem Bett schliefen, belästigten sie mich niemals ernstlich. In welche Ritzen sie schließlich verschwanden, um dem Winter und der furchtbaren Kälte zu entgehen, weiß ich nicht.

Wie die Wespen pflegte ich, bevor ich im November endgültig mein Winterquartier bezog, zur Nordostküste des Walden meine Zuflucht zu nehmen. Das war nämlich der Kaminplatz des Sees, wo die Sonnenstrahlen von den Pechtannenwäldern und dem Uferwall zurückgeworfen wurden. Solange man es haben kann, ist es ungleich angenehmer und gesünder, von der Sonne gewärmt zu werden als von künstlichem Feuer. Ich wärmte mich an den noch immer glimmen-

den Kohlen, die der Sommer zurückgelassen hatte wie ein Jäger, der fortzog.

Um meinen Kamin zu bauen, erlernte ich das Maurerhandwerk. Ich mußte meine Ziegelsteine erst mit einer Maurerkelle reinigen, denn sie waren schon einmal gebraucht. Folglich lernte ich mehr als sonst über die Güte der Ziegel und der Werkzeuge. Der Mörtel an den Steinen war fünfzig Jahre alt und sollte angeblich noch immer härter werden. Aber das ist eine jener Redensarten, die die Menschen gern nachsprechen, ob sie nun zutreffen oder nicht. Diese Redensarten werden mit den Jahren selbst immer härter und fester, und man müßte manchen Schlag gegen sie führen, um einen alten Neunmalklugen davon zu säubern..

Ich verwendete viel Sorgfalt auf den Kamin, war er doch das Lebenszentrum des Hauses. Tatsächlich arbeitete ich so langsam, daß mir abends eine Lage Ziegel als Kopfkissen dienen konnte, obgleich ich morgens begonnen hatte. Soweit ich mich erinnere, bekam ich davon aber keinen steifen Hals, den hatte ich schon vorher..

In gewissem Sinne ist der Kamin eine unabhängige Konstruktion und steigt durch das Haus hindurch zum Himmel auf. Selbst wenn das Haus abgebrannt ist, steht er manchmal noch, und dann zeigt sich seine Unabhängigkeit und Bedeutung.

Das war gegen Ende des Sommers. Nun war es November geworden. Schon hatte der Novemberwind angefangen, den See abzukühlen, aber er mußte viele Wochen hindurch stetig blasen, denn das Wasser ist ja sehr tief..

Erst jetzt fing ich an, mein Haus zu bewohnen, jetzt, wo ich es als Wärme und Schutz brauchte.. In meinem selbstgebauten Kamin schürte ich das Feuer mit größe-

rem Recht und größerer Befriedigung, als man das sonst tut. Meine Wohnung war klein, ich konnte kaum ein Echo darin wecken, aber sie erschien größer, weil sie nur ein einziges Zimmer hatte und fern von allen Nachbarn lag. Alle Annehmlichkeiten des Hauses waren in einem Raum vereinigt, der zugleich Küche, Kammer, Wohnstube und Vorratskammer war. Ich genoß alle jene Befriedigung, die Eltern oder Kinder, Herrschaft oder Diener am häuslichen Leben genießen.

Es scheint fast, als verlöre die Sprache unserer Salons ihre ganze Kraft und entarte zu saloppem Geschwätz, so fern von ihren Sinnbildern vollzieht sich unser Leben. Ihre Metaphern und Tropen müssen aus Versenkungen und durch »stumme Diener« herbeigeschafft werden. Mit andern Worten: der Salon ist zu weit entfernt von Küche und Werkstatt. Selbst das Mittagessen ist gewöhnlich nur die Parabel eines Mittagessens. Anscheinend wohnt nur der Wilde nahe genug bei Natur und Wahrheit, um von ihnen bildliche Ausdrücke entlehnen zu können. Wie kann der Gelehrte, der fern in Kanada oder auf der Isle of Man haust, wissen, welche Gesetze in der Küche gelten?

Es waren übrigens nur ein oder zwei meiner Gäste je mutig genug, bei mir zu bleiben und einen Mehlpudding mit mir zu essen. Die meisten bliesen lieber schnell zum Rückzug, wenn sie diesen kritischen Moment kommen sahen, als würde das Haus davon bis zu den Grundfesten erschüttert. Es überstand jedoch viele Mehlpuddings.

Als der Frost einsetzte, verputzte ich mein Haus.. und lernte dabei die verschiedenen Zwischenfälle kennen, denen ein Verputzer ausgesetzt ist..

Inzwischen war der See in den schattigsten seichten Buchten schon leicht überfroren, Tage oder Wochen

vor der eigentlichen Vereisung. Das erste Eis ist besonders interessant und schön. Hart, dunkel und durchsichtig, gewährt es die beste Möglichkeit, an seichten Stellen den Seegrund zu untersuchen. Man kann dann nämlich der Länge lang auf dem Eis liegen, obwohl es nur einen Zoll dick ist. Wie eine Wasserspinne auf dem Wasser kann man nun durch das natürlich unbewegte Wasser den Grund nach Belieben betrachten, der als ein Bild hinter Glas nur zwei bis drei Zoll entfernt ist. Viele Furchen sind im Sand, wo ein Tier herumgelaufen und seiner eignen Spur mehrfach gefolgt ist. Statt der Wracks liegen die aus feinsten weißen Quarzkörnchen gebildeten Larven der Köcherfliegen herum. Vielleicht waren sie es, die den Sand furchten, denn manche Larven liegen in den Furchen..

Aber das Eis selbst ist ein äußerst interessanter Gegenstand der Betrachtung, man muß jedoch die erste Gelegenheit ausnützen, es zu studieren. Untersucht man es am Morgen nach dem Frost genau, so findet man die meisten Bläschen unmittelbar am unteren Rand, während sie auf den ersten Blick mitten im Eis zu sein schienen. Immer neue Bläschen steigen ständig vom Grunde empor. Dabei ist das Eis noch verhältnismäßig kräftig und dunkel, d. h. solange man das Wasser hindurchscheinen sieht.

Die Bläschen sind verschieden groß, sehr klar und schön, durch das Eis hindurch kann man darin sein Gesicht gespiegelt sehen. Auf einen Quadratzoll gehen vielleicht dreißig oder vierzig solcher Blasen. Auch im Eis selbst findet man schon schmale, rechteckige steile Blasen, scharfe, senkrechte Kegel mit der Spitze nach oben. In ganz frischem Eis sind meist winzige runde Bläschen wie Rosenkranzperlen aneinandergereiht. Aber diese Blasen im Eis sind nicht so zahlreich und

sichtbar wie die darunter. Manchmal warf ich einen Stein auf das Eis, um seine Stärke zu erproben. Die Steine, die hindurchfielen, nahmen Luft mit hinunter, die unten große, weithin sichtbare weiße Blasen bildete. Als ich eines Tages nach achtundvierzig Stunden zur gleichen Stelle kam, fand ich diese großen Blasen noch unverändert, obgleich das Eis inzwischen einen Zoll dicker geworden war, wie ich deutlich an der Grenzlinie zwischen altem und neuem Eis sehen konnte. Da aber die beiden letzten Tage warm wie im Spätsommer gewesen waren, war das Eis jetzt nicht durchsichtig, noch zeigte es die dunkelgrüne Farbe des Wassers und des Grundes, sondern es schimmerte opalfarben, weiß oder grau und war trotz der doppelten Stärke kaum tragfähiger als zuvor. In der Wärme hatten sich nämlich die Luftbläschen stark ausgedehnt, waren zusammengeflossen und hatten ihre regelmäßige Form verloren. Eine lag nicht mehr unmittelbar über der anderen, sondern, gleich Silbermünzen, die man aus einem Beutel schüttet, überdeckten sie einander oder bildeten dünne Flocken, die kleine Ritzen auszufüllen schienen. Die Schönheit des Eises war dahin, man konnte den Seegrund nun nicht mehr betrachten. Ich war neugierig, wie sich meine großen Luftblasen zu dem neuen Eis verhielten, also brach ich ein Stück heraus, das eine mittelgroße Blase enthielt, und kehrte es mit der Unterseite nach oben. Das neue Eis hatte sich unter der Blase und um sie herum gebildet, so daß sie nun zwischen zwei Eisschichten lag.. Zu meiner Verwunderung entdeckte ich, daß unmittelbar unter dem Bläschen das Eis ganz regelmäßig in der Form einer umgestülpten Untertasse geschmolzen war und in der Mitte nur eine dünne Eisschicht zwischen Wasser und Bläschen geblieben war. An vielen Stellen hatten die

kleinen Bläschen diese Scheidewand durchbrochen, und wahrscheinlich war unter den größten Luftblasen.. überhaupt kein Eis. Ich nahm an, daß die vielen kleinen Bläschen, die ich anfangs unter der Eisoberfläche gesehen hatte, genau so eingefroren waren und daß jede in ihrem Maß wie ein Brennglas das darunterliegende Eis geschmolzen und vernichtet hatte. Diese kleinen Luftkanonen tragen dazu bei, daß das Eis kracht und stöhnt.

Schließlich setzte der Winter endgültig ein, als ich gerade mit Verputzen fertig war. Der Wind heulte nun um das Haus, als hätte er das bisher nicht tun dürfen. Jede Nacht, auch als schon Schnee gefallen war, kamen in der Dunkelheit die Wandergänse mit Geschrei und Flügelrauschen. Manche ließen sich auf dem See nieder, andere flogen dicht über den Bäumen nach Fair Haven und nach Mexiko weiter. Verschiedentlich hörte ich bei meiner Rückkehr aus dem Dorf eine Schar Gänse oder einen Schwarm Enten in den trocknen Blättern um eine Wasserlache hinter meinem Haus rascheln. Dort suchten sie Nahrung. Beim leisen »Honk« oder «Quak« ihres Anführers zogen sie eilig weiter.

1845 fror der Walden erst am 22. Dezember vollständig zu. Flint's Teich, seichtere Seen und der Fluß waren schon länger als zehn Tage vereist.. Seit dem 25. November lag Schnee und machte das winterliche Bild um mich herum vollkommen. Ich zog mich noch weiter in mein Gehäuse zurück und ließ es mir angelegen sein, in meinem Hause und in meiner Brust ständig ein helles Feuer zu unterhalten. Meine Tätigkeit im Freien bestand jetzt darin, dürres Holz in den Wäldern zu sammeln.. und zu meiner Hütte zu bringen. Ein alter Waldzaun, der seine besten Tage hinter sich hatte, war ein großer Fund für mich. Ich opferte ihn dem

Vulkanos, denn dem Gott Terminus konnte er nicht mehr dienen.. Es gibt genug Reisig und dürres Holz aller Art in den Wäldern.. Viele Feuer könnte man damit unterhalten, jetzt aber wärmt es keinen Menschen und hindert nach Ansicht mancher Leute das Wachstum der jungen Bäume. Es gab auch Treibholz auf dem See..

Es ist erstaunlich, welchen Wert man dem Holz in diesem neuen Land auch heute noch beimißt. Dieser Wert ist dauernder und beständiger als der des Goldes. Trotz aller unserer Erfindungen und Entdeckungen wird niemand einen Holzstoß missen wollen. Er ist uns so wertvoll wie unseren sächsischen und normannischen Vorfahren. Sie machten ihre Bogen aus Holz, wir unsere Gewehrkolben..

Entzündeten die Dörfler am Horizont ihre Feuer, so zeigte ich den verschiedenen wilden Bewohnern des Waldentales durch eine feine Rauchfahne aus meinem Schornstein an, daß ich wach war. –

»O leichtbeschwingter Rauch, du gleichst dem Ikarus,
Es schmelzen deine Flügel, wenn du aufwärts schwebst.
Du Lerche ohne Lied, Bote der Dämmerung.
Als sei's dein Nest, umkreisest du das Dorf.
Vielleicht auch gleichst dem Traume du, der flieht,
Der dämmernden Vision um Mitternacht, die ihr Gewand rafft und entweicht.
In Schleier hüllest du die Sterne nachts, und tags
Verdunkelst du das Licht und nimmst die Sonne fort.
Steig, du mein Weihrauch, auf von meinem Herd
Und fleh der Götter Segen auf die reine Glut herab!«..[1]

[1] Dieser Zehnzeiler gilt als eines der besten Gedichte Thoreaus und wurde bereits April 1843 in Emersons Transzendentalistenzeitschrift »The Dial« (Das Zifferblatt) veröffentlicht.

Wenn ich an einem Winternachmittag einen Spaziergang unternahm, ließ ich das Feuer brennen, und es lebte und glimmte noch, wenn ich nach drei oder vier Stunden heimkam. Das Haus stand dann während meiner Abwesenheit nicht leer. Ich hatte gewissermaßen einen freundlichen Hausgeist zurückgelassen. Ich und das Feuer, wir lebten hier, und mein Haushälter war fast immer zuverlässig. Nur einmal, als ich Holz hackte, fiel es mir ein, durchs Fenster ins Haus zu sehen, ob es nicht etwa in Flammen stände. Das war, so viel ich mich erinnere, das einzige Mal, daß ich diese Befürchtung hatte. Tatsächlich war ein Funke auf mein Bett gefallen. Ich ging hinein und löschte ihn, als er schon ein handtellergroßes Loch gebrannt hatte.

Maulwürfe nisteten in meinem Keller und benagten jede dritte Kartoffel. Aus Haaren und Papieren, die vom Verputzen liegengeblieben waren, hatten sie sich ein hübsches Nest gebaut; denn auch das wildeste Tier liebt, wie der Mensch, Behaglichkeit und Wärme und übersteht den Winter nur, weil es sich vorsorglich darauf einrichtet.. Das Tier baut sich nur ein Nest, das es mit seinem Körper wärmt, der Mensch jedoch entdeckte das Feuer, schloß Luft in einem geräumigen Gemach ein und wärmte sie.. So kann er ohne hinderliche Winterkleidung umherlaufen und sich mitten im Winter eine Art Sommer schaffen. Die Fenster lassen sogar Licht herein, und eine Lampe verlängert den Tag. So geht der Mensch ein, zwei Schritte über den Instinkt hinaus und gewinnt ein wenig Zeit für die schönen Künste.. Dennoch würde es leicht sein, die menschliche Rasse zu vernichten; ein schärferer Nordwind genügte. Wir rechnen auch jetzt noch nach einem kalten Wochentag oder einem großen Schneefall. Ein

etwas kälterer Tag, ein größerer Schneefall – und die Zeit des Menschen auf dem Erdball wäre um.
Im nächsten Winter benutzte ich der Sparsamkeit halber einen kleinen Herd, aber er hielt die Wärme nicht so gut wie der Kamin. Das Kochen war dann meist nicht mehr ein poetischer, sondern ein rein chemischer Vorgang. In diesen Tagen der Kochherde wird man bald vergessen haben, daß wir einmal nach indianischer Sitte unsere Kartoffeln im Feuer rösteten. Der Ofen nahm nicht nur Raum ein und erfüllte das Haus mit seinem Geruch, sondern er verbarg das Feuer, und mir war, als hätte ich einen Gefährten verloren. Im Feuer kann man immer ein Gesicht sehen.. Die trefflichen Worte einer Dichterin[1] kamen mir damals besonders eindringlich in den Sinn:

»Niemals, du helle Flamme, entschwinde mir deine Kraft,
Deine liebe, freundlich belebende Nachbarschaft!
Sandte nicht meine Hoffnung empor ähnlich leuchtenden Schein,
Und sank nicht mein Glück so tief ins Dunkel hinein?
Warum verbannten wir dich aus Herd und Halle,
Warum grüßen und lieben wir dich nicht alle?
War allzu glänzend dein heller Schein
Für unser altgewohntes, düsteres Sein?
Ob dein Licht zu verborgene Zwiesprache hielt,
Geheimnisse tauschte mit der Seele, die zum Lichte zielt?
Nun aber können wir uns stark und sicher fühlen
Am Herd, um den keine Schatten spielen;
Nichts, das uns erheitert, nichts, das uns beschwert.
Hände und Füße wärmt ein Feuer, das mehr nicht begehrt.

[1] Ellen H. Hoopers Gedicht »Das Waldfeuer«, aus dem »Dial« (1840).

An dieser sicheren, nützlichen Stätte
Sitzt heute der Mensch und geht dort zu Bette.
Nicht fürchtet er mehr die Geister aus längst ver-
sunkenen Zeiten,
Die mit uns flüsterten an den flammenden Scheiten.«

Kapitel XIV

FRÜHERE BEWOHNER UND WINTERLICHE GÄSTE

Ich überstand einige lustige Schneestürme und verbrachte manchen schönen Winterabend an meinem Kamin, während draußen der Schnee toll wirbelte und selbst der Schrei der Eule verstummt war. Wochenlang traf ich auf meinen Gängen keine Menschen außer denen, die gelegentlich herauskamen, um Holz zu fällen und es auf dem Schlitten zur Stadt zu bringen. Die Elemente halfen mir jedoch, mir auch durch den tiefsten Schnee meinen Weg zu bahnen. Der Wind blies nämlich in meine Fußtapfen Eichenblätter, dort blieben sie liegen, saugten die Sonnenwärme auf und schmolzen den Schnee. Nun konnte ich nicht nur trocknen Fußes gehen, sondern die dunkle Linie zeigte mir auch nachts den Weg.

Verlangte mich nach menschlicher Gesellschaft, so mußte ich die früheren Waldbewohner beschwören. In der Erinnerung vieler meiner Mitbürger hallte die Straße, in deren Nähe mein Haus stand, vom Gelächter und Geschwätz dieser Bewohner wider, und in den angrenzenden Wäldern waren hier und da Spuren ihrer Wohnungen und Gärten eingekerbt..

Östlich meines Bohnenfeldes lebte jenseits der Straße

Cato Ingraham, der Sklave Duncan Ingrahams, Esq., Herrn in Concord, der seinem Sklaven ein Haus baute und ihm erlaubte, in den Wäldern von Walden zu leben. Cato nicht *Uticensis*, sondern *Concordiensis*. Nur wenige erinnern sich noch an seinen kleinen Flecken Land unter den Walnußbäumen.. Noch steht die halbverfallene Kellerhöhle, doch eine Reihe Tannen verbirgt sie dem Vorübergehenden.

Gerade an der Ecke meines Feldes, noch näher an der Stadt, hatte Zilpha, eine Farbige, ihre Hütte, wo sie Flachs für die Städter spann und die Wälder mit ihrem schrillen Gesang erfüllte.. Im Krieg von 1812 wurde ihre Hütte von englischen Soldaten niedergebrannt.. Ich habe noch Ziegelsteine zwischen den Zwergeichen gefunden..

Weiter unten am Hügel, an der alten Straße durch die Wälder, findet man Spuren des Heimes der Familie Stratton, deren Obstgarten einmal den ganzen Abhang von Brister's Hill bedeckte..

Noch näher der Stadt kommt man zum Wohnort Breeds. Diese Gegend ist berühmt durch die Taten eines in der alten Mythologie nicht bekannten Unholds, der im Leben unseres Neuengland eine hervorragende und entsetzliche Rolle gespielt hat. Wie jedes sagenhafte Wesen verdiente er, daß eines Tages seine Biographie geschrieben würde. Zuerst kommt dieser Dämon als Freund oder Diener verkleidet, dann beraubt und mordet er die ganze Familie. Er heißt – neuenglischer Schnaps. Aber noch soll die Geschichte die hier vorgefallenen Tragödien verschweigen. Möge die Zeit lindernd und beschönigend wirken..

Noch manch anderer Waldbewohner hat seine Spuren hinterlassen.. Unmittelbar vor mir wohnte ein Ire in diesen Wäldern. Angeblich hatte er bei Waterloo mit-

gekämpft.. Napoleon ging nach St. Helena, er in die Wälder von Walden.. Jetzt zeigt nur noch eine Einbuchtung in der Erde die Stätte seiner einstigen Wohnung an.
Wie wenig trägt doch das Gedächtnis dieser menschlichen Bewohner dazu bei, die Schönheit der Landschaft zu steigern! Vielleicht versucht es die Natur mit mir als erstem Ansiedler wieder einmal, und mein im letzten Frühjahr errichtetes Haus ist das erste eines kleinen Dorfes..
In dieser Jahreszeit hatte ich selten Besuch. Wenn der Schnee am tiefsten lag, wagte ein oder zwei Wochen lang kein Wanderer zu meinem Haus zu kommen, ich lebte verborgen wie eine Feldmaus.. Meine Wanderungen aber verhinderte kein ungünstiges Wetter. Oft stapfte ich acht oder zehn Meilen durch tiefsten Schnee, um eine Verabredung mit einer Buche, einer Gelbbirke oder einer alten Bekannten unter den Tannen einzuhalten.. Eines Nachmittags vergnügte ich mich damit, eine gestreifte Eule (*Strix nebulosa*) zu beobachten, die am hellen Tage auf einem niedrigen, dürren Tannenast nahe am Stamm saß. Ich stand nur ein paar Schritt entfernt von ihr. Sie konnte mich hören, wenn ich mich bewegte und der Schnee unter meinen Füßen knirschte, sah mich aber nicht deutlich. Machte ich großen Lärm, so reckte sie den Hals, plusterte die Nackenfedern und öffnete die Augen weit. Aber bald fielen die Lider wieder zu, und sie begann einzunicken.. Ich machte noch mehr Lärm und kam näher, da wurde sie schließlich unruhig und rückte träge auf ihrem Ast.. Ich konnte nicht das leiseste Geräusch hören, als sie sich dann erhob und mit unerwartet weit gebreiteten Flügeln durch die Tannen davonstrich..

Manchmal kreuzte ich heimkehrend die tiefen Spuren eines Holzfällers . ., dessen Pfeifenduft mein Haus noch erfüllte . . War ich Sonntagnachmittag zufällig zu Hause, so knirschte der Schnee wohl unter dem Tritt eines schlauen Bauern, der weit durch die Wälder zu meinem Haus kam, um gemütlich mit mir zu plaudern . .

Aus größter Ferne kam auch bei tiefstem Schnee und schlechtestem Wetter ein Dichter[1] zu mir. Bauer, Jäger, Soldat, Berichterstatter, ja selbst der Philosoph, sie alle lassen sich bisweilen entmutigen; nichts aber kann den Dichter aufhalten, den reine Liebe führt. Wer kann sein Kommen und Gehen voraussagen? . . Das kleine Haus erklang von unserm herzhaften Lachen, und das Murmeln manches ernsthaften Gesprächs erfüllte es. Der Broadway war ruhig im Vergleich dazu . . Bei einer Schüssel dünnen Haferbreis heckten wir oft eine »brandneue« Theorie des Lebens aus, die die Vorzüge fröhlicher Geselligkeit mit jener Klarheit des Denkens vereinigte, die zur Philosophie nötig ist.

Ich darf nicht vergessen zu erwähnen, daß in meinem letzten Winter am See eines Tages ein anderer willkommener Gast durchs Dorf kam, bis er in Regen und Dunkelheit meine Lampe durch die Bäume schimmern sah. Einige lange Winterabende verbrachte er bei mir. Als einer der letzten Philosophen – Connecticut schenkte ihn der Welt – hausierte er zuerst mit heimischen Gütern, dann – so sagt er selbst – mit seinem Geist. Damit handelt er noch immer, ehrt Gott und verachtet die Menschen und trägt als einzige Frucht seinen Geist wie die Nuß ihren Kern. Ich halte ihn für den gläubigsten aller lebenden Menschen. Seine Worte und sein Verhalten deuten immer auf bessere Verhältnisse, als andere Menschen sie kennen, und er ist der letzte, der

[1] Gemeint ist W. E. Channing.

durch den Wandel der Zeiten enttäuscht werden wird. Er hat an der Gegenwart nichts zu verlieren. Jetzt ist er noch recht unbekannt. Wenn aber seine Zeit gekommen sein wird und andere Gesetze gelten, werden Familienväter und Herrscher ihn um Rat bitten kommen. »Wie blind ist doch, wer heit're Ruhe nicht erschaut!« Er ist ein wahrer Menschenfreund, der einzige Freund menschlichen Fortschritts.. Sein gastlicher Geist lädt alle Menschen ein und bewirtet ihre Gedanken, denen er gewöhnlich noch Weite und Eleganz verleiht.. Er ist vielleicht der gesündeste Mann und hat von allen Menschen, die ich kenne, die wenigsten Schrullen.. Ich kann mir nicht vorstellen, daß er jemals sterben wird. Die Natur kann ihn nicht entbehren..[1]

Noch einen anderen gab es, mit dem ich unvergessene »tiefe Stunden« in seinem Stadthaus verlebte und der mich von Zeit zu Zeit draußen besuchte. Sonst hatte ich keine Gesellschaft. Wohl erwartete auch ich den Gast, der niemals kommt,.. doch sah ich ihn nie von der Stadt her sich nähern.

Kapitel XV

TIERE IM WINTER

Die fest zugefrornen Seen boten nicht nur neue und kürzere Wege nach verschiedenen Orten, sondern auch viele neue Ansichten der vertrauten Landschaft ringsum.. Der Waldensee war wie die übrigen Seen meist schneefrei oder hatte nur leichte, zusammenhanglose

[1] Thoreaus Begeisterung gilt A. B. Alcott (1799–1888) aus Wolcott, Conn., einem hervorragenden Pädagogen und Redner, der im Kreis um Emerson eine führende Rolle spielte.

Schneewehen. In diesem meinem Hof konnte ich ungehindert umhergehen, wenn der Schnee sonst überall zwei Fuß tief lag und die Städter auf ihre Straßen angewiesen waren. Dort fuhr ich Schlitten und Schlittschuh, weit entfernt von der Dorfstraße. Nur in langen Abständen hörte ich einmal Schlittenglocken bimmeln. Eichwälder und feierliche Tannen umrahmten die Eisfläche wie ein Elchgehege und beugten sich unter der Last des Schnees und der Eiszapfen. In Winternächten und oft auch bei Tage hörte ich den klagenden, aber melodischen Laut der Schreieule aus unbestimmter Ferne zu mir klingen. Diesen Ton gibt die gefrorene Erde von sich, wenn man sie mit einem Stab schlägt. Das war die echte *lingua vernacula*[1] der Waldenwälder, sie wurde mir schließlich ganz vertraut, obgleich ich den Vogel niemals sah, der so schrie. Selten öffnete ich an einem Winterabend meine Tür, ohne ihn zu hören. »Hu-hu-hu-hurruh« erscholl es volltönig, und die ersten drei Silben klangen fast wie »Hauderduh«[2]. Manchmal hieß es auch nur »Hu-hu«. Eines Nachts zu Winteranfang, ehe noch der Teich zugefroren war, schreckte mich das laute »Honk« der Wildgänse auf. Ich ging zur Tür und hörte ihren Flügelschlag wie Sturm über den Wald brausen, als sie niedrig über mein Haus dahinzogen. Sie flogen nach Fair Haven zu über den See. Offenbar hielt sie mein Licht davon ab, sich niederzulassen. In regelmäßigen Abständen ließ der Anführer sein ,,Honk“ erschallen. Plötzlich antwortete den Gänsen aus nächster Nähe in gleichmäßigen Abständen eine unverkennbare Katzeneule mit der schrillsten, fürchterlichsten Stimme, die ich je von einem Waldbewohner hörte. Die Eule schien entschlossen, diesen Eindringling von der Hudson Bay mit dem

[1] Landessprache. – [2] how do you do (wie geht es Ihnen?).

lauteren Klang und Stimmumfang einer Einheimischen lächerlich und verächtlich zu machen und ihn mit ihrem »Buhuh« aus den Gefilden Concords zu vertreiben. »Was fällt dir ein, meinen heiligen Zufluchtsort zu dieser Nachtzeit aufzuschrecken? Meinst du vielleicht, du überraschtest mich zu dieser Stunde jemals schlafend; glaubst du, meine Lungen und meine Kehle wären nicht ebenso gut wie deine? Buhuh, buhuh, buhuh.« Schrillere Mißklänge hörte ich nie. Und doch, lauschte man mit feinerem Ohr, dann lagen auch darin die Möglichkeiten zu einer Harmonie, die diese Ebene nie zuvor sah oder hörte.

Ich hörte auch das Eis auf dem See seufzen; es war mein großer Schlafgefährte in diesem Teil Concords. Ruhelos wollte es sich in seinem Bett herumwälzen, von Magenbeschwerden oder Alpdrücken gequält. Oder ich erwachte, wenn der gefrorene Boden krachte, als sei ein Gespann gegen meine Tür gefahren. Am Morgen fand ich einen Spalt von einer Viertelmeile Länge und drei Zoll Breite in der Erde.

Manchmal hörte ich in mondhellen Nächten die Füchse auf der Jagd nach einem Rebhuhn oder anderer Beute über die Schneekruste streifen. Sie bellten heiser und geisterhaft wie Waldhunde, schienen Angst zu haben oder etwas sagen zu wollen. Vielleicht strebten sie nach Licht und wollten wie richtige Hunde frei in den Straßen umherlaufen. Denn wenn wir nach Jahrtausenden rechnen, warum sollte nicht auch bei den Tieren die Kultur fortschreiten wie bei den Menschen? Die Füchse schienen mir rudimentäre Höhlenmenschen zu sein, die sich noch ihres Lebens wehren mußten und auf ihre Verwandlung warteten. Mitunter kam ein Fuchs, vom Licht angelockt, nahe an mein Fenster, bellte mir einen Fuchsfluch zu und verschwand wieder.

Gewöhnlich weckte mich das rote Eichhörnchen (*Sciurus hudsonius*) im Morgengrauen, wenn es an Dach und Hauswänden auf- und ablief, als hätten es die Wälder eigens zu diesem Zwecke hergesandt. Im Lauf des Winters warf ich einen halben Scheffel unausgereifter Maiskolben auf den Schnee vor meiner Tür hinaus und vergnügte mich, die Bewegungen der verschiedenen Tiere zu beobachten, die davon angelockt wurden. Im Zwielicht und nachts kamen regelmäßig die Kaninchen und langten herzhaft zu. Den ganzen Tag über kamen und gingen die Eichhörnchen und machten mir viel Spaß mit ihren possierlichen Sprüngen. Zuerst kam eines der Tierchen behutsam durch die Zwergeichen heran, huschte ruckweise über den Schnee wie ein Blatt im Wind und machte mit großem Kraftaufwand ein paar erstaunlich schnelle Sätze nach einer Seite; dabei bewegte es seine Beinchen so flink, als gälte es eine Wette. Dann lief es ebenso weit nach der anderen Seite, kam aber nie mehr als ein paar Schritte auf einmal näher. Plötzlich hielt es mit drolligem Blick im Lauf inne und schlug einen mutwilligen Purzelbaum, als schaute ihm die ganze Welt zu. Denn auch in den entlegensten Waldbezirken rechnen die Eichhörnchen bei ihren Sprüngen auf Zuschauer wie eine Tänzerin. Zögernd und umherlugend verschwendete das Tierchen mehr Zeit, als es gemächlich für den ganzen Weg gebraucht hätte. Gemächlich laufen sah ich aber kein Eichhörnchen je. Plötzlich, bevor man Hoppla sagen konnte, saß es im Gipfel einer jungen Pechtanne, zog alle Register und putzte die imaginären Zuschauer herunter, hielt Monologe und sprach gleichzeitig zum ganzen Weltkreis – warum, bekam ich nie heraus, und es wußte das wohl auch selbst nicht, glaube ich. Schließlich kam es an den Mais heran,

wählte sich den Kolben, der ihm zusagte, und sprang mit den gleichen unberechenbaren trigonometrischen Sätzen auf die Spitze meines Holzstoßes vor dem Fenster. Dort sah es mir gerade ins Gesicht und blieb stundenlang sitzen. Von Zeit zu Zeit holte es sich einen neuen Maiskolben, knabberte zuerst gefräßig daran und warf dann die halbabgefressenen Strünke in die Gegend. Schließlich wurde es noch wählerischer, spielte mit seinem Futter und fraß nur noch das Innere der Körner, der Kolben aber, den es auf ein Holzscheit gelegt hatte und mit einer Pfote balanzierte, entglitt seinem nachlässigen Griff und fiel zu Boden. Mit drolliger Unsicherheit schaute es ihm nach, ob er wohl lebendig sei, und war sich nicht ganz klar, sollte es diesen oder einen neuen holen oder ganz fortlaufen.. So vergeudete der freche Schlingel manchen Maiskolben an einem Vormittag. Schließlich ergriff er einen der längsten und dicksten, der viel größer war als das ganze Tier, und trug ihn wie der Tiger einen Büffel geschickt in die Wälder hinaus. Dabei lief das Eichhörnchen wieder ruckweise und im Zickzack. Es schleifte den Kolben mit, als sei er ihm zu schwer, ließ ihn hin und wieder schräg herabfallen und war doch entschlossen, ihn wegzuschleppen, dieser bodenlos leichtfertige, launische Geselle. Letzten Endes brachte er den Maiskolben dann zu seinem Versteck, vielleicht auf den Wipfel einer entfernten Tanne, und ich fand später die Strünke in verschiedenen Richtungen des Waldes verstreut.

Zuletzt kommen die Dohlen, deren mißtöniges Krächzen man schon lange hört, wenn sie vorsichtig herbeifliegen. Heimlich und verstohlen flattern sie von Baum zu Baum näher und picken die Körner auf, die die Eichhörnchen weggeworfen haben. Auf einem Tannen-

zweig suchen sie in ihrer Gier einen Kern zu verschlucken, der zu groß für ihren Schnabel ist und sie fast erstickt. Mit großer Mühe spucken sie ihn schließlich wieder aus und versuchen dann stundenlang, ihn mit Schnabelhieben zu öffnen. Sie waren offenkundig Diebe, und ich achtete sie nicht sehr hoch. Die Eichhörnchen dagegen waren wohl anfangs scheu, dann aber gingen sie ans Werk, als hätten sie ein Recht dazu.

Inzwischen kamen auch die Schwarzmeisen scharenweise herbei, sie pickten die Krümchen auf, die die Eichhörnchen herunterfallen ließen, flogen damit auf den nächsten Zweig, legten sie unter die Füßchen und hackten so lange mit ihren kleinen Schnäbeln daran, als säße dort ein Insekt in der Baumrinde, bis die Körnchen für ihre schmalen Hälse klein genug waren. Mit feinem Gezwitscher gleich dem Knistern der Eiszapfen im Gras oder mit hellem »Dädädä«, an frühlingshaften Tagen wohl auch mit sprödem sommerlichen »Phiebie« kam täglich eine Schar dieser Meisen, um ihr Mittagsmahl aus meinem Holzstoß zu picken oder die Krumen vor der Tür aufzulesen. Sie waren so zutraulich, daß sich eine sogar auf einen Packen Holz setzte, den ich ins Haus trug, und furchtlos an den Scheiten pickte. Einmal hatte ein Sperling einen Augenblick auf meiner Schulter gesessen, als ich in einem Garten in der Stadt hackte. Durch kein Achselstück hätte ich mich höher ausgezeichnet fühlen können. Auch die Eichhörnchen wurden schließlich ganz zahm und sprangen gelegentlich über meinen Schuh, wenn das der nächste Weg war.

War der Boden noch nicht ganz verschneit oder gegen Ende des Winters am Südhang und um meinen Holzstoß herum schon wieder abgetaut, so kamen morgens

und abends die Rebhühner. Wohin man auch im Walde wandern mag, immer schreckt das Rebhuhn mit schwirrendem Flügelschlag auf und fegt den Schnee von trocknen Blättern und Zweigen, daß er im Sonnenlicht herunterrieselt wie goldner Staub. Auch durch den Winter läßt sich dieser tapfere Vogel nicht vertreiben..

Manchmal hörte ich auch Hunde bellend durch den Wald jagen,.. und ein Jagdhorn tönte von Zeit zu Zeit.. Manche Hunde jagten auch auf eigene Faust, ein alter Jäger erzählte mir davon.. Bei Mondschein traf ich um Mitternacht auf meinem Pfad mehrfach Hunde, die im Walde wilderten; wie ertappt schlichen sie von dannen und warteten lautlos im Gebüsch, bis ich vorüber war.

Eichhörnchen und wilde Mäuse zankten sich um meinen Nußvorrat.. Sehr zutraulich waren die Hasen (*Lepus americanus*). Einer hatte den ganzen Winter lang sein Lager unter meinem Haus, nur die Diele trennte uns. Jeden Morgen, sobald ich mich rührte, erschreckte mich sein hastiger Aufbruch: bum, bum, bum schlug sein Kopf in der Eile gegen die Dielenbretter. In der Abenddämmerung kamen die Hasen zu meiner Tür und mummelten an den Kartoffelschalen, die ich hinausgeworfen hatte. Saßen sie still, dann konnte man sie kaum erkennen, so sehr glich ihre Farbe dem Erdboden. Manchmal entdeckte ich im Zwielicht einen, der reglos unter meinem Fenster saß, dann verlor ich ihn wieder aus den Augen. Öffnete ich abends meine Tür, weg waren sie, lärmend und trappelnd. Aus der Nähe gesehen, taten sie mir nur leid. Eines Abends saß einer zwei Schritt von mir entfernt vor der Tür. Er regte sich nicht, obwohl er anfangs vor Furcht zitterte. Ein klägliches kleines

Tier war es, dürr und knochig, mit zottigen Ohren, spitzer Nase, dürftigem Schwanz und dünnen Läufen. Es sah aus, als habe die Natur keine Söhne aus edlerem Geschlecht mehr und läge in den letzten Zügen. Die großen Augen des Tieres glänzten jung, aber krankhaft, fast wassersüchtig. Ich machte einen Schritt, und siehe da, mit einem elastischen Sprung floh der Hase über den Schnee, streckte Körper und Glieder anmutig und hatte bald den Wald zwischen sich und mich gebracht. Er war doch das wilde, freie Tier und zeigte seine Kraft und die Würde der Natur. Nicht ohne Grund war er so schlank. Das also war seine Natur: *Lepus* aus *levipes*, Leichtfuß, wie manche meinen[1].
Was wäre ein Land ohne Kaninchen und Rebhühner? Sie gehören zu den einfachsten einheimischen Tieren als alte ehrwürdige Familien, dem Altertum so gut bekannt wie der Neuzeit.. Und sie werden weiter gedeihen, was für Wandlungen auch eintreten mögen..

Kapitel XVI

DER SEE IM WINTER

Nach einer stillen Winternacht erwachte ich mit dem Gefühl, es sei mir eine Frage gestellt worden, die ich im Schlaf vergeblich zu beantworten gesucht hatte. Eine Frage nach dem Was und Wie, dem Wann und Wo. Aber da sah die Natur, in der alle Geschöpfe leben, mit heiterem, zufriedenem Gesicht zu meinem Fenster herein, und auf ihren Lippen lag keine Frage. Ich erwachte zur Natur und zum Tageslicht, und die Frage war beantwortet. Tief lag der Schnee auf der Erde und den jungen Tannen. Selbst der Hügelhang,

[1] Thoreau hatte eine Vorliebe für gewagte und unmögliche Etymologien.

auf dem mein Haus steht, schien zu sagen: Vorwärts! Die Natur stellt keine solchen Fragen wie wir Sterblichen. Sie ist von weither entschlossen. »O Fürst, voll Bewunderung sehen unsre Augen die wunderbaren, mannigfaltigen Schauspiele der Erde und teilen sie der Seele mit. Die Nacht verhüllt einen Teil dieser glorreichen Schöpfung. Aber dann kommt der Tag und entschleiert uns das große Werk, das von der Erde bis in die Gefilde des Äthers reicht.«

Auf also zur Morgenarbeit! Zuerst nehme ich Axt und Eimer und gehe Wasser suchen, wenn das nicht ein vergeblicher Versuch ist. Nach einer kalten Schneenacht braucht man schon eine Wünschelrute, um es zu finden. Allwinterlich wird die Seefläche bis zu einem oder eineinhalb Fuß Tiefe starr und nahm doch einmal jeden Hauch auf, spiegelte jedes Licht und jeden Schatten. Jetzt trägt sie die schwersten Gespanne, und vielleicht liegt der Schnee einmal so dicht auf ihr, daß man sie nicht von einem ebenen Feld unterscheiden kann. Wie die Murmeltiere in den umliegenden Hügeln schließt der See die Augen und hält drei Monate oder länger Winterschlaf. Ich stehe auf dem schneebedeckten Feld wie auf einer hügelumsäumten Weide. Zuerst bahne ich mir durch fußtiefen Schnee einen Weg, dann durch fußtiefes Eis und öffne unter meinen Füßen ein Fenster. Zum Trinken niedergekniet, schaue ich hinab in die stille Stube der Fische, die von milderem Licht erfüllt ist, als fiele es durch Milchglas. Der helle, sandige Fußboden ist der gleiche wie im Sommer. Dort herrscht ewige, unbewegte Ruhe wie am bernsteinfarbenen Abendhimmel, das entspricht dem kühlen, gleichmäßigen Temperament der Bewohner dort unten. Der Himmel liegt nicht nur über unsern Köpfen, sondern auch unter unsern Füßen.

Am frühen Morgen kamen oft Männer hinaus, um Hechte und Barsche zu fangen,.. manchmal mit ganz primitiven Mitteln, so daß ich mich darüber amüsierte.. O die Hechte aus dem Waldensee! Immer von neuem bin ich überrascht von ihrer seltenen, märchenhaften Schönheit, wenn ich sie auf dem Eis oder in kleinen Wasserlöchern liegen sehe.. Sie haben so wundersame Farben, als seien sie die Perlen, die tierischen *nuclei* oder Kristalle des Seewassers. Natürlich sind sie durch und durch Walden, selbst kleine Waldens im tierischen Reich, *Waldenses*..[1]

Ich wollte gern den langverlornen Grund des Sees wiederentdecken und machte mit Kompaß, Meßkette und Lot sorgfältige Untersuchungen, bevor im Frühjahr 1846 das Eis aufbrach. Viele Geschichten sind über den Seegrund erzählt worden oder vielmehr darüber, daß es keinen gibt. Sicherlich entbehren sie jeder Begründung. Es ist erstaunlich, wie lange die Menschen an die Unergründlichkeit eines Sees glauben, ehe sie sich die Mühe machen, ihn auszuloten.. Manche glaubten, der Walden reiche bis zur andern Seite der Erde. Andere lagen lange flach auf dem Eis und sahen durch das trügerische Glas hinab. Vielleicht brachten sie auch noch wäßrige Augen zu dem Unternehmen mit und ließen sich aus Furcht vor einer Erkältung zu vorschnellen Schlüssen verleiten. Sie sahen große Höhlen, »in die gut ein Fuder Heu einfahren könnte«, wenn es jemand gefahren hätte. Unzweifelhaft käme man von diesen Löchern aus zur Quelle des Styx und zum Eingang in die Unterwelt. Wieder

[1] Einwohner des Waldensees. Zugleich Anspielung auf den Namen der religiösen Gemeinschaft der »Waldenser« in der Dauphiné und in Piemont, die 1848 in Italien das Recht der freien Religionsübung erhielten.

andere kamen mit einem sechsundfünfzig Pfund schweren Gewicht und einer Wagenladung Meßseil angefahren und haben noch immer keinen Grund gefunden. Denn während das Gewicht längst auf dem Grund ruhte, wickelten sie das Seil ab in dem vergeblichen Versuch, ihre wahrhaft unergründliche Wundergläubigkeit auszuloten. Ich kann jedoch meinen Lesern versichern, daß der Walden einen gehörig festen Boden hat, wenn er auch ungewöhnlich tief liegt. Mit einer Fischleine und einem Gewicht von eineinhalb Pfund maß ich die Tiefe leicht. Die größte Tiefe betrug genau einhundertzwei Fuß.. Für eine so kleine Fläche ist das eine beachtliche Tiefe. Aber die Phantasie kann keinen Zoll missen. Wenn nun alle Seen seicht wären, würde das nicht das menschliche Gemüt beeinflussen? Ich bin dankbar, daß dieser See als ein Symbol so tief und klar geschaffen wurde. Solange Menschen an die Unendlichkeit glauben, wird man manche Seen für unergründlich halten..

Dadurch, daß ich durch das Eis lotete, konnte ich die Bodengestalt genauer bestimmen, als das in Seehäfen möglich ist, die nicht zufrieren. Die große Regelmäßigkeit des Bodens setzte mich in Erstaunen.. Manche Leute sprechen immer von tiefen, gefährlichen Löchern auch in einem ruhigen, sandigen See wie diesem, aber die Wirkung des Wassers gleicht alle Unebenheiten aus. Die Gleichmäßigkeit des Grundes und seine Übereinstimmung mit den Ufern und den benachbarten Bergketten war so groß, daß eine entfernte Landzunge sich in den Lotungen über den ganzen See hin verriet und man ihre Richtung nach dem gegenüberliegenden Ufer bestimmen konnte..

Als ich eine Karte des Sees im Maßstab 1 : 2000 gezeichnet und insgesamt mehr als hundert Lotungen

eingetragen hatte, fiel mir diese erstaunliche Übereinstimmung auf. Ich bemerkte, daß die Zahl, die die größte Tiefe bezeichnete, gerade mitten auf der Karte lag, und legte ein Lineal erst längs, dann quer auf die Karte. Zu meiner Überraschung fand ich, daß die Linie der größten Länge die der größten Breite genau im tiefsten Punkt schnitt, obwohl doch die Seemitte fast eben ist und der Umriß des Sees alles andere als ebenmäßig.. Wer kann denn wissen, sagte ich mir, ob dieser Hinweis nicht ebensogut zur tiefsten Stelle des Ozeans führen kann wie zu der eines Sees oder einer Pfütze? Ist es nicht auch eine Regel für die Höhe der Berge, wenn man sie als das Gegenteil der Täler betrachtet? Wir wissen doch, daß ein Berg nicht an seiner schmalsten Stelle am höchsten ist..

Wir müßten nur alle Naturgesetze kennen, dann genügte uns eine Tatsache oder die Beschreibung einer einzigen wirklichen Erscheinung, um daraus alle Schlußfolgerungen ziehen zu können. Wir kennen aber nur wenige Naturgesetze, und was wir daraus ableiten, ist beeinträchtigt, natürlich nicht durch eine Verwirrung oder Unregelmäßigkeit der Natur, sondern durch unsere Unkenntnis wesentlicher Faktoren in der Rechnung. Unsere Anschauungen über Gesetz und Harmonie sind gewöhnlich beschränkt auf jene Beispiele, die wir erforscht haben. Viel erhabener aber ist die Harmonie, die sich ergibt aus einer größeren Anzahl scheinbar widersprüchlicher, in Wirklichkeit jedoch übereinstimmender Gesetze, die wir nicht kennen. Die einzelnen Gesetze erscheinen uns von unserem Gesichtspunkt aus so wie dem Reisenden eine Bergkette, die sich bei jedem Schritt verändert und unzählig viele Ansichten zeigt, dabei aber doch nur eine einzige Form hat. Auch wenn wir den Berg zerspalten

oder durchbohren, erfassen wir ihn nicht in seiner Gesamtheit.

Was ich an den Seen beobachtete, gilt nicht minder in der Ethik. Es ist das Gesetz des Durchschnitts. Solch eine Regel der beiden Durchmesser führt uns nicht nur zur Sonne des Systems und zum Herzen im Menschen, sondern zieht Linien durch die Länge und Breite, durch die Gesamtheit des individuellen täglichen Lebens eines Menschen und durch seine Lebenswellen in Buchten und Zuflüssen. Wo diese Linien sich schneiden, wird die größte Höhe oder Tiefe seines Charakters liegen. Vielleicht müßten wir nur den Verlauf seiner Küsten, die angrenzenden Gebiete und seine Lebensbedingungen kennen, um seine Tiefe, seinen verborgnen Grund zu erschließen. Ist er von Gebirgen umgeben, von einer achilleischen Küste, deren Gipfel überhängen und sich in seiner Brust spiegeln, dann lassen sie eine entsprechende Tiefe in seinem Innern vermuten. Eine flache, ebene Küste dagegen erweist ihn auf dieser Seite seicht. An unserem Körper etwa verrät eine kühne, gewölbte Stirn Gedankentiefe. Es liegt auch eine Sandbank vor jeder Bucht oder besonderen Neigung. Sie ist der Hafen, in dem wir eine Zeitlang vor Anker liegen und aufgehalten werden. Diese Neigungen sind meist nicht willkürlich, sondern ihre Form, Größe und Richtung ist bestimmt durch die Vorgebirge an den Küsten, die alte Höhenlinie. Wird diese Sandbank durch Stürme, Gezeiten und Strömungen allmählich vergrößert oder geht das Wasser so weit zurück, daß sie an die Oberfläche ragt, dann wird die Stelle, die anfangs nur eine Einbuchtung der Küste war, in der ein Gedanke im Hafen lag, zum selbständigen See. Er ist vom Meer abgeschnitten, der Gedanke lebt dort nach eignen

Bedingungen. Der See wandelt sich vielleicht, wird zum Süßwassersee, zum toten Meer oder zu Marschland. Wenn ein Mensch zu dieser Welt erwacht, können wir nicht annehmen, daß dann irgendwo eine solche Sandbank aufgetaucht ist? Aber freilich, wir sind so jämmerliche Schiffer, daß unsere Gedanken meist planlos vor einer Küste ohne Häfen kreuzen und nur die Nothäfen in den Buchten der Poesie kennen oder öffentliche Häfen ansteuern. Sie gehen in die Trockendocks der Wissenschaft, wo man sie wieder nur für diese Welt tauglich macht und keine natürlichen Strömungen auftreten, um sie zu individualisieren..

Während ich meine Beobachtungen machte, schwankte das sechzehn Zoll dicke Eis unter einer leisen Brise wie Wasser. Es ist allgemein bekannt, daß man auf dem Eis eine Wasserwaage nicht verwenden kann.. Vielleicht könnten wir eine Schwankung der Erdoberfläche entdecken, wenn unsere Instrumente fein genug wären?..

Noch im kalten Januar, wenn Eis und Schnee dick und fest sind, kommt der umsichtige Wirt aus der Stadt, um das Eis zu holen, mit dem er im Sommer seine Getränke kühlt. Wirklich wunderbar, ja pathetisch klug ist es doch, jetzt im Januar, angetan mit Wintermantel und Fausthandschuhen, Hitze und Durst des Juli zu bedenken, während für so viele andere Dinge nicht vorgesorgt wird! Vielleicht stapelt der Mann in dieser Welt keine Schätze, die in der nächsten sein sommerliches Getränk kühlen werden. Er schneidet und sägt in dem starren Teich, deckt das Haus der Fische ab und fährt ihr eigentliches Element, ihre Lebensluft, von Ketten und Stöcken zusammengehalten, wie eine Holzfuhre durch die günstige Winterluft zu winterlichen Kellern, um es dort

für den Sommer zu lagern. Das Eis sieht aus wie kristallisiertes Himmelsblau, wenn es in weiter Ferne durch die Straßen gefahren wird. Die Eisarbeiter sind ein fröhliches Völkchen, stets bereit zu Scherz und Spaß. Kam ich zu ihnen, so luden sie mich wohl ein, ihnen beim Sägen zu helfen, sie sollten auf, ich unter dem Eis stehen.

Im Winter 1846/47 überfielen etwa hundert Männer hyperboräischer Herkunft eines Morgens unsern See. Wagenladungen plumper Geräte.. führten sie mit sich, und jeder war mit einer zweispitzigen Pike bewaffnet.. Nach ihren Worten wollte ein herrschaftlicher Bauer hinter der Szene sein Geld verdoppeln, das, wie ich erfuhr, schon eine halbe Million betrug. Um aber nun jeden seiner Dollars mit einem zweiten zu bedecken, zog er inmitten eines strengen Winters dem Waldensee sein einziges Kleid, ja seine Haut selbst ab. Die Männer gingen gleich an die Arbeit.. Nachdem sie alles genau abgemessen hatten, begannen einige starke Burschen mit Spezialinstrumenten den jungfräulichen Boden bis genau zum Sand, besser zum Wasser hinab, also die ganze *terra firma*[1], herauszuhacken und auf Schlitten wegzuführen.. So kamen und gingen sie täglich.. Aber Squaw[2] Walden rächte sich zuweilen, und einer der Knechte, der hinter seinem Gespann ging, fiel durch ein Loch im Boden in den Tartarus hinunter, und der bisher Tapfere war plötzlich nur noch ein Neuntel von einem Mann. Er verlor seine tierische Wärme fast ganz und war froh, in meinem Haus Zuflucht zu finden.. Manchmal ging auch eins der Geräte entzwei..

Kurz gesagt, hundert Iren mit amerikanischen Aufsehern kamen täglich von Cambridge und holten das

[1] Festland. – [2] indian. Frau.

Eis, . . das am Ufer aufgestapelt wurde. Zwischen die Außenblöcke des hohen Stoßes wurde Heu gestopft, sonst hätte selbst der eisige Wind große Löcher hineingefressen, und der Stapel wäre zusammengestürzt. Anfangs sah dieser Eisbau wie eine blaue Festung oder die Walhall aus; mit dem Heu in den Ritzen und Eiszapfen daran glich er einer moosbewachsenen, bereiften Ruine aus azurblauem Marmor, dem Haus des alten Herrn Winter, der uns aus Almanachen bekannt ist . .

Die Männer berechneten, daß nur ein Viertel des Eises seinen Bestimmungsort erreichen würde. Aber ein noch größerer Teil hatte ein anderes als das vorgesehene Schicksal. Entweder hielt sich das Eis nicht so gut, wie man erwartet hatte, oder es war der Luft mehr als zuträglich ausgesetzt worden, kurzum, es kam aus irgendeinem Grund nie auf den Markt. Schließlich wurde der Stapel mit Heu und Brettern bedeckt, und obwohl man ihn im Sommer abdeckte und der restliche Teil in der Sonne lag, stand er den Sommer und den nächsten Winter hindurch und war erst im September 1848 völlig geschmolzen. So erhielt der See den größten Teil zurück.

Wie das Wasser sieht auch das Waldeneis aus der Nähe grünlich aus, aus der Ferne jedoch wunderbar blau, so daß man es leicht vom weißen Eis des Flusses unterscheiden kann . . Eis ist ein interessantes Beobachtungsobjekt. Warum verdirbt Wasser in einem Eimer bald, das gefrorene Wasser aber bleibt ewig süß? Man sagt gewöhnlich, dies sei auch der Unterschied zwischen den Leidenschaften und dem Verstand.

So sah ich von meinem Fenster aus sechzehn Tage lang Männer wie fleißige Bauern an der Arbeit . . Es war gerad solch ein Bild, wie wir es auf der ersten

Seite des Almanachs sehen.. Jetzt sind sie alle fort, und in weiteren dreißig Tagen werde ich wahrscheinlich aus demselben Fenster auf das klare, meergrüne Waldenwasser hinaussehen, das Wolken und Bäume widerspiegelt und seine Dünste einsam aufsteigen läßt. Keine Spur wird dann verraten, daß dort je ein Mensch stand. Vielleicht werde ich einen einsamen Taucher lachen hören, wenn er taucht oder sich putzt, oder ein einsamer Fischer treibt in seinem Boot wie ein schwimmendes Blatt, wo noch vor kurzem hundert Männer eifrig arbeiteten.

So weiß ich also, daß die verschmachtenden Einwohner von Charleston und New Orleans, von Madras, Bombay und Kalkutta an meinem Brunnen trinken. Ich aber bade des Morgens meinen Geist in der unfaßlich erhabenen, kosmogonischen Bhagavad-Gita. Seit ihrer Abfassung sind viele Jahre des Heils verstrichen. Im Vergleich zu diesem Werk erscheint unsere heutige Welt mit ihren Schriften winzig und trivial. Ich weiß nicht, ob man nicht die Philosophie einem früheren Stand der Entwicklung zuschreiben muß, so fern liegt ihre Erhabenheit unsern Gedanken. Ich lege das Buch nieder und gehe an meinem Brunnen Wasser holen. Und siehe, dort treffe ich den Diener des Brahmanen, den Priester Brahmas, Vischnus und Indras, der noch immer in seinem Tempel am Ganges sitzt und die Weden liest oder zu Füßen eines Baumes mit seinem Wasserkrug und einer Brotrinde lebt. Ich treffe diesen Diener, der für den Herrn Wasser holen kommt, und unsere Gefäße klirren gleichsam aneinander im gleichen Brunnen. Das klare Waldenwasser vermischt sich mit den heiligen Wassern des Ganges. Von günstigen Winden wird es an den Breiten der sagenhaften Inseln von Atlantis und an den Hebriden vorbeigetrieben.

Es macht den Periplus des Hanno, fließt an Ternate und Tidore und der Mündung des Persischen Golfes vorüber, zerstäubt unter tropischen Stürmen des Indischen Ozeans und landet in Häfen, von denen Alexander nicht mehr als die Namen hörte.

Kapitel XVII

FRÜHLING

Wenn die Eisarbeiter große Flächen aufgerissen haben, bricht der See gewöhnlich zeitiger auf, denn das vom Wind selbst in der Kälte bewegte Wasser frißt das umliegende Eis weg. Für den Waldensee traf das in diesem Jahr nicht zu. Er hatte bald ein dickes neues Kleid statt des alten. Dieser See bricht nie so früh auf wie die benachbarten Seen, weil er tiefer ist und keine Strömung hindurchgeht, die das Eis schmelzen oder aushöhlen könnte.. Gewöhnlich bricht der Walden um den 1. April herum auf.. Besser als irgendein anderes Gewässer hier zeigt er den wirklichen Fortschritt der Jahreszeit an, denn vorübergehende Temperaturschwankungen berühren ihn kaum..

Täglich spielen sich an einem See die Erscheinungen des Jahres in kleinem Maßstab ab. Der Tag ist der Abriß des Jahres. Die Nacht vertritt den Winter, Morgen und Abend sind Frühling und Herbst, der Mittag der Sommer. So wird das seichte Wasser allmorgendlich schneller erwärmt als das tiefe.. aber auch abends schneller abgekühlt. Krachen und Stöhnen des Eises zeigen eine Änderung der Temperatur an. Als ich an einem schönen Februarmorgen nach kalter Nacht zum Flint-Teich gegangen war, um dort den Tag zu verbringen, entdeckte ich überrascht, daß

das Eis wie ein Gong im Umkreis erklang, wenn ich mit meiner Axt darauf schlug. Der Teich begann eine Stunde nach Sonnenaufgang zu dröhnen; dann spürte er den Einfluß der Sonnenstrahlen, die über die Hügel auf ihn niederfielen. Wie ein Erwachender dehnte er sich und gähnte mit zunehmendem Getöse. Das dauerte drei bis vier Stunden. Mittags hielt er kurze Ruhe und dröhnte gegen Abend wieder, als die Sonnenbestrahlung nachließ. Bei einer bestimmten Wetterlage feuert ein See seine abendliche Salve ganz regelmäßig ab. Um die Mitte des Tages aber, wenn das Eis voller Risse und die Luft weniger elastisch ist, hat das Eis seine Resonanz gänzlich verloren, und dann hätte man Fische und Bisamratten nicht durch einen Schlag dagegen verblüffen können. Fischer behaupten, das »Donnern« des Sees erschrecke die Fische und hielte sie vom Anbeißen ab. Nicht jeden Abend donnert der See, und ich weiß nicht genau, wann man das Getöse zu erwarten hat. Vermag ich selbst auch keine Veränderung der Temperatur wahrzunehmen, der See kann es. Wer hätte gedacht, daß ein so großes kaltes, dickhäutiges Gebilde so feinfühlig ist? Aber auch ein See hat seine Gesetze, denen sein Donner so gewiß gehorcht als im Frühling die Knospen aufspringen. Die Erde ist an jeder Stelle lebendig und mit Warzen bedeckt. Der größte See ist für atmosphärische Veränderungen ebenso empfänglich wie das Quecksilbertröpfchen in seiner Röhre.

Einer der Anziehungspunkte des Lebens in den Wäldern war für mich gewesen, daß ich Muße und Gelegenheit haben würde, den Frühling einziehen zu sehen. Das Eis auf dem See wird schließlich löcherig und weich, ich kann meinen Absatz hineindrücken, wenn ich darübergehe. Nebel, Regen und wärmerer Sonnen-

schein schmelzen den Schnee allmählich. Die Tage sind merklich länger geworden, und ich kann nun übersehen, daß ich durch den Winter komme, ohne meinen Holzstoß zu vergrößern, denn große Feuer sind nicht mehr nötig. Ich liege auf der Lauer nach den ersten Anzeichen des Frühlings. Ich möchte das erste verlorene Zwitschern eines zurückkommenden Vogels hören und das Zirpen des gestreiften Eichhörnchens, dessen Vorräte jetzt aufgebraucht sein müssen, oder ich möchte das Murmeltier aus seinem Bau hervorkommen sehen.

Am 13. März, als ich schon die blaue Grasmücke, den Singsperling und die Weindrossel gehört hatte, war das Eis noch immer fast einen Fuß dick. Auch als das Wetter wärmer wurde, sah man nicht, daß es vom Wasser aufgezehrt wurde oder in Schollen aufbrach und wegtrieb wie auf den Flüssen. Nein, obgleich es rings um das Ufer in ein paar Schritt Breite völlig geschmolzen war, zeigte es sich in der Seemitte nur löcherig und verwässert, so daß man durch die sechs Zoll dicke Schicht seinen Fuß hindurchstoßen konnte. Am nächsten Abend, nach warmem Regen oder Nebel würde es ganz weg sein, mit dem Nebel verschwunden, weggezaubert..

Alles, was mit dem Aufbrechen der Seen und Flüsse, mit der Festigung der Wetterlage zusammenhängt, ist besonders interessant für uns, die wir in einem so schwankenden Klima leben. Kommen die wärmeren Tage, so hören die Uferbewohner nachts das Flußeis mit einem schrecklichen Knall kanonenschußgleich aufbrechen, als seien die eisigen Fesseln des Flusses von einem Ende zum andern zerrissen. In wenigen Tagen verschwindet das Eis schnell.. Schließlich haben die Sonnenstrahlen den rechten Winkel erreicht,

ein warmer Wind vertreibt Nebel und Regen und schmilzt die letzten Schneewehen. Die Sonne dringt durch den Dunst und lacht auf eine weiß und braune Landschaft hernieder, die Weihrauch aufsteigen läßt. Der Wanderer sucht seinen Weg von Inselchen zu Inselchen, erheitert von der Musik tausend kleiner Rinnsale und Bächlein, die in ihren Adern das Blut des Winters hinwegtragen.

Wenige Erscheinungen entzückten mich mehr als die Formen, die tauender Sand und Lehm annehmen, wenn sie an den Seiten eines Bahndammeinschnitts herniederrieseln. In so großem Ausmaß ist diese Erscheinung nicht übermäßig häufig, wenn sich auch die Zahl frisch aufgeworfener Dämme aus dem richtigen Material seit der Einführung der Eisenbahn sehr vergrößert haben muß. Das Material war Sand jeder Feinheit und Farbe, meist mit etwas Lehm vermischt. Wenn der Frost im Frühling aus dem Boden kommt, fließt der Sand die Hänge hinab wie Lava, manchmal bricht er durch den Schnee und überflutet ihn an Stellen, wo noch kein Sand sichtbar gewesen war. Unzählige kleine Ströme überspringen und verflechten sich, und es entsteht ein Mischgebilde, das halb dem Gesetz der Strömung folgt, halb dem der Pflanzenwelt. Beim Fließen nimmt es die Form lappiger Blätter oder Ranken an, bildet Haufen weicher Zweige von Fußdicke und ähnelt von oben gesehen den gezackten, lappigen und schuppigen Formen mancher Flechten. Oder man muß an Korallen denken, an Leopardenklauen oder Vogelfüße, an Gehirn, Lungen, Eingeweide und Exkremente jeder Art. Es ist wirklich eine groteske Vegetation, deren Formen und Farben wir in Bronze nachgebildet sehen, eine Art architektonischen Laubwerkes, älter und markanter als Akanthus, Zichorie, Efeu, Wein oder sonstige

Pflanzenblätter. Vielleicht sollen diese Gebilde einmal ein Rätsel für spätere Geologen werden. Der ganze Hohlweg machte mir so tiefen Eindruck, als läge hier eine Stalaktitenhöhle dem Lichte bloß. Die verschiedenen Schattierungen des Sandes sind einzigartig reich und ansprechend und umfassen alle Eisenfarben, braun, grau, gelblich und rötlich. Erreicht die herabfließende Sandmasse den Graben, so breitet sie sich in flache Strähnen aus, die einzelnen Ströme verlieren ihre halbzylindrische Form und werden immer flacher und breiter. Da sie feuchter sind, laufen sie ineinander, bis sie eine fast ebene Sandbank bilden, noch immer mannigfaltig und schön gefärbt. Man kann auch noch die ursprüngliche Pflanzenform erkennen. Schließlich verwandeln sie sich im Wasser selbst zu regelrechten Sandbänken, wie man sie an Flußmündungen sieht, und die pflanzlichen Formen gehen in den Wellenspuren des Grundes ganz verloren.

Manchmal ist die ganze zwanzig bis vierzig Fuß hohe Böschung auf beiden Seiten mit unzähligen Blättern oder Sanderuptionen dieser Art bedeckt, den Gewächsen eines einzigen Frühlingstages. Was diese Sandblätter auszeichnet, ist, daß sie so plötzlich entstehen. Sehe ich auf der einen Seite die leblose Fläche – denn die Sonne wirkt zunächst nur auf eine Böschung ein –, auf der anderen dieses üppige Laub, die Schöpfung einer Stunde, dann berührt mich das, als stände ich gewissermaßen in der Werkstatt des Künstlers, der die Welt und mich schuf. Ich war dort eingedrungen, wo er still an der Arbeit war und sich an diesem Abhang ergötzte, auf den er im Übermaß der Schöpferkraft immer neue Zeichnungen warf. Ich fühlte mich den Lebensorganen des Erdballs näher, denn dieser Sandstrom gleicht den verästelten Eingeweiden eines

tierischen Körpers. Man findet hier im Sand eine Vorwegnahme des pflanzlichen Blattes. Kein Wunder, daß sich die Erde nach außen in Blättern ausdrückt, wenn diese Idee in ihr wohnt. Die Atome haben dieses Gesetz schon erkannt und handeln danach. Das herabhängende Blatt sieht hier sein Vorbild..

Nach Sonnenuntergang hört der Sand auf zu fließen, aber am Morgen beginnt der Strom aufs neue und bildet tausend Verästelungen.. Wunderbar ist es, wie schnell und doch vollendet sich der Sand beim Fließen formt und mit dem besten verfügbaren Material die scharfen Ränder eines Kanals bildet.. Vielleicht entspricht den Silikaten, die das Wasser ablagert, das Knochensystem und den feineren Ablagerungen und organischen Stoffen die Muskeln oder das Zellgewebe. An den Sandbildungen aber kann man die Organisation der Blutgefäße erkennen. Was ist der Mensch schließlich anderes als tauender Lehm?.. Wer weiß, wie sich der menschliche Körper unter einem günstigeren Himmel dehnen und verschwenden würde.

So schien dieser eine Abhang das Wesen aller Naturvorgänge zu enthüllen. Der Schöpfer dieser Welt hat nur ein Blatt patentiert. Welcher Champollion wird uns diese Hieroglyphenschrift entziffern, damit wir schließlich ein neues Blatt beginnen können? Diese Erscheinung ist mir erfreulicher als die üppige Fruchtbarkeit des Weines. Gewiß, das Ganze hat etwas den Charakter von Auswurf, und Leber, Lunge, Gedärme nehmen kein Ende, als habe die Erde die falsche Seite nach außen gekehrt. Wenigstens kann man daraus aber schließen, daß auch die Natur Eingeweide hat und darin wiederum die Mutter des Menschengeschlechts ist. Das ist der Frost, der die Erde verläßt, das ist der Frühling. Er geht dem grünenden, blüten-

reichen Frühling voraus wie die Mythologie der eigentlichen Dichtung.. Das überzeugt mich davon, daß die Erde noch im Steckkissen liegt und nach jeder Seite winzige Fingerchen ausstreckt. Frische Locken springen aus der kahlen Stirn. Nichts ist unorganisch.. Die Erde ist nicht nur ein Fragment toter Geschichte, Schicht über Schicht gelegt, wie in einem Buch Seite auf Seite liegt, sie soll nicht von Geologen und Historikern studiert werden, sondern sie ist lebendige Dichtung, wie die Blätter eines Baumes lebendig sind, die Blüten und Früchten vorausgehen. Es ist keine fossile, sondern eine lebendige Erde, mit deren großem, zentralem Leben verglichen Tier- und Pflanzenleben nur Schmarotzer sind. Die Geburtswehen der Erde werden unsere Gebeine aus ihren Gräbern heben. Schmelzt immerhin eure Metalle und gießt sie in die schönsten Formen – niemals werden sie mich begeistern wie die Gebilde, in die sich die geschmolzene Erde ergießt. Und nicht nur die Erde selbst, auch die Bildungen auf ihrer Oberfläche lassen sich formen wie Ton in der Hand des Töpfers.

Es dauert nicht lange, und nicht nur aus diesen Abhängen, sondern aus jedem Hügel, jeder Ebene, jeder Höhle kommt der Frost aus der Erde, wie ein Säugetier nach dem Winterschlaf aus seinem Bau kriecht. Mit Getön sucht er das Meer oder wandert in den Wolken nach anderen Breiten. Tauwetter mit seiner linden Überredung ist mächtiger als Thor mit seinem Hammer. Er zerstört, der Frühling aber schmilzt.

Mit Vergnügen verglich man die hervorlugenden ersten zarten Zeichen des jungen Jahres in ihrer kraftvollen Schönheit mit der verdorrten Vegetation des Vorjahres, wenn der Boden stellenweise schneefrei und von ein paar warmen Tagen übertrocknet war. Immergrün,

Goldruten, Spierstauden und anmutiges wildes Gras fallen jetzt oft mehr ins Auge und werden mehr beachtet als im Sommer, als sei ihre Schönheit nicht dann erst voll erblüht. Wollgras, Katzenschwanzgras und andere starkstenglige Pflanzen, die unerschöpflichen Kornkammern der frühesten Vögel, sind die schlichten Kleider, die die verwitwete Natur trägt. Mich fesseln besonders die bogigen, garbenähnlichen Spitzen des Wollgrases. Es bringt in unsere winterlichen Gedanken wieder den Sommer und gehört zu jenen Formen, die die Kunst gern nachbildet und die im Pflanzenreich die gleiche Beziehung zu bereits bekannten, feststehenden Typen haben wie die Astronomie. Das ist ein älterer Stil als der griechische oder ägyptische.

Viele Formen des Winters zeigen eine unaussprechliche Zartheit und zerbrechliche Schönheit. Wir sind gewöhnt, diesen König als groben, stürmischen Tyrannen beschrieben zu finden. Aber mit der Zärtlichkeit eines Liebenden schmückt er des Sommers Locken.

Bei Frühlingsanbruch nisteten sich die Eichhörnchen unter meinem Haus ein, immer zwei auf einmal. Las oder schrieb ich, so vollführten sie unmittelbar zu meinen Füßen das possierlichste Gekicher und Schnalzen, Pirouettieren und Glucksen, das man je vernahm. Ich stampfte auf – sie zirpten nur um so lauter, als ob sie mit ihrer Verrücktheit über alle Furcht und Achtung hinaus seien und den Menschen das Recht absprächen, ihnen Einhalt zu tun. »Was fällt dir ein! – Chikarie, chikarie!« Sie waren völlig taub für meine Argumente oder verstanden ihre Berechtigung nicht. Sie schimpften so laut, daß ich machtlos war.

Der erste Sperling im Frühjahr! Das Jahr beginnt hoffnungsvoller denn je. Es klingt, als fielen die letzten

Winterflocken klingend herab, wenn man die zarten silbernen Triller der Grasmücke, des Singsperlings und der Weindrossel über die noch kahlen, feuchten Felder hört. Was sind in solcher Zeit Geschichtsbücher, Chronologien, Traditionen und alle schriftlichen Offenbarungen? Die Bäche singen dem Frühling Freuden- und Jubellieder. Der Sumpffalke segelt niedrig über die Wiesen hin und sucht nach dem ersten Gewürm. In allen Tälern hört man den verklingenden Laut des schmelzenden Schnees, und das Eis auf den Seen taut rasch. Wie ein Frühlingsfeuer flammt das Gras auf den Hügelhängen auf – »*et primitus oritur herba imbribus primoribus evocata*«[1], als sende die Erde innere Wärme empor, die wiederkehrende Sonne zu grüßen. Nicht gelb, sondern grün ist die Farbe dieser Flammen. Sinnbild ewiger Jugend strebt der Grashalm wie ein langes, grünes Band vom Boden in den Sommer. Der Frost bekämpft es, aber es stößt wieder hervor und hebt den Speer des letzten Jahres mit seinem frischen Leben. Es wächst so stetig, wie die Rinnsale in den Boden einsickern, und ist mit ihnen fast identisch; denn im wachsenden Juni, wenn die Rinnen trocken sind, werden die Grashalme die Kanäle der Erde, und alljährlich trinken die Herden aus diesem unversieglichen grünen Strom, und der Mäher schöpft aus ihm den Wintervorrat. So stirbt auch unser menschliches Leben nur bis zur Wurzel ab und schickt immer wieder seinen grünen Schößling der Ewigkeit entgegen.

Der Walden schmilzt schnell. Am Nord- und Westufer ist ein breiter Streifen offenen Wassers, der sich am Ostende vergrößert. Ein großes Eisfeld ist vom Haupt-

[1] »Und zuerst wächst das Gras, vom Frühlingsregen hervorgelockt«. Aus Varro, Über die Landwirtschaft, II, 2.

block abgebrochen. Im Ufergebüsch singt ein Sperling »Olit, olit, olit - tschip, tschip, tschip, tschietschrr, chiwiß, wiß, wiß«. Auch er hilft das Eis brechen. Wie schön sind die großen, geschwungenen Linien des Eisrandes, die denen der Küste fast entsprechen, nur sind sie regelmäßiger. Das Eis ist dank der kürzlichen strengen, wenn auch vorübergehenden Kälte ungewöhnlich fest und saubergespült wie der Boden eines Palastes. Vergebens streicht der Wind nach Osten über die schimmernde Fläche, bis er das lebendige Wasser darunter erreicht. Herrlich, wie dieser Wasserstreifen in der Sonne glitzert, das freie Gesicht des Sees, jugendfrisch und strahlend, als erzählte es von der Freude der Fische und des Ufersandes. Silbern schimmert es wie die Schuppen des Weißfisches, als wäre es ein munterer Fisch. So unterscheiden sich Winter und Frühling. Walden war tot und lebt nun wieder. Aber in diesem Jahr brach er, wie erwähnt, langsamer auf.

Der Umschlag von Sturm und Regen zu heiterem, mildem Wetter, von dunklen, trägen Stunden zu hellen, tatkräftigen ist eine große Wende, die sich allenthalben ankündigt. Schließlich ist sie mit einem Schlag da. Plötzlich erfüllte eine Flut von Licht mein Haus, obgleich der Abend vor der Tür stand, die Winterwolken noch düster herniederhingen und die Dachrinnen vom Eisregen tropften. Ich sah zum Fenster hinaus. Wahrhaftig: wo sich gestern noch kaltes, graues Eis dehnte, lag nun der klare See schon ruhig und hoffnungsvoll wie im Sommer. Als habe er geheimnisvolle Verbindung mit einem fernen Horizont, spiegelte er einen Sommerabendhimmel in seinen Wassern, der in Wirklichkeit nicht zu sehen war. In der Ferne hörte ich ein Rotkehlchen, das erste seit vielen

tausend Jahren, schien mir, und ich werde sein Lied in Jahrtausenden nicht vergessen. Es ist derselbe süße, bezaubernde Gesang wie früher. O abendliches Rotkehlchen am Ende eines Sommertages in Neuengland! Könnte ich nur den Zweig finden, auf dem es sitzt!..

Pechtannen und Zwergeichen um mein Haus, die so lange die Köpfe hängen ließen, zeigen wieder ihr altes Wesen, sehen heller, grüner, aufrechter und lebendiger aus, als habe der Regen sie tatsächlich gereinigt und erfrischt. Nun wußte ich, daß es nicht länger regnen würde. Mit einem Blick auf einen Zweig im Walde, ja auf den Holzstoß nur, kann man sagen, ob der Winter vorüber ist oder nicht. Als es dunkler wurde, erschreckte mich der Schrei der Wildgänse, die niedrig über die Wälder flogen. Wie müde Wanderer kamen sie spät von südlichen Seen nach Hause, klagten bewegt und sprachen sich gegenseitig Trost zu. In der offnen Tür konnte ich das Rauschen ihrer Flügel hören. Sie zogen in der Richtung auf mein Haus, erspähten plötzlich mein Licht, verstummten und ließen sich auf den See herab. Nun erst ging ich ins Haus, schloß die Tür und schlief zum erstenmal im Frühling in den Wäldern.

Am Morgen beobachtete ich von der Tür aus die Gänse im Morgendunst. So viele schwammen in der Mitte des Sees, daß der Walden wie ein künstlicher Teich für ihre Spiele anmutete. Als ich jedoch ans Ufer kam, flogen sie auf das Kommando des Anführers mit großem Flügelschlagen sogleich auf, ordneten sich in Reihen und kreisten über mir – neunundzwanzig waren es –, um dann geradenwegs nach Kanada zu steuern, wo sie in schlammigeren Seen auf Frühstück hofften. Von Zeit zu Zeit machte der Anführer »honk«. Ein

Schwarm Wildenten stieg gleichzeitig auf und flog in der Kiellinie der lauteren Gefährten auch nach Norden.

Eine Woche lang hörte ich ein paar vereinsamte Gänse durch den Nebel irren und die Gefährten suchen.. Im April sah man die Tauben in kleinen Schwärmen schnell vorüberziehen, und zu ihrer Zeit hörte ich die Mauerschwalben über meiner Lichtung zwitschern. Da die Stadt ihrer kaum genug hatte, mir einige abzulassen, stellte ich mir vor, diese hier gehörten einer besonderen alten Rasse an, die in hohlen Bäumen lebte, ehe noch die Weißen hierherkamen.

In fast allen Regionen sind Schildkröten und Frösche Vorläufer und Boten dieser Jahreszeit; Vögel fliegen mit Gesang und glänzendem Gefieder, Blumen sprießen auf und blühen, und die Winde wehen, um diese leichte Schwankung der Pole auszugleichen und das Gleichgewicht der Natur zu wahren.

Jede Jahreszeit erscheint zu ihrer Stunde gut und angemessen. Das Erwachen des Frühlings aber gleicht der Schöpfung der Welt aus dem Chaos und dem Goldenen Zeitalter..

Ein einziger leichter Regenschauer macht das Gras um viele Töne dunkler. In gleichem Maße erhellen sich unsere Aussichten, wenn bessere Gedanken in uns leben. Selig wären wir, lebten wir immer in der Gegenwart und könnten jedes Unheil, das uns zustößt, auswerten wie das Gras den Einfluß des leisesten Taus. Warum verbringen wir denn unsere Tage damit, Versäumtes nachzuholen und das unsere Pflicht zu nennen? Wir wandeln noch im Winter, wenn schon längst Frühling ist. An einem schönen Frühlingsmorgen sind allen Menschen ihre Sünden vergeben. An solch einem Tag herrscht Waffenstillstand für das Laster. Im

Glanz dieser Sonne kann jeder Sünder in sich gehen. Durch die eigne wiedergewonnene Unschuld erkennen wir die Schuldlosigkeit unserer Mitmenschen. Gestern noch kanntest du deinen Nachbarn als Dieb, Trunkenbold und Lüstling, schenktest ihm allenfalls Mitleid und Verachtung und verzweifeltest an der Welt. Aber am ersten Frühlingsmorgen scheint die Sonne hell und warm, du triffst den Mann bei heiterer Tätigkeit, siehst seine schlaffen, kranken Adern vor stiller Freude schwellen und den neuen Tag segnen, und er empfindet die Gewalt des Frühlings in kindlicher Unschuld. Dann sind alle seine Fehler vergessen. Nicht nur eine Atmosphäre guten Willens umgibt ihn, sondern ein Streben nach Heiligkeit ringt, vielleicht blind und erfolglos, nach Ausdruck wie ein neugeborener Trieb, und für kurze Zeit tönt der Hügel keinen gemeinen Witz wider. Unschuldige, zarte Schößlinge, schlank und frisch wie eine junge Pflanze, siehst du aus seiner knorrigen Rinde hervortreiben und wieder ein Jahr zu leben versuchen. Sogar er ist in die Freude seines Herrn eingegangen[1]. Warum läßt der Gefängniswärter die Türen seines Gefängnisses nicht offen, warum schlägt der Richter seinen Prozeß nicht nieder und warum schickt der Pfarrer seine Gemeinde nicht weg? Sie folgen nur dem Wink nicht, den Gott ihnen gibt, und nehmen die Vergebung nicht an, die er allen herzlich anbietet..

Als ich am 29. April, auf Zittergras und Weidenwurzeln stehend, angelte, wo die Bisamratten lauern, hörte ich ein vereinzeltes, klapperndes Geräusch. Ich sah auf und entdeckte einen sehr schlanken, anmutigen Falken[2], ähnlich dem Nachtfalken. Er stieg abwechselnd

[1] Nach Matthäus 25, 21. – [2] Im Text steht »hawk« = »Habicht«; im Mittelalter wurde der Jagdfalke häufig »Habicht« genannt. Auch

in Bogen empor und fiel dann wieder kopfüber ein Stück herab. Dabei zeigte er die Unterseite seiner Schwingen, die wie ein Seidenband oder wie das perlmutterne Muschel-Innere in der Sonne glänzten. Ich mußte bei diesem Anblick an die Falkenjagd denken. Wieviel Adel und Poesie ist mit diesem Sport verknüpft! Merlin müßte der Falke heißen. Aber der Name ist mir gleichgültig. Nie wieder sah ich solch ätherischen Flug. Der Falke taumelte nicht wie ein Schmetterling und stieg nicht auf wie die größeren Falken, sondern bewegte sich mit stolzer Zuversicht in den Gefilden der Luft. Wieder und wieder stieg er gurrend empor und wiederholte seinen freien, schönen Fall, bei dem er sich wie ein Weih um sich selbst drehte, um sich dann von seinem stolzen Taumel zu erholen, als habe sein Fuß niemals die *terra firma* betreten. Er schien im Weltall nicht seinesgleichen zu haben, wie er sich so allein dort tummelte, und brauchte auch niemanden als den Morgen und den Äther, mit denen er spielte. Er war nicht einsam, aber die ganze Erde unter ihm schien durch ihn vereinsamt zu sein.. Dieser Bewohner der Lüfte schien der Erde nur durch ein Ei verbunden, das einige Zeit in einer Felsspalte ausgebrütet worden war..

Nebenbei fing ich mir ein Gericht goldner, silberner und hell kupferfarbener Fische, die wie eine Kette von Edelsteinen schimmerten. Von Buckel zu Buckel und Wurzel zu Wurzel springend, bin ich an manchem Vorfrühlingstag zu diesen Wiesen vorgedrungen, wenn das Tal des Wildbachs und die Wälder in ein Licht getaucht waren, dessen Schein Tote in ihren Gräbern

»Merlin« (altdeutsch »Schmerl, Schmerlin«) ist ein Ausdruck der Falkenjagd: es ist der kleinste Edelfalke; der »Weih« gehört ebenfalls zur Familie der Falken.

erweckt hätte – wenn sie wirklich darin schlafen, wie manche glauben. Einen stärkeren Beweis für die Unsterblichkeit gibt es nicht. In solchem Licht muß alles leben. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg[1]?

Das Leben unseres Städtchens würde stocken, wäre es nicht von unerforschten Wäldern und Wiesen umgeben. Wir brauchen die Wildnis als Kräftigungsmittel. Wir müssen von Zeit zu Zeit in Sümpfen waten, wo Rohrdommel und Sumpfhuhn hausen, müssen den Schrei der Schnepfe hören und das flüsternde Schilf riechen, wo nur wildere, einsamere Vögel ihre Nester bauen und die Sumpfotter dicht am Boden bäuchlings kriecht. Wir streben ernsthaft danach, all diese Dinge zu erforschen und kennenzulernen, und verlangen doch gleichzeitig, daß alles geheimnisvoll und unerforschlich bleibe, daß Land und Meer unendlich wild, ungesehen und ungemessen bleiben, weil sie unermeßlich sind. Niemals können wir genug Natur bekommen. Der Anblick unerschöpflicher Lebenskraft, ungeheurer, titanischer Formen muß uns erquicken; die Meeresküste mit den gestrandeten Schiffen, das Dickicht mit lebenden und sterbenden Bäumen, die Gewitterwolke und der dreiwöchige Regen, der das Land überschwemmt. Wir müssen Zeuge sein, daß unsere Grenzen überschritten werden und Leben dort frei weidet, wo wir nie einen Fuß hinsetzen. Wir sehen es gern, wie sich der Geier von Aas nährt und Gesundheit und Stärke aus einer Nahrung zieht, die uns Ekel und Abscheu einflößt. In der Grube am Weg zu meinem Haus lag einmal ein Pferdekadaver. Manchmal, vor allem in der schweren Nachtluft, nötigte er mich zu einem Umweg. Ich wurde entschädigt durch die Be-

[1] Vgl. 1. Korinther XV, 55.

stätigung des gesunden Appetits und der unerschütterlichen Gesundheit der Natur, die er mir gab. Ich sehe es gern, daß die Natur so von Leben überquillt, um Myriaden aufopfern und anderen Tieren zur Beute geben zu können. Zarte Geschöpfe können gelassen wie Brei aus dem Leben gequetscht werden – Kaulquappen werden von Reihern verspeist, Schildkröten und Kröten auf der Landstraße überfahren. Manchmal regnete es gar Fleisch und Blut! Ständig tödlichem Mißgeschick preisgegeben, müssen wir mit ansehen, wie gering das Leben bewertet wird. Auf den Weisen wirkt das als universelle Unschuld. Das Gift ist gar nicht giftig, und Wunden sind nicht tödlich. Nicht immer kann man Mitleid haben, darum muß es schnell zugreifen, denn seine Fürsprache dauert nur kurze Zeit.

Im Mai schlugen Eichen-, Nuß- und Ahornbäume in den Nadelwäldern aus und erhellten die Landschaft wie Sonnenschein, vor allem an wolkigen Tagen. Dann schien es, als bräche die Sonne da und dort durch den Nebel und leuchtete schwach auf den Abhängen.

Am 3. oder 4. Mai sah ich einen Taucher auf dem See, und in der ersten Woche des Monats hörte ich Tagschläfer, Braundrossel, Waldspötter, Kiebitz und andere Vögel. Die Phöbe war schon einmal wiedergekommen und hatte ins Fenster geschaut, um zu sehen, ob mein Haus höhlenähnlich genug für sie wäre. Mit angezogenen Beinchen und schwirrenden Flügeln schien sie sich an der Luft festzuhalten, während sie die Lage erforschte. Der schwefelgelbe Blütenstaub der Pechtannen bedeckte den See, die Steine und verfaulten Baumstämme am Ufer, man hätte ihn faßweise sammeln können. Das sind die »Schwefelregen«, von denen berichtet wird. Sogar in Kalidâsas Drama

»Sakontala« lesen wir von »Furchen, gelbgefärbt vom goldnen Staub der Lotosblüten«. So glitt die Jahreszeit dem Sommer zu, wie man in immer höheres Gras vordringt.
Das erste Jahr meines Lebens in den Wäldern war vorüber. Das zweite glich ihm. Ich verließ den Waldensee endgültig am 6. September 1847.

SCHLUSS

Der kluge Arzt verordnet dem Kranken Luftveränderung und andere Umgebung. Gott sei Dank ist die Welt nicht nur hier! Der Bocksaugenbaum wächst in Neuengland nicht, und die Spottdrossel hört man hier selten. Die Wildgans ist kosmopolitischer als wir. Sie frühstückt in Kanada, nimmt in Ohio ihren Lunch und auf einem Kanal im Süden ordnet sie ihr Gefieder für die Nacht. Selbst der Büffel hält bis zu einem gewissen Grad Schritt mit den Jahreszeiten und weidet nur so lange auf den Wiesen von Colorado, bis ihn süßeres, grüneres Gras am Yellowstone erwartet. Wir aber meinen, wenn die Geländer niedergerissen und stattdessen Steinmauern um unsere Farmen aufgetürmt sind, sei unserem Leben fortan eine Grenze gesetzt und unser Schicksal entschieden. Man hat dich zum Stadtschreiber gewählt? Wahrhaftig, dann kannst du in diesem Sommer nicht nach Terra del Fuego fahren. Aber in das Land des höllischen Feuers darfst du dennoch reisen. Das Weltall ist in der Wirklichkeit viel ausgedehnter als in unsrer Vorstellung.
Wir sollten wie neugierige Reisende häufiger über das Heckbord unseres Schiffes sehen und die Fahrt nicht als stumpfe Matrosen machen, die Werg zupfen. Die an-

dere Seite des Erdballs ist nur die Heimat unserer Antipoden und entspricht der unsrigen. Wir fahren immer nur auf der Oberfläche der Erde, und die Ärzte verordnen nur Heilmittel gegen Hautkrankheiten. Da rast einer nach Südafrika, um Giraffen zu jagen. Aber das ist gewißlich nicht sein wahrer Grund. Wie lange, meint ihr, würde einer nach Giraffen jagen, wenn er könnte? Auch die Schnepfenjagd ist ein prächtiger Sport. Aber es wäre wahrhaftig edler, sich selbst zu jagen.

»Nach innen richte deinen Blick,
und du erkennst erschreckt
Noch tausend Länder in dir unentdeckt.
Die magst du künftighin bereisen
Und dich als Heimatkundiger erweisen.«

Was bedeutet denn Afrika oder der Westen? Ist nicht unser eigenes Innere noch ein weißer Fleck auf der Landkarte, mag es sich auch als schwarz erweisen, wenn es entdeckt wird? Wollen wir denn die Quelle des Nil, des Niger oder des Mississippi finden oder eine Nordwest-Passage um diesen Erdteil? Sind dies wirklich die Aufgaben, die dem Menschen am nächsten stehen? Ist Franklin der einzige Mensch, der verschollen ist, daß seine Frau sich so ernstlich bemüht, ihn zu finden[1]? Und weiß Herr Grinnell denn, wo er selber steht? Sei lieber der Mungo Park, der Lewis, Clark und Frobisher deiner eigenen Ströme und Meere. Entdecke deine eigenen höheren Breiten! Wenn es sein muß, nimm Schiffsladungen konservierten Fleisches

[1] Anspielung auf die verschollene englische Nordpolexpedition von Sir John Franklin (1847), deren Überreste erst 1859 aufgefunden wurden. Grinnell war ein wohlhabender Amerikaner, der 1850 eines der vielen Rettungsschiffe für Franklin ausrüstete.

mit und türme die leeren Büchsen als Wahrzeichen zum Himmel auf. Sind denn Fleischkonserven nur erfunden worden, um Fleisch zu konservieren? Nein, sei du ein Kolumbus für neue Kontinente und Welten in dir, eröffne neue Fahrwege, nicht für den Handel, sondern für Gedanken. Jeder Mensch ist Herr eines Reiches, mit dem verglichen das irdische Herrschaftsgebiet des Zaren nur ein lächerlicher Staat ist, ein Erdhügel, den das Eis zurückließ. Es gibt aber Menschen, die Patrioten sind, ohne sich selbst zu achten, und das Größere dem Kleineren opfern. Sie lieben die Erde, die ihr Grab sein wird; für den Geist aber, der ihren Erdkloß noch beleben kann, haben sie nichts übrig. In ihren Köpfen ist Patriotismus eine Grille. Was denn anderes bedeutete die Expedition zur Erforschung der Südsee mit ihrem ganzen kostspieligen Aufwand, wenn nicht das indirekte Zugeständnis, daß es in der moralischen Welt unerforschte Kontinente und Ozeane gibt, zu denen jeder Mensch einen Isthmus oder Zufluß hat.. Aber es ist einfacher, in einem Regierungsschiff mit fünfhundert Mann und Jungen als Hilfsmannschaft durch Kälte, Stürme und Kannibalen zu segeln, als die eigene See zu erforschen, den Atlantik und Pazifik der eigenen Einsamkeit..

Es lohnt sich nicht, um die Welt zu fahren, um die Katzen in Sansibar zu zählen. Aber tu das immerhin, ehe du zu Besserem imstande bist. Vielleicht findest du ein Symmes-Loch, durch das du schließlich in dein Inneres schlüpfen kannst. England und Frankreich, Spanien und Portugal, die Gold- und die Sklavenküste, sie alle grenzen an dieses Innenmeer. Aber keines ihrer Schiffe hat sich außer Sicht der Küste gewagt, obgleich das zweifellos der direkte Weg nach Indien ist. Du mußt der Vorschrift des alten Philosophen folgen und

dich selbst erkennen[1]. Dann wirst du alle Sprachen lernen und dich den Sitten aller Völker anpassen können. Weiter als alle Reisenden wirst du fahren, in jedem Klima heimisch sein und die Sphinx zwingen, ihr Haupt gegen einen Stein zu schmettern. Augen und Nerven brauchst du dazu. Nur Besiegte und Fahnenflüchtige ziehen in den Krieg, Feiglinge laufen weg und schreiben sich ein. Brich du jetzt gleich auf, nimm die westlichste Straße, die am Mississippi oder am Pazifik nicht verweilt und auch nicht zu einem abgenützten China oder Japan führt, sondern immer geradeaus der Tangente dieser Sphäre folgt. Wandere ununterbrochen Sommer und Winter, Tag und Nacht, bis zum Sonnenuntergang und zum Monduntergang, schließlich auch bis zum Untergang der Welt.

Es wird berichtet, daß Mirabeau Straßenraub betrieb, »um zu erfahren, wie stark der Entschluß sein muß, sich selbst in nachdrücklichen Widerspruch zu den heiligsten Gesetzen der Gesellschaft zu stellen«. Er erklärte, daß »ein Soldat, der in Reih und Glied kämpft, nicht halb so viel Mut braucht wie ein Straßenräuber«, »daß Ehre und Religion einem wohlbedachten, festen Entschluß niemals im Wege standen«. Das war in den Augen der Welt männlich gesprochen, und doch war es töricht, ja verzweifelt. Ein vernünftigerer Mensch wird sich oft genug in »nachdrücklichem Widerspruch« zu dem gefunden haben, was man als die »heiligsten Gesetze der menschlichen Gesellschaft« betrachtet, weil er noch heiligeren Gesetzen gehorsam sein wollte und so seinen Entschluß bekräftigen konnte, ohne von seiner Bahn abzuweichen. Es ist nicht Aufgabe des Menschen, sich so zur

[1] »Erkenne dich selbst« lautet eine Inschrift am Apollontempel zu Delphi; sie wird dem Weisen Cheilon zugeschrieben.

Gesellschaft zu stellen, sondern in allen Verhältnissen soll er sich behaupten, indem er den Gesetzen seiner Natur gehorcht, die ihn niemals mit einer gerechten Regierung in Konflikt bringen werden, wenn er eine solche finden sollte.

Ich verließ die Wälder mit ebenso gutem Grund, als ich sie einstmals aufgesucht hatte. Vielleicht meinte ich, noch verschiedne Leben zu haben, die gelebt werden mußten, so daß ich nicht mehr Zeit auf dieses eine verwenden konnte. Es ist erstaunlich, wie leicht und unmerklich wir auf einen bestimmten Weg verfallen und ihn für uns selbst austreten. Nicht eine Woche hatte ich draußen gelebt, da hatten meine Füße schon einen Pfad von der Tür zum Seeufer getreten. Das ist jetzt fünf oder sechs Jahre her. Trotzdem kann man ihn immer noch genau sehen. Freilich fürchte ich, daß andere ihn begangen haben und so halfen, ihn offenzuhalten.. Das gleiche gilt für die Bahnen des Geistes. Wie ausgefahren und staubig müssen dann die Landstraßen der Welt sein, wie tief die Spuren der Tradition und Gleichförmigkeit! Ich wollte nicht in einer Kabine die Überfahrt machen, sondern lieber vor dem Mast auf dem Deck der Welt stehen, denn dort konnte ich das Mondlicht in den Bergen am besten sehen. Ich will auch jetzt nicht unter Deck gehen.

Aus meinem Versuch lernte ich wenigstens so viel: Geht einer zuversichtlich in der Richtung seiner Träume weiter und strebt danach, das Leben zu leben, das er sich ausmalte, dann wird er mehr Erfolg haben, als er sich träumen ließ. Er wird manches hinter sich lassen und eine unsichtbare Grenze überschreiten. Neue, universelle und freiere Gesetze werden sich um ihn und in ihm festigen oder die alten werden sich erweitern und zu seinen Gunsten freier ausgelegt werden. Es

wird ihm vergönnt sein, unter Wesen einer höheren Seinsordnung zu leben. Im gleichen Maße wie er sein Leben vereinfacht, werden ihm die Gesetze des Weltalls weniger kompliziert erscheinen. Einsamkeit wird nicht Einsamkeit sein, noch Armut Armut oder Schwachheit Schwachheit. Wenn du auch Luftschlösser baust, braucht deine Arbeit nicht umsonst zu sein; die Schlösser gehören in die Luft, du aber errichte die Fundamente darunter!

Es ist eine lächerliche Forderung Englands und Amerikas, man solle so sprechen, daß sie es verstehen können. So wachsen weder Menschen noch Fliegenpilze. Als ob das nötig wäre und es nicht genug Leute außer ihnen gäbe, die einen verstehen könnten. Kann sich die Natur nur eine Verständigungsmöglichkeit leisten oder erhält sie nicht Vögel und Vierfüßler, fliegendes und kriechendes Getier? Und ist denn das »Hü« und »Hott«, das ein Schimmel versteht, das beste Englisch, und liegt Sicherheit nur im Stumpfsinn? Meine einzige Befürchtung ist, mein Ausdruck könnte nicht ausschweifend genug sein und weit genug über die engen Grenzen meiner täglichen Erfahrung hinausgehen, um jener Wahrheit zu entsprechen, von der ich mich überzeugte. Hinausschweifen! Das hängt davon ab, wo man eingesperrt ist. Der wandernde Büffel, der neue Weiden in einer anderen Breite sucht, ist nicht so ausschweifend wie die Kuh, die den Eimer umstößt, über den Zaun springt und zur Melkzeit ihrem Kalb nachläuft. Ich möchte irgendwo ohne Umschweife sprechen wie ein Mensch in einem wachen Augenblick zu andern Menschen in ihren wachen Augenblicken. Denn ich bin überzeugt, daß ich nicht einmal genug übertreiben kann, um den Grund zu einem richtigen Ausdruck zu legen. Wer jemals Musik gehört hat, kann der befürch-

ten, ausschweifend zu reden? Was Zukünftiges und Mögliches anlangt, so sollten wir ganz unbekümmert und harmlos unser Dasein leben. Nach dieser Seite sind unsere Grenzen verschwommen und neblig, so wie unser Schatten eine unmerkliche Perspiration zur Sonne hin aufweist. Die flüchtige Wahrheit unserer Worte sollte ständig das Mißverhältnis zu dem zurückgebliebenen Tatbestand verraten. Die Wahrheit unserer Worte wird sofort übersetzt, nur das Wortdenkmal als solches bleibt bestehen. Die Worte, die unsern Glauben und unser Mitleid ausdrücken, sind nicht begrenzt. Aber sie sind bedeutsam und duften für höhere Naturen nach Weihrauch.
Warum richten wir uns immer nach unten, nach unseren trübsten Empfindungen und preisen sie als gesunden Menschenverstand? Den gesündesten Menschenverstand hat der Schlafende und gibt ihm im Schnarchen Ausdruck. Manchmal fühlen wir uns geneigt, anderthalbfach Begabte mit Halbbegabten auf eine Stufe zu stellen, weil wir nur ein Drittel ihres Geistes zu schätzen wissen. Manche würden am Morgenrot etwas auszusetzen haben, wenn sie jemals so zeitig aufgestanden wären. Wie ich höre, „meint man, die Verse des Kabir hätten viererlei Sinn: Trug, Geist, Verstand und die esoterische Lehre der Weden«. Aber in diesem Teil der Erde hält man es für Grund zur Klage, wenn die Schriften eines Menschen mehr als eine Interpretation zulassen. Wenn England schon bestrebt ist, die Kartoffelfäule[1] auszurotten, will sich denn keiner bemühen, die Hirnfäule zu heilen, die doch so viel weiter und schrecklicher um sich greift?
Ich glaube nicht, daß ich mich der Unklarheit befleißigt

[1] Diese Kartoffelkrankheit war in England, Irland und auf dem europäischen Kontinent seit 1845 epidemisch aufgetreten.

habe. Ich wäre jedoch stolz, wenn in dieser Hinsicht meine Seiten nicht stärker getadelt würden als das Waldeneis. Kunden aus dem Süden bemängelten seine blaue Farbe, es sei unrein; dabei zeigt doch gerade die Farbe die Reinheit an. Sie zogen das Cambridger Eis vor, das wohl weiß ist, aber nach Schlingpflanzen schmeckt. Die Reinheit, die die Menschen lieben, gleicht den Nebeln, die die Erde einhüllen, und nicht dem azurnen Äther darüber.

Manche trompeten uns in die Ohren, wir Amerikaner und wir Modernen überhaupt seien im Vergleich zu den Alten, ja noch zu den Elisabethanern, geistige Zwerge. Was hat das mit der Sache zu tun? Ein lebendiger Hund ist besser als ein toter Löwe[1]. Soll einer hingehen und sich erhängen, weil er zur Rasse der Zwerge gehört, oder soll er nicht lieber als Zwerg so groß als möglich sein? Kehre jeder vor seiner eigenen Tür und strebe danach, der zu sein, als der er geschaffen wurde.

Warum jagen wir so verzweifelt nach Erfolg und aussichtslosen Unternehmungen? Wer nicht mit seinen Gefährten Schritt hält, hört vielleicht einen anderen Trommler. Laßt ihn nur nach der Musik marschieren, die er hört, welchen Takt sie haben mag und wie fern sie ist. Es ist nicht wichtig, daß ein Mensch so schnell reift wie ein Apfelbaum oder eine Eiche. Soll er seinen Frühling in Sommer verwandeln? Sind die Bedingungen noch nicht vorhanden, für die wir geschaffen wurden, welche Wirklichkeit könnte uns Ersatz bieten? Wir wollen nicht an einer falschen Wirklichkeit scheitern. Sollen wir denn mit Mühe einen Himmel aus blauem Glas über uns errichten und wissen doch, wenn er fertig ist, werden wir noch immer nach dem

[1] Vgl. Ecclesiastes (Pred. Salom.) IX, 4.

wirklichen Ätherhimmel weit oben schauen, als wäre der gläserne nicht vorhanden?

In der Stadt Kuru lebte ein Künstler, der nach Vollkommenheit strebte. Eines Tages fiel es ihm ein, einen Stab zu machen. Da er wußte, daß an einem unvollkommenen Werk die Zeit Anteil hat, nicht aber an einem vollkommnen, sagte er sich: der Stab soll in jeder Hinsicht vollendet sein, und sollte ich mein ganzes Leben lang nichts anderes arbeiten. Sofort ging er in den Wald, um Holz auszuwählen, denn er war entschlossen, kein unpassendes Material zu verwenden. Er suchte und verwarf Stock um Stock. Seine Freunde verließen ihn allmählich, denn sie wurden über ihren Werken alt und starben; er aber wurde nicht um einen Augenblick älter. Sein einzigartiges Vorhaben und sein Entschluß begabten ihn mit ewiger Jugend, ohne daß er es wußte. Weil er mit der Zeit keinen Kompromiß schloß, hielt sich die Zeit von ihm fern und seufzte nur aus der Ferne, weil sie ihm nichts anhaben konnte. Ehe er einen in jeder Hinsicht geeigneten Stock gefunden hatte, war die Stadt Kuru eine bemooste Ruine, und der Künstler saß auf einem ihrer Trümmerhaufen und schälte seinen Stock. Ehe er ihm die richtige Form gegeben hatte, war die Dynastie der Candahar ausgestorben, und mit der Spitze des Stockes schrieb er den Namen des Letzten dieses Geschlechts in den Sand. Dann nahm er seine Arbeit wieder auf. Als er den Stab geglättet und poliert hatte, war Kalpa nicht mehr der Polarstern. Ehe er den Stab beschlagen und den Knauf mit kostbaren Edelsteinen verziert hatte, war Brahma oftmals aufgewacht und wieder eingeschlafen. Aber warum halte ich mich bei diesen Dingen auf? Als er die letzte Hand an das Werk gelegt hatte, wuchs es vor den Augen des erstaunten Künst-

lers plötzlich zur schönsten aller Schöpfungen Brahmas. Indem er den Stab fertigte, hatte er eine neue Welt geschaffen, eine Welt schönsten Ebenmaßes. Wohl waren darin die alten Städte und Dynastien verschwunden, aber schönere, ruhmreichere hatten ihren Platz eingenommen. Und nun sah er an dem Haufen frischer Späne zu seinen Füßen, daß für ihn und sein Werk der frühere Lauf der Zeit eine Täuschung gewesen und nicht mehr Zeit verstrichen war, als ein einziger Funke braucht, aus Brahmas Gehirn zu fallen und den Zunder eines Menschenhirns zu entzünden. Das Material war rein, und seine Kunst war rein. Mußte nicht das Ergebnis herrlich sein?

Keine Ansicht, die wir einer Sache zu geben vermögen, wird uns letztlich so viel nützen wie die Wahrheit. Sie allein nutzt sich nicht ab. Meist sind wir gar nicht da, wo wir sind, sondern stehen falsch. Durch eine mangelnde Festigkeit unserer Natur setzen wir einen Fall und stellen uns selbst hinein. Folglich sind wir zugleich in zwei Positionen, so daß es doppelt schwer ist, herauszukommen. In gesunden Augenblicken beachten wir nur die Tatsache, den gegebenen Fall. Sage immer, was du sagen mußt, nicht, was du sagen solltest! Jede Wahrheit ist besser als Ausflüchte..

Wie unbedeutend auch dein Leben sein mag, nimm es an und lebe es! Weiche ihm nicht aus und beschimpfe es nicht. Es ist nicht so schlecht wie du. Wenn du am reichsten bist, sieht es am ärmlichsten aus. Wer Fehler finden will, findet sie auch im Paradies. Hab dein Leben lieb, arm wie es ist. Vielleicht kann man auch im Armenhaus erfreuliche, angenehme, ja wunderbare Stunden erleben. Die Fenster des Armenhauses spiegeln die sinkende Sonne ebenso prächtig wie der Palast des Reichen, und der Schnee

schmilzt im Frühling vor beider Türen gleichzeitig. Ich verstehe nicht, warum nicht ein ausgeglichenes Gemüt hier ebenso zufrieden leben kann wie in einem Schloß. Die Armen der Stadt scheinen mir oftmals das unabhängigste Leben von allen zu führen. Vielleicht sind sie einfach groß genug, um ohne Unbehagen Almosen zu empfangen. Die meisten Leute glauben sich erhaben darüber, von der Stadt unterstützt zu werden. Es kommt jedoch oft vor, daß sie nicht erhaben darüber sind, sich mit unehrlichen Mitteln zu erhalten, die weniger gut angeschrieben sein sollten. Pflegt die Armut wie eine Gartenpflanze gleich den Weisen! Strebt nicht so sehr danach, Neues zu erwerben, seien es Kleider oder Freunde. Kehrt die alten um; kehrt zu ihnen zurück. Die Dinge verändern sich nicht, wir ändern uns. Verkauft eure Kleider und behaltet eure Gedanken. Gott wird dafür sorgen, daß es euch nicht an Gesellschaft fehlt. Wäre ich mein Leben lang auf eine Ecke in der Bodenkammer beschränkt wie eine Spinne, die Welt würde mir gerade so groß sein, solange ich meine Gedanken um mich hätte.. Trachtet nicht so ängstlich danach, euch zu entwickeln und vielen Einflüssen zu unterwerfen, die ihr Spiel mit euch treiben. Das lenkt alles ab. Demut und Dunkelheit enthüllen die himmlischen Lichter. Die Schatten der Armut und Niedrigkeit sammeln sich um uns, »und siehe, die Schöpfung weitet sich vor unserm Blick«. Oft werden wir daran erinnert, daß unsere Ziele die gleichen sein müssen und unsere Mittel im wesentlichen auch die gleichen sind, wenn uns der Reichtum des Krösus gegeben wäre. Außerdem: wenn du durch Armut in deiner Bewegungsfreiheit gehindert bist, dir beispielsweise keine Bücher und Zeitungen kaufen kannst, dann bist du auf die

wichtigsten und lebensnotwendigsten Erfahrungen angewiesen. Du mußt mit dem vorliebnehmen, was am meisten Zucker und Stärke hergibt. Am Mark ist das Leben am süßesten. Du bist dann davor gefeit, dein Leben zu vertändeln. Kein Mensch verliert auf einer niederen Stufe durch Großmut auf einer höheren. Mit überflüssigem Reichtum kann man nur Überflüssiges erwerben. Nichts von dem aber, was die Seele notwendig braucht, kann man mit Geld kaufen.

Ich lebe im Winkel einer bleiernen Mauer. In dieses Blei wurde ein klein wenig Glockenmetall eingegossen. Während meiner Mittagsruhe erreicht meine Ohren oft ein verwirrtes Tintinnabulum von draußen. Das ist der Lärm meiner Zeitgenossen. Meine Nachbarn erzählen mir von ihren Erlebnissen mit berühmten Herren und Damen und mit welch geachteten Persönlichkeiten sie zu Tische saßen. Mich interessiert all das ebensowenig wie der Inhalt der Tageszeitung. Interesse und Unterhaltung drehen sich nur um Kleider und Sitten. Eine Gans bleibt aber eine Gans, wie man sie auch kleidet. Sie erzählen mir von Kalifornien und Texas, von England und Indien, vom ehrenwerten Herrn A. aus Georgia oder aus Massachusetts, von allerlei vorübergehenden, vergänglichen Erscheinungen. Schließlich entspringe ich aus ihrem Hof wie der Mameluckenbei . . Ich freue mich, daß ich nicht in einer Prozession mit Prunk und Pracht in einen herrlichen Palast nach Hause komme, sondern still mit dem Baumeister der Welt wandeln darf. Ich mag nicht in diesem ruhelosen, nervösen, gehetzten und trivialen 19. Jahrhundert leben, sondern stehe oder sitze gedankenvoll abseits, wenn es vorbeizieht. Was feiern die Menschen? Sie sind alle in einem Vergnügungsausschuß und erwarten stündlich eine Ansprache von

irgendwem. Gott ist nur der Präsident des Tages, und Webster ist sein Wortführer. Ich überlege gern und fasse Entschlüsse und neige dem zu, was mich am meisten und am berechtigsten anzieht. Ich hänge mich nicht an die Waagstange und versuche weniger zu wiegen. Ich setze nicht einen Fall, sondern nehme den Fall, der besteht. Ich will den Pfad entlanggehen, den ich einzig gehen kann und auf dem mir keine Gewalt widersteht. Es befriedigt mich nicht, einen Bogen zu errichten, ehe ich ein Fundament habe. Wir wollen uns nicht auf dünnes Eis wagen. Überall gibt es festen Grund. Wir lesen von dem Reisenden, der einen Jungen fragte, ob der Sumpf vor ihnen festen Boden habe. Der Junge antwortete, den habe er. Aber plötzlich sank das Pferd des Reisenden bis zum Sattelgurt ein, und er sagte zu dem Knaben: »Ich meinte, du hättest gesagt, dieser Sumpf habe festen Grund?« »Den hat er auch», antwortete jener, »aber Ihr habt noch nicht die Hälfte des Weges bis dahin zurückgelegt.« So ist es mit den Sümpfen und Sandbänken der Gesellschaft. Aber wer das weiß, ist ein alter Knabe. Nur das ist gut, was man bei einer ganz bestimmten, seltenen Konstellation der Dinge denkt, sagt oder tut. Ich möchte nicht einer von denen sein, die töricht einen Nagel in dünne Latten oder Putz einschlagen. Dann würde ich nachts nicht schlafen können. Gebt mir einen Hammer und laßt mich nach den Fugen suchen! Verlaß dich nicht auf Kitt. Schlag einen Nagel ein und verankere ihn so sorgfältig, daß du nachts aufwachen und mit Befriedigung an dein Werk denken kannst, an ein Werk, zu dem du getrost die Muse anrufen darfst. Dann hilft dir Gott, aber nur dann. Jeder eingeschlagene Nagel sollte eine Schraube in der Weltmaschine sein, mit der du ihr Werk in Gang hältst.

Gebt mir lieber Wahrheit statt Liebe, Geld oder Ruhm. Ich saß an einer Tafel, die mit Speisen und Wein überreich bestellt war, und wurde aufmerksam bedient. Aber Aufrichtigkeit und Wahrheit gab es nicht. Und ich stand hungrig von dem ungastlichen Tisch auf. Die Gastfreundschaft war kalt wie Eis und brauchte nicht erst gekühlt zu werden. Man sprach mir von dem Alter des Weins und dem berühmten Weinberg. Ich aber dachte an einen älteren, jüngeren und klareren Wein, einen herrlicheren Weinberg, den es hier nicht gab und den man nicht kaufen konnte. Stil, Haus und Hof, Bewirtung und »Unterhaltung« galten mir nichts. Ich sprach beim König vor, aber er ließ mich im Vorzimmer warten und benahm sich wie einer, der zur Gastlichkeit unfähig ist. In meiner Nachbarschaft lebte ein Mann in einem hohlen Baum. Sein Benehmen war wahrhaft königlich. Ich hätte lieber ihn besuchen sollen.

Wie lange werden wir in unseren Säulenhallen sitzen und eitle, schäbige Tugenden pflegen, die von jeder Arbeit beschämt werden? Das ist, als finge einer den Tag mit Langmut an und dingt einen Knecht, seine Kartoffeln zu hacken. Am Nachmittag übt er christliche Milde und Barmherzigkeit in berechnender Güte. Denk an den chinesischen Hochmut und die schale Selbstzufriedenheit der Menschen. Diese Generation bildet sich etwas darauf ein, daß sie das letzte Glied einer stolzen Reihe ist. In Boston und London, in Paris und Rom spricht sie eingedenk ihrer Herkunft befriedigt von ihren Fortschritten in Kunst und Wissenschaft. Es gibt da die Berichte der Philosophischen Gesellschaften und die öffentlichen Lobreden auf g r o ß e M ä n n e r. Der alte Adam bewundert seine eigene Tugend! »Ja, wir haben große Taten getan

und göttliche Weisen gesungen, die unsterblich sind«, d. h. solange wir uns daran erinnern können. Die gelehrten Gesellschaften und bedeutenden Männer Assyriens – wo sind sie? Welch jugendliche Philosophen und Forscher sind wir doch! Nicht einer meiner Leser hat bisher ein ganzes menschliches Leben gelebt. Vielleicht sind dies erst die Frühlingsmonate im Leben der Menschheit. Hätten wir sieben Monate lang das Jucken gehabt, so hätten wir doch in Concord die alle siebzehn Jahre auftretende Heuschreckenplage noch nicht kennengelernt. Wir kennen nur das feinste Häutchen des Erdballs, auf dem wir leben. Die meisten haben nicht sechs Fuß unter die Oberfläche gegraben oder sind gar ebenso hoch in die Luft gesprungen. Wir wissen gar nicht, wo wir sind. Außerdem schlafen wir fast die Hälfte der Zeit fest. Dennoch halten wir uns für weise und haben auf der Oberfläche eine Ordnung festgesetzt. Wahrlich, wir sind tiefe Denker und strebsame Geister! An den großen Wohltäter und Geist muß ich denken, der über dem Menscheninsekt steht wie ich über dem Tier, das unter mir zwischen den Tannennadeln auf dem Waldboden krabbelt und sich vor mir verbergen möchte. Ich frage mich, warum es so kleinmütig denkt und sein Haupt vor dem verbirgt, der sein Wohltäter sein könnte und seinem Geschlecht große Erkenntnisse zu vermitteln wüßte.

Es gibt in der Welt einen unaufhörlichen Strom von Neuigkeiten, und doch dulden wir unerträgliche Stumpfheit. Ich brauche nur daran zu denken, was für Predigten man in den fortschrittlichsten Ländern zu hören bekommt. Es gibt Worte wie Freude und Sorge, aber sie belasten nur unseren Gesang, den wir durch die Nase vortragen, während wir an das Alltägliche und Gemeine glauben. Wir meinen, wir könn-

ten einfach die Kleider wechseln. Angeblich ist das Britische Reich sehr groß und angesehen, und die Vereinigten Staaten sind eine Weltmacht. Wir glauben nicht, daß eine Flut hinter jedem Menschen steigt und fällt, die das Britische Reich fortschwemmen kann wie einen Holzspan – wenn ein Mensch diesen Gedanken fassen könnte. Wer weiß, welche neue siebzehnjährige Heuschreckenplage nächstens aus dem Erdboden aufsteigt? Die Regierung der Welt, in der ich lebte, war nicht wie die Englands nach dem Essen bei einem Glas Wein gebildet worden.

Unser inneres Leben gleicht dem Wasser im Fluß. Es kann in diesem Jahr höher steigen, als ein Mensch es je erlebt hat, und das dürre Hochland überfluten. Gerade dieses Jahr kann das große Ereignis bringen und alle unsere Bisamratten ersäufen. Es war nicht immer trockenes Land dort, wo wir wohnen. Weit im Binnenland sehe ich die Ufer, die der Strom früher bespülte, als die Wissenschaft seine Überschwemmungen noch nicht zu verzeichnen begann. Jedermann hat die Geschichte gehört, die in Neuengland die Runde machte: Daß ein schöner, kräftiger Käfer aus der trockenen Platte eines Apfelholztisches hervorkam, der sechzig Jahre in des Bauern Küche gestanden hatte. Der Käfer kroch aus einem Ei, das noch viele Jahre früher in den lebendigen Apfelbaum gelegt worden war, wie man an der Zahl der Jahresringe darüber ersehen konnte. Wochenlang hörte man den Käfer nagen, vielleicht war er durch die Wärme eines Teekessels ausgebrütet worden. Wer fühlt nicht seinen Glauben an Auferstehung und Unendlichkeit bestärkt, wenn er das hört? Wer kann denn wissen, welches schöne, geflügelte Wesen unerwartet aus dem trivialsten und alltäglichsten Möbelstück der Menschheit her-

vorkommen kann, um endlich seinen Sommer selig zu genießen? Sein Ei lag vielleicht jahrhundertelang unter vielen konzentrischen Holzringen im toten, trocknen Leben der Gesellschaft begraben und war doch einstmals in den Splint des grünen lebendigen Baumes abgelegt worden, der sich allmählich in sein duftendes Grab verwandelte. Vielleicht hörte die erstaunte Familie der Menschheit, wie sich dieses Leben jahrelang herausnagte, wenn sie an der festlichen Tafel saß.

Ich will nicht behaupten, daß Hinz oder Kunz das begreifen werden. Solcher Art aber ist jener Morgen, der durch den bloßen Lauf der Zeit niemals anbrechen kann. Das Licht, das uns die Augen blendet, ist Dunkelheit für uns. Nur der Tag dämmert, zu dem wir erwacht sind. Noch mancher Tag wird heraufdämmern: Die Sonne ist nur ein Morgenstern.



AUS DEN ESSAYS



AUS »BÜRGERLICHER UNGEHORSAM«

»Die beste Regierung regiert am wenigsten«, diesem Wahlspruch stimme ich von Herzen zu, doch wäre es mir lieb, er würde schneller und systematischer befolgt. Letztlich hieße das nämlich: »Die beste Regierung regiert überhaupt nicht.« Das ist auch meine Überzeugung. Aber erst wenn die Menschen dafür reif sind, werden sie eine solche Regierung haben.

Die Regierung selbst ist der Weg, auf dem die Menschen es für richtig befunden haben, ihren Willen auszuführen. Sie kann ebenso leicht mißbraucht und verkehrt werden wie ein Volk mit ihrer Hilfe arbeiten kann.

Sollte es nicht einmal eine Regierung geben können, in der nicht im wesentlichen die Mehrheit über Recht und Unrecht entscheidet, sondern das Gewissen? Die Mehrheiten würden dann nur in denjenigen Fragen entscheiden, auf die man den Grundsatz der Nützlichkeit anwenden kann.

Meiner Meinung nach sollten wir in erster Linie Menschen sein und dann erst Bürger.

Ein Weiser ist nur als Mensch nützlich und gibt sich nicht dazu her, »Lehm« zu sein, »mit dem man das Loch gegen den Wind verstopft«. Nein, dieses Amt überläßt er dem Staub.

Mitunter muß ein Volk ebenso wie der Einzelne Recht tun, koste es, was es wolle.

Wir sagen gewöhnlich, die Masse der Menschen sei nicht reif. Aber der Fortschritt geht langsam, weil die Wenigen nicht wesentlich weiser oder besser sind als die Vielen. Es ist nicht so wichtig, daß viele ebenso gut sind wie du. Aber wichtig ist, daß es irgendwo absolute Tugend gibt, dann wird sie die ganze Masse durchdringen. Wohl gibt es Tausende, die in der Theorie Gegner der Sklaverei und des Krieges sind. Tatsächlich unternehmen sie aber nichts, um beides aus der Welt zu schaffen. Sie halten sich für Kinder Washingtons und Franklins, setzen sich mit den Händen in den Taschen hin und sagen, sie wüßten nicht, was zu tun sei. Und folglich tun sie nichts.

Auf einen Tugendhaften kommen neunhundertneunundneunzig Gönner der Tugend. Es ist aber leichter, mit dem wirklichen Eigentümer einer Sache auszukommen als mit ihrem zeitweiligen Hüter.

Selbst wenn man für das Recht stimmt, hat man noch nichts dafür getan. Man drückt damit nur schwach vor den anderen den Wunsch aus, daß es siegen möge. Ein Weiser überläßt das Recht nicht der Gnade des Zufalls.

Handelt man nach bestimmten Grundsätzen, betrachtet man das Recht und seine Ausübung, dann verändern sich die Dinge und die Verhältnisse. Das ist wirklich revolutionär und stimmt nicht mit dem überein, was war. Nicht nur Staat und Kirche werden dadurch geschieden, sondern auch Familien; ja, das In-

dividuum selbst wird in sich uneins, das Teuflische in ihm scheidet sich vom Göttlichen.

Warum ermutigt die Regierung ihre Untertanen nicht, wachsam ihre Fehler aufzuzeigen, und handelt nicht besser, als sie es von ihren Untertanen verlangt? Muß man denn immer wieder Christus kreuzigen, Kopernikus und Luther exkommunizieren und Washington und Franklin für Rebellen erklären?

Auf jeden Fall ist es meine Pflicht, mich nicht für den Mißstand herzugeben, den ich verdamme.

Ein Mensch soll nicht alles tun, sondern überhaupt etwas tun. Weil er nicht alles tun kann, braucht er nicht notwendig etwas Falsches zu tun.

Unter einer Regierung, die einen Menschen zu Unrecht gefangensetzt, ist auch für den rechtlich Denkenden das Gefängnis der rechte Aufenthaltsort.

Der Staat würde nicht lange zögern, hätte er die Wahl, alle aufrechten Menschen einzusperren oder Krieg und Sklaverei aufzugeben. Zahlten tausend Menschen in diesem Jahr ihre Steuer nicht, so wäre das keine gewalttätige oder blutige Maßnahme. Zahlen sie aber, so ermöglichen sie dem Staat Gewalttätigkeiten und ungerechtes Blutvergießen. Dies ist tatsächlich die Definition einer friedlichen Revolution, wenn so etwas überhaupt möglich ist.

Ist es nicht auch eine Art Blutvergießen, wenn das Gewissen verwundet wird? Durch diese Wunde strömen eines Menschen wirkliche Mannhaftigkeit und Unsterblichkeit aus. Er blutet sich zu ewigem Tode.

Lebte ein Mensch ganz ohne Geld, so würde selbst der Staat zögern, es ihm abzuverlangen. Ich will hier keinen gehässigen Vergleich ziehen, aber der Reiche ist immer der Institution hörig, die ihn reich macht.

Das Beste, was der Reiche für seine Bildung tun kann, ist, daß er diejenigen Pläne zu verwirklichen sucht, die er in der Zeit seiner Armut hatte.

Ich persönlich glaube von mir selbst kaum, daß ich mich jemals gern auf den Schutz des Staates verließe.

In sich selbst muß man leben und von sich selbst abhängig sein, immer gerüstet und reisefertig und nicht in tausend Angelegenheiten verwickelt. Auch in der Türkei kann einer reich werden, wenn er ein guter Untertan der türkischen Regierung ist. Konfuzius sagte einmal: »Wird ein Staat nach den Grundsätzen der Vernunft regiert, dann sind Armut und Elend eine Schande. Wird ein Staat nicht nach den Gesetzen der Vernunft regiert, dann sind Reichtum und Ansehen eine Schande.« Nein. Ich kann es mir leisten, Massachusetts den Gehorsam aufzusagen und sein Recht auf meine Güter und mein Leben zu bestreiten. Es sei denn, ich brauche seinen Schutz in einem Hafen des Südens, wo mir Gefahr droht, oder ich will mir zu Hause durch friedliche Arbeit einen Besitz aufbauen.

Fallen eine Eichel und eine Kastanie nebeneinander, so nicht, weil eine zu faul ist, der andern Platz zu machen, sondern weil jede ihrem Gesetz gehorcht. Beide gehen auf, wachsen und gedeihen so gut sie können, bis vielleicht eine die andere überflügelt und vernichtet. Kann eine Pflanze nicht ihrer Natur gemäß leben, so stirbt sie. Beim Menschen ist es genau so.

Ich weiß, daß die meisten Menschen anders denken als ich. Aber diejenigen, die von Berufs wegen ihr Leben dem Studium dieser oder verwandter Probleme widmen, befriedigen mich so wenig als nur irgendjemand. Staatsmänner und Gesetzgeber, die mitten darinstehen, sehen die Institution des Staates niemals nackt und scharf. Sie wollen die Gesellschaft bewegen, haben aber keinen Angelpunkt außerhalb ihrer. Sie mögen Männer von Erfahrung und Einsicht sein. Zweifellos haben sie geniale und sogar nützliche Systeme erfunden, für die wir ihnen aufrichtig danken. Aber ihr Geist und ihre Nützlichkeit liegen innerhalb bestimmter ziemlich enger Grenzen. Gewöhnlich haben sie vergessen, daß die Welt nicht von Politik und Nützlichkeit regiert wird.

Wer keine reineren Quellen der Wahrheit kennt, ihren Lauf nicht höher hinauf verfolgt hat, hält sich an die Bibel und die Verfassung – und er tut klug daran. Dort trinkt er Wahrheit in Ehrfurcht und Demut. Diejenigen aber, die sehen, wo die Wahrheit in diesen See oder jene Pfütze versickert, sie gürten wiederum ihre Lenden und setzen ihre Pilgerfahrt nach der Quelle fort.

Menschen mit einer genialen Begabung für die Gesetzgebung sind selten in der Weltgeschichte. Redner, Politiker und beredte Männer gibt es zu Tausenden. Noch aber hat der nicht gesprochen, der fähig wäre, die vielen umstrittenen Fragen unserer Zeit zu lösen. Wir lieben die Beredsamkeit um ihrer selbst willen, nicht aber um der Wahrheit willen, die darin liegen kann, oder um des Heldentums willen, das sie vielleicht entfacht.

Noch ist die Autorität der Regierung nicht rein, auch die einer solchen Regierung nicht, der ich mich unter-

werfen würde. Denn gern will ich denen gehorchen, die mehr wissen und verständiger sind als ich, ja in manchen Dingen will ich selbst denen folgen, die weder mehr wissen noch verständiger sind. Damit die Regierung streng gerecht sei, müßte sie die Unterstützung und Zustimmung der Regierten haben. Sie kann über meine Person und meinen Besitz kein absolutes Recht haben, das ich ihr nicht zubillige. Der Fortschritt von der absoluten zur konstitutionellen Monarchie und schließlich zur Demokratie ist ein Fortschritt zu wahrer Achtung vor dem Individuum. Sogar der chinesische Philosoph war weise genug, das Individuum als Grundlage des Reiches anzuerkennen. Ist die uns bekannte Demokratie die höchste Regierung? Kann man nicht einen Schritt weitergehen in der Anerkennung und Organisation der Menschenrechte? Es wird niemals einen wirklich aufgeklärten und freien Staat geben, ehe der Staat nicht das Individuum als höhere und unabhängige Macht anerkennt. Von ihr hängt alle staatliche Macht und Autorität ab. Entsprechend muß der Staat das Individuum behandeln. Ich male mir mit Vorliebe einen Staat aus, der es sich schließlich leisten kann, gegen alle Menschen gerecht zu sein und das Individuum achtungsvoll als Nachbarn zu behandeln. Dieser Staat würde sich nicht in seinem Frieden beeinträchtigt finden, wenn einige abseits lebten und sich nicht mit ihm befaßten oder von ihm umfassen ließen und doch ihre Pflichten als Nachbarn und Mitmenschen erfüllten. Trüge ein Staat diese Früchte und ließe sie herabfallen, sobald sie reif wären – er würde den Weg bereiten für einen noch vollkommeneren und herrlicheren Staat. Vorgestellt habe ich mir auch diesen schon, aber ich sah ihn noch nirgends.

AUS »LEBEN OHNE GRUNDSATZ«

Mag ich auch der größte Narr im ganzen Land sein, so bin ich doch nicht verpflichtet, nur angenehme Dinge zu sagen oder solche, denen die Zuhörer beistimmen werden. Daher bin ich entschlossen, ihnen eine starke Dosis meiner selbst zu verabreichen. Sie haben nach mir geschickt und sich verpflichtet, mich zu bezahlen, also sollen sie mich haben, und sollte ich ihnen lästiger fallen als alles bisher Erlebte.

Sehen wir uns doch einmal an, wie wir unser Leben verbringen! Diese Welt ist ein Handelsplatz. Welche Geschäftigkeit! Welches Gewimmel! Fast jede Nacht erwache ich vom Keuchen der Lokomotive. Sie stört meine Träume. Einen Sabbat gibt es nicht. Herrlich wäre es, die Menschheit einmal nur müßig zu sehen. Es gibt aber nur Arbeit, Arbeit, Arbeit. Nur mit Schwierigkeiten kann ich mir ein leeres Buch kaufen, um meine Gedanken hineinzuschreiben; denn die Bücher sind eingeteilt für Mark und Pfennige. Ein Ire, der mich mit einem liniierten Buch eine Minute auf dem Felde spazierengehen sähe, würde nicht daran zweifeln, daß ich meine Einkünfte überschlüge. Wenn ein Mann als Kind zum Fenster herausgefallen und dadurch zum Krüppel geworden ist oder durch die Indianer des Verstandes beraubt wurde, dann beklagt man das in erster Linie deshalb, weil er damit untauglich geworden ist – für das Geschäft. Ich glaube, daß nichts der Dichtung, der Philosophie, ja dem Leben selbst mehr widerspricht als diese unentwegte Geschäftigkeit, nicht einmal das Verbrechen kommt ihr gleich.

In den Außenbezirken unserer Stadt gibt es einen rohen, lauten Geldmenschen, der längs seines Feldes unterhalb des Hügels einen Erdwall aufwerfen will. Das hat ihm der Staat in den Kopf gesetzt, um ihn vor Schaden zu bewahren. Nun möchte er, daß ich drei Wochen dort mit ihm grabe. Das Ergebnis wird wahrscheinlich sein, daß er noch mehr Geld zu speichern bekommt. Das hinterläßt er dann seinen Erben, und sie vergeuden es sinnlos. Ginge ich zu ihm, so würde man mich als sehr tätigen, fleißigen Mann ansehn. Wenn ich es aber vorziehe, mich an solche Arbeiten zu machen, die zwar weniger Geld aber mehr wahren Erfolg versprechen, so wird man mich wohl für einen Müßiggänger halten.

Wer den halben Tag aus bloßer Liebe zum Wald darin spazierengeht, läuft Gefahr, als Landstreicher angesehn zu werden. Verbringt er aber den ganzen Tag als Spekulant, indem er diese Wälder schlägt und die Erde vor der Zeit kahl macht, dann wird er als fleißiger, unternehmender Bürger gepriesen. Hat denn eine Stadt kein anderes Interesse an ihren Wäldern, als sie abzuholzen?

Wenn der Arbeiter nicht mehr als den Lohn bekommt, den ihm sein Lohnherr zahlt, ist er betrogen – er betrügt sich selbst. Als Schriftsteller oder Vortragender muß man beliebt sein, um Geld zu verdienen, d. h. aber, man muß steil bergab gehn. Die Gesellschaft wird am bereitwilligsten die Dienste bezahlen, die man nur höchst ungern tut. Man wird dann dafür bezahlt, daß man weniger ist als ein Mensch. Der Staat pflegt ein Genie nicht weiser zu belohnen.

Das Ziel des Arbeitenden sollte nicht sein, sich seinen

Lebensunterhalt zu verdienen oder eine einträgliche Arbeit zu finden, sondern eine bestimmte Arbeit gut zu tun. Sogar in finanzieller Hinsicht wäre es für eine Stadt von Vorteil, wenn sie ihre Arbeiter so gut bezahlte, daß diese das niedrige Ziel ihrer Arbeit gar nicht gewahrten; daß sie glaubten, nicht nur für den Lebensunterhalt zu arbeiten, sondern für wissenschaftliche, ja ethische Zwecke. Man soll niemals jemanden anstellen, der einem die Arbeit um des Geldes willen macht und nicht aus Liebe zur Arbeit.

Ein tüchtiger, wertvoller Mann tut, was er kann, ob ihn nun die Gemeinde dafür bezahlt oder nicht. Die Untüchtigen aber bieten ihre Unzulänglichkeit dem an, der am meisten bietet.

Was ich klarmachen möchte, ist, daß ein Mensch sehr tätig sein kann und doch seine Zeit falsch verwendet.

Nach den durchschnittlichen Anforderungen, die die Menschen an das Leben stellen, lassen sich zwei wesentliche, streng unterschiedene Gruppen erkennen. Den einen genügt ein normaler Erfolg, wenn er mit allen Schüssen ins Schwarze trifft. Die andern jedoch, wie unbedeutend und erfolglos ihr Leben auch sein mag, heben ihre Ziele unentwegt dem Horizont entgegen, und sei es nur in einem kleinen Winkel. Ich möchte um jeden Preis zu diesen letzteren gehören. Allerdings sagen die Orientalen: »Dem begegnet die Größe nicht, der immer zu Boden blickt, und alle, die in die Luft starren, werden arm.«
Beachtlicherweise gibt es fast keine Literatur darüber, wie man sich seinen Lebensunterhalt verdienen kann, und wie man das nicht nur ehrlich und ehrenhaft, sondern ganz verlockend und herrlich tun kann. Wenn

nämlich der Erwerb des Lebensunterhalts nicht so ist, ist es das Leben auch nicht.

Der Ehrenname des Weisen wird fast immer falsch angewendet. Wie kann denn der weise sein, der nicht besser zu leben versteht als andere Menschen?

Die Art, wie sich die meisten Menschen ihren Lebensunterhalt sichern, ist ein Notbehelf. Man drückt sich auf diese Weise vor der wahren Aufgabe des Lebens, weil man es weder anders will, noch anders versteht. Man sehe etwa den Ansturm auf Kalifornien[1]. Die Einstellung, die nicht nur Kaufleute, sondern auch Philosophen und Propheten dazu haben, wirft einen dunklen Schatten auf das Menschengeschlecht. Daß doch so viele bereit sind, auf gut Glück zu leben und dadurch die Mittel zu erwerben, weniger Glückliche in ihren Dienst zu zwingen! Damit vergrößern sie den Wert der menschlichen Gesellschaft nicht. Und so etwas nennt man Unternehmungsgeist! Eine erstaunlichere Zunahme der Unmoral im Handel und in den üblichen Methoden des Gelderwerbs ist mir nicht bekannt. Philosophie und Dichtung einer solchen Menschheit sind nicht so viel wert wie das Innere eines Bovists.

Lehrt uns Gott, uns zu ernähren, indem wir graben, wo wir niemals pflanzten, und wollte Er uns vielleicht mit Goldklumpen belohnen?
Gott gab dem Rechtschaffenen ein Anrecht auf Nahrung und Kleidung, der Unehrliche fand eine Zweitschrift in Gottes Schatzkammern. Er eignete sie sich an und erhielt Nahrung und Kleidung wie der andere. Dies ist

[1] Das erste kalifornische Gold wurde von J. W. Marshall (1810—1885) auf dem Grundbesitz seines Partners, des Deutschschweizers J.A. Sutter (1803—80) am 24. Januar 1848 entdeckt und damit das »Goldfieber« ausgelöst.

eines der verbreitetsten Betrugssysteme, das die Welt jemals gesehen hat. Ich wußte gar nicht, daß die Menschheit an Goldmangel leidet; davon habe ich nicht viel bemerkt. Ich weiß, daß Gold sehr anpassungsfähig ist, wenn auch nicht so anpassungsfähig wie der Verstand. Ein Körnchen Gold vermag eine große Oberfläche nicht so gut zu vergolden wie ein Körnchen Geist.
Der Goldgräber in den Bergschluchten ist ebenso Spieler wie sein Bruder in den Spielsälen von San Franzsico. Macht es denn etwas aus, ob man Staub oder Steine schüttelt? Gewinnst du, so verliert die Allgemeinheit. Der Goldgräber ist der Feind des ehrlichen Arbeiters, mag es auch Kontrolle und Ausgleich geben.

Ich stellte mir das Leben eines Goldgräbers vor und mußte wie andere Menschen dabei an mein eigenes unbefriedigendes Dasein denken. Könnte ich nicht auch täglich Gold waschen, fragte ich mich, und seien es nur die kleinsten Stäubchen? Könnte ich nicht einen Schacht hinuntertreiben in die Goldader in mir und sie ausbeuten? Jedenfalls könnte ich einen Weg einschlagen, auf dem ich in Liebe und Ehrfurcht wandern könnte, sei er auch noch so einsam, eng und gewunden. Wo immer sich einer von der Masse absondert und mit Lust seinen eigenen Weg geht, da ist tatsächlich eine Wegscheide. Gewöhnliche Reisende sehen vielleicht nur eine Lücke im Zaun. Seine einsame Bahn querfeldein wird sich als die höhere der beiden Bahnen erweisen[1].
Nach Kalifornien und Australien hasten die Menschen, als gäbe es dort echtes Gold. Aber damit entfernen sie sich gerade von seinem Fundort. Immer weiter entfernt von wahren Führern schürfen sie und sind höchst

[1] Unübersetzbares Wortspiel: *highway* (Landstraße) – *higher way* (höherer Weg).

unglücklich, wenn sie sich selbst besonders erfolgreich wähnen.

Mit zunehmendem Alter leben wir gefühlloser, wir nehmen uns nicht mehr so zusammen und hören bis zu einem gewissen Grade auf, unseren feineren Instinkten zu folgen. Wir sollten aber wählerisch sein bis an die Grenzen des gesunden Verstandes und die Sticheleien derer überhören, die weniger gesund sind als wir selbst.

Ein einziger kleiner Gedanke ist Totengräber der ganzen Welt. Ich habe kaum je einen verständigen Menschen getroffen, der so weitherzig und wahrhaft liberal gewesen wäre, daß man in seiner Gesellschaft hätte laut denken können. Die meisten, mit denen man sich zu unterhalten bemüht, nehmen bald Stellung gegen eine Einrichtung, an der sie anscheinend Aktionäre sind. Sie sehen die Dinge also nicht von einem allgemeinen, sondern von einem ganz speziellen Gesichtspunkt aus. Unentwegt schieben sie ihr eigenes niederes Dach mit dem bißchen Himmel darüber zwischen mich und den Himmel. Und ich will doch den Himmel ungehindert sehn! Entfernt die Spinnweben, putzt die Fenster, sage ich euch!

Wenn ich ganz unparteiisch bin, muß ich sagen: die besten meiner Bekannten sind nicht heiter, sie ruhen nicht in sich. Gewöhnlich leben sie in bestimmten Formen und schmeicheln dem Erfolg, den sie nur unauffälliger suchen als die übrigen.

Oft beschuldigte ich meine Bekannten einer großen Frivolität. Während wir mancherlei Sitten und Gebräuche befolgen, lehren wir einander nicht Ehrlich-

keit und Aufrichtigkeit, wie selbst die Tiere sie zeigen, noch auch Beständigkeit und Verläßlichkeit wie die Felsen.

Wir müssen nur täglich den Auf- oder Untergang der Sonne erleben, so binden wir uns an ein universales Ereignis. Das würde uns für alle Zeit gesund erhalten.

Soll denn der Geist ein öffentlicher Kampfplatz sein, auf dem Straßenangelegenheiten und Teetischgeschwätz vordringlich diskutiert werden? Oder soll er nicht vielmehr ein Teil des Himmels selbst sein, ein überirdischer Tempel, dem Dienst der Götter geweiht?

Muß ich schon eine Durchgangsstraße sein, dann will ich lieber den Bergbächen dienen, den Strömen vom Parnaß und nicht den Abwässern der Stadt.

Lest nicht die »Zeit« (»The Times«), lest die »Ewigkeit«!

Nicht durch zusammengetragene Einzelheiten werden wir wissend, sondern durch Lichtblitze vom Himmel.

Man sagt, auf dem Schlachtfeld Amerika werde die Schlacht der Freiheit geschlagen. Damit kann gewiß nicht nur Freiheit im politischen Sinn gemeint sein. Zugegeben, der Amerikaner hat sich von seinen politischen Tyrannen befreit. Noch aber ist er der Sklave wirtschaftlicher und moralischer Tyrannis. Nachdem nun die Republik geschaffen ist, die *res publica*, muß man sich um die *res privata* kümmern, um den Stand der persönlichen Angelegenheiten.

Das Land der Freien sei hier? Was bedeutet es schon,

von König Georg[1] frei zu sein und dafür weiterhin Sklave des Königs Vorurteil zu bleiben? Was nützt es, frei geboren zu sein, wenn man nicht frei lebt? Hat irgendeine politische Freiheit Wert, die nicht der moralischen Freiheit dient? Rühmen wir uns einer Sklavenfreiheit oder einer Freiheit, die wirklich frei macht? Wir sind eine Nation von Politikern. Nur die äußerste Verteidigung der Freiheit ist für uns wesentlich. Vielleicht sind unsere Kindeskinder einmal wirklich frei.

Was wahre Kultur und Menschlichkeit anlangt, sind wir noch immer Provinzler; nicht Großstädter, sondern bloße Jonathans[2]. Wir sind es, weil wir unsere Ideale nicht in uns selbst finden, weil wir nicht die Wahrheit verehren, sondern nur ihren Widerschein, weil wir verbogen und beengt sind durch völlige Aufopferung an Handel und Wandel, an Industrie und Landwirtschaft. Dabei sind sie alle nur Mittel, nicht Zweck.

Was jeder Staat, in dem ich bisher gewesen bin, wirklich braucht, ist hohe, ernste Zielstrebigkeit seiner Bewohner. Nur sie erschöpft die »großen Schätze« der Natur und bewertet sie endlich höher als ihre Erzeugnisse. Denn natürlich ist ein Menschenleben zu kurz. Wenn uns die Kultur notwendiger erscheint als Kartoffeln, Aufklärung wichtiger als gezuckerte Pflaumen, dann werden die großen Quellen der Welt besteuert und ausgenutzt. Das Ergebnis oder Marktprodukt sind nicht Sklaven und Fabrikarbeiter, sondern Menschen, jene schönsten Früchte, die man Helden nennt, Heilige, Dichter, Philosophen und Erlöser.

[1] Gemeint ist Georg III. von England (1760—1810), dessen starre, unnachgiebige Politik zum amerikanischen Unabhängigkeitskrieg führte. — [2] Alter Spitzname für die Amerikaner, der von den Engländern schon im 17. Jh. auf die britischen Puritaner angewandt wurde.

ERLÄUTERUNGEN

Abälard, Pierre (1079–1142), lehrte in Paris; einer der Meister mittelalterlicher Philosophie.

Admet, sagenhafter König von Thessalien, dessen Herden der Gott Apollon ein Jahr lang weidete.

Aldebaran, Stern 1. Ordnung im Sternbild des Stieres.

Altair oder *Atair*, Stern 1. Ordnung im Sternbild des Adlers.

Algonkins, eine Gruppe von Indianerstämmen in den Nord- und Oststaaten.

Antäus, Sohn des Meergottes Poseidon und der Erde (Gäa); er war stark, solange er die Erde berührte.

Arkadien, Hirten- und Schäferland im Peloponnes, das von der Dichtung als ein irdisches Paradies gefeiert wird.

Aurora, die Göttin der Morgenröte.

Atlas, der griechischen Sage zufolge der Träger des Himmelsgewölbes und der Hüter des Gartens der Hesperiden.

Bartram, William (1739–1823), Botaniker und Naturforscher aus Philadelphia, Verfasser der »Reisen durch Nord- und Südkarolina usw.« In Teil 3, Kap. 8, beschreibt er die »Moccalassa-Indianer«.

Bhagavad-Gita (»Der Gesang des Erhabenen«, nämlich des Gottes Krischna), berühmtes religionsphilosophisches Lehrgedicht, ein Teil des indischen Heldenepos »Mahabharata« (»Das große Gedicht vom Bharatidengeschlecht«).

Blanchard, Luther, einer der Anführer der aufständischen Kolonisten in der Schlacht von Concord.

Bocksaugenbaum, *Pavia lutea*, ähnlich der weißblühenden Roßkastanie.

Brahma, die unpersönliche Gottheit der im Hinduismus ausgebildeten Gott-Dreiheit Brahma, Vischnu, Schiwa.

Brahmanen oder Braminen, die Angehörigen der indischen Priesterkaste.

Bricken oder Neunaugen, Fisch aus der Gattung der Petromyzontiden, ein häufiger Süßwasserfisch in Europa und Nordamerika.

Buena Vista, Dorf in Mexiko. Dort besiegten am 22. und 23. Februar 1847 die Truppen der Vereinigten Staaten die vierfach überlegene Armee der Mexikaner.

Buttrick, einer der Befehlshaber der Aufständischen in der Schlacht von Concord.

Cambridge College, Cambridge, Mass., ist der Sitz der 1638 begründeten Harvard-Universität, die Thoreau von 1833–1837 besuchte.

Cato d. Ä., »der Zensor« (234–149 v. Chr.), aufrechter, sittenstrenger Staatsmann und Landbebauer, der im Ackerbau die Grundlage des Römischen Reiches sah. Er schrieb »De agri cultura« (»Über den Ackerbau«).

Cato d. J. oder Cato Uticensis (95–46 v. Chr.), Urenkel des Vorigen. Ein Feind Cäsars, gab er sich nach Cäsars Sieg in dem von ihm verteidigten Utica an der nordafrikanischen Küste selbst den Tod.

Cerberus, der dreiköpfige Hund der griechischen Mythologie, der den Eingang der Unterwelt bewachte.

Ceres, altitalische Göttin des Ackerbaus, deren Kult später mit dem der griechischen Demeter, der Göttin der ländlichen Fruchtbarkeit, verschmolz.

Champollion (1790–1832), französischer Gelehrter, Begründer der Ägyptologie und Entzifferer der Hieroglyphen.

Chanticleer, Name des Hahns in der französischen und englischen Tierfabel, der Held der Erzählung des Nonnenpriesters in Chaucers (1340 bis 1400) »Canterbury-Geschichten«.

Chapman, George (1557–1634), englischer Dramatiker und Homerübersetzer.

Clark, William (1770–1838), führte zusammen mit M. Lewis eine beschwerliche Forschungsreise aus, die vom Mittleren Westen über das Felsengebirge und den Columbiafluß entlang bis zum Stillen Ozean führte (1803–1806).

Cönobiten, fromme Männer, die nicht einzeln wie die Anachoreten lebten, sondern in Klöstern und Gemeinschaften. Im Englischen unübersetzbares Wortspiel des Anglers, der keine anbeißenden Fische sieht: *coenobite = I see no bite.*

Damodara, Beiname des indischen Gottes Krischna.

Delphi u. *Dodona*, griechische Orakelstätten. Im Apollonheiligtum von Delphi am Parnaß verkündete eine Priesterin, die Pythia, ihre Weisheitssprüche. Dodona in Epirus war das älteste griechische Zeusheiligtum, wo aus dem Rauschen einer heiligen Eiche geweissagt wurde.

Druiden, keltische Priester, die ihre Gottesdienste teils auf Bergeshöhen, teils in Eichenhainen abhielten.

Echo, der klassischen Sage nach eine Waldnymphe, die sich der Liebe Pans entzog, der sie von Hirten zerreißen ließ und ihre Glieder in alle Welt verstreute. Nach anderer Überlieferung verging ihr Leib aus Kummer darüber, daß Narzissus ihre Liebe verschmähte.

Eulen, *Strigidae:* Schrei- oder Schleiereule, *Strix flammea;* gestreifte Eule, *Strix nebulosa;* Katzeneule, *Asio otus;* Knarr-, Heuleule oder Waldkauz, *Syrnium aluco.*

Evelyn, John (1620–1706), englischer Kunstliebhaber von vielseitiger Bildung; schrieb u. a. über Baumpflanzungen (»Sylva«, 1664), Land- und Gartenbau. Seine Reisen hielt er in einem berühmten Tagebuch fest.

Franklin, Benjamin (1706–1790), Politiker, Schriftsteller und Naturforscher, Erfinder des Blitzableiters. Vor dem englischen Unterhaus verteidigte er die Freiheit der amerikanischen Kolonien. Nach der Unabhängigkeitserklärung, deren Wortlaut er fixieren half, wurde er Gesandter in Frankreich (1776–1785) und Präsident des Exekutionsrates von Pennsylvanien.

Frobisher (gest. 1594), englischer Seefahrer.

Grazien oder Chariten, die drei Göttinnen der Anmut.

Heckbord, der oberste Teil am Heck (Hinterteil) eines Schiffes.

Hanno, Karthager, der um 460 v. Chr. eine Entdeckungsfahrt durch die Säulen des Herkules (heute Straße von Gibraltar) nach Westafrika unternahm und darüber einen Bericht verfaßte, den »*Periplus*« (= Umschiffung), der in griechischer Übersetzung erhalten ist.

Harivansa (»Das Geschlecht des Hari«), indisches Epos, entstanden im Anschluß an das »Mahabharata«; eine Episode daraus, »Die Seelenwanderungen der sieben Brahmanen«, übertrug Thoreau nach einer französischen Übersetzung (herausg. von A. Christy, New York, 1931).

Harpyien, geflügelte Sturmgöttinnen, die den Menschen als Plage gesandt werden. So rauben oder besudeln sie die Speisen des Sehers Phineus (Argonautensage).

Hebe, Tochter des Zeus und der Hera (= Juno). Sie ist die Göttin der Jugend und reicht als Mundschenkin den Göttern den verjüngenden Nektartrank. Hera soll sie nach Genuß von wildem Lattich zur Welt gebracht haben.

Herkules, griech. Herakles, als Sohn des Zeus mit Alkmene vom Zorn der Hera verfolgt. Um seine Freiheit zu erlangen, mußte er zwölf

Arbeiten verrichten, zu denen der Kampf mit der Hydra, einer neunköpfigen Schlange, gehört. Selbst des Herkules übermenschliche Kraft reichte hier nicht aus; nur mit List besiegte er das Untier, indem er von seinem treuen Neffen und Waffengefährten Iolaus seine Waffen glühend machen ließ, so daß die abgeschlagenen Köpfe nicht nachwachsen konnten. Außerdem mußte Herkules den Stall des Augias, in dem 3000 Rinder lange Zeit gestanden hatten, an einem Tage reinigen.

Hindus, ursprünglich der Name der Inder, den ihnen ihre hellhäutigeren westlichen Nachbarn gaben, dann Bezeichnung für die Anhänger des Brahmanismus.

Hôtel des Invalides, das von Ludwig XIV. 1670 gegründete Heim fur Invalide und Veteranen. Im Invalidendom wurde 1840 der Sarkophag Napoleons I. beigesetzt.

Howard, John (1726–1790), englischer Philantrop, setzte sich für die Verbesserung des Gefängniswesens ein.

Hyaden, die Regnenden, Sternbild, benannt nach den Nymphen, die fruchtbaren Regen spendeten.

Hygieia, Tochter des Äskulap, Göttin der Gesundheit.

Hyperboräer, bei den Griechen ein sagenhaftes Volk des Nordens, das in ewigem Licht voll Kraft und Gesundheit lebte.

Ikarus, Sohn des Dädalus, der nach der klassischen Sage entgegen der Mahnung seines Vaters mit den wächsernen Flügeln der Sonne zu nahe kam und ins Meer stürzte, das seitdem seinen Namen trägt. Das Ikarische Meer ist ein Teil des Ägäischen Meers.

Indra, der indische Gott des Kampfes, der oberste Luftgott und Blitzschleuderer.

Jerbilla (oder Jerbod), kleine nordamerikanische Springmaus (*Dipodomys*).

Johnson, Edward (1599–1672), Verfasser einer Geschichte Neuenglands (1654), die unter dem Titel »Wundertätige Vorsehung« bekannt wurde.

Jonson, Ben (1573–1637), englischer Dramatiker, der im Gegensatz zu dem volkstümlichen Shakespeare dem strengeren klassizistischen Drama nacheifert. Die Figuren seiner Lustspiele werden vielfach mit ihrem »humour«, der ihrem Wesen entsprechenden Sonderheit, dargestellt, wodurch eine satirisch-komische Wirkung erzielt wird. Der Vergleichspunkt mit dem Eulenschrei scheint hier das Bittere, Grimmige zu sein, das seinem Humor manchmal anhaftet.

Jupiter, der oberste der italischen Götter, der mit dem griechischen Zeus identisch ist.

Kabir (1440–1518), indischer Dichter und religiöser Reformator.

Kalidasa, der berühmteste altindische Dichter, lebte im 5. Jahrh. n. Chr. Von seinen Werken ist das Drama »Sakuntala« am bekanntesten; es wurde 1789 ins Englische übersetzt.

Karyatiden, Säulen in der Form von meist weiblichen Gestalten, die das Gebälk tragen.

Kassiopeia, Sternbild, benannt nach der Mutter der Andromeda.

Kastalischer Quell am Südabhang des Parnaß bei Delphi; ein Trunk daraus verlieh der Sage nach dichterische Begeisterung.

Köcherfliegen, Phryganeideen, aus der Ordnung der Netzflügler. Sie leben in der Nähe des Wassers und fliegen in der Dämmerung. Ihre Larven bilden aus Pflanzenteilchen, Sandkörnchen u. a. schneckenhausähnliche Gehäuse.

Kohinur (»Berg des Lichtes«), einer der größten Diamanten, der schon im indischen Epos »Mahabharata« besungen wird. Seit 1850 befindet er sich im englischen Kronschatz.

Konfuzius, lat. Namensform von Kung-fu-tse (551–478 v. Chr.). Chinesischer Weiser und Politiker. Das Ziel seiner erst von seinen Schülern aufgezeichneten Morallehre ist die Wohlfahrt des Staates und die Selbstvervollkommnung des Einzelnen.

Lewis, Meriwether (1774–1809), unternahm im Auftrag des Präsidenten Jefferson zusammen mit William Clark (s. o.) eine denkwürdige Expedition nach dem Pazifik.

Krösus, König von Lydien in Kleinasien (um 560 v. Chr.), dessen Reichtum sprichwörtlich war.

Kuru, sagenhafte indische Stadt, nach dem Stamme und mythischen König so genannt. Auf dem Kurufelde in der Nähe von Delhi fand die große Schlacht statt, die im »Mahabharata« und der »Bhagavad-Gita« besungen wird.

Mamelucken, die Leibwache des ägyptischen Herrschers, die unter ihren Anführern, den Beis, allmählich zu großer Macht gelangte. 1811 wurden die Beis, die Pascha Mehmet Ali zu einer Feier eingeladen hatte, von ihm treulos ermordet. Einer von ihnen soll durch den tollkühnen Sprung seines Pferdes entkommen sein.

Manna, zuckerartige Substanz, die von manchen Pflanzen ausgeschieden wird. In der Bibel ist damit eine süßschmeckende Flechte gemeint, die in den entsprechenden Gegenden ganz überraschend auftritt.

Massassoit (1580–1661), mächtiger Indianerfürst in Neuengland, der mit den Kolonisten einen lange währenden Frieden schloß.

Mausoleum, Grabmal, das dem karischen König Mausolos (4. Jh. v. Chr.) von seiner Gemahlin Artemisia zu Halikarnassos in Kleinasien errichtet und zu den sieben Weltwundern gezählt wurde.

Mayflower, »Maienblume«, das Schiff, das 1620 die »Pilgerväter«, die ersten puritanischen Auswanderer, nach Amerika brachte.

Memnon, Sohn der Morgenröte, fiel durch Achill vor Troja. In Ägypten brachte man den Mythus seiner Unsterblichkeit zusammen mit dem Riesenbild des Amenophis III. bei Theben (der »Memnonsäule«), das durch ein Erdbeben zertrümmert wurde und bei den ersten Sonnenstrahlen einen singenden Ton erzeugte. Dies sei Memnons Erwiderung auf den Gruß seiner Mutter.

Mencius, lat. Namensform von Meng-tse, 372–289 v. Chr., chinesischer Weiser, der der Schule des Konfuzius angehört.

Merlin, Zauberer des keltischen Sagenkreises um König Artus.

Minerva, die italische Göttin des Denkens, der Erfindungsgabe und des Handwerks, entsprechend der griechischen Athene.

Mirabeau, Marquis de, Victor de Riquetti (1715 –1789), Vertreter des sog. physiokratischen (d. h. »natürlichen«) Wirtschaftssystems, welches Grund und Boden als einzige Quelle des Reichtums betrachtet und für Privateigentum und Freiheit im Wirtschaftsleben eintritt. Sein Sohn Honoré Gabriel spielt in der Französischen Revolution eine führende Rolle.

Momus, Gott des Spottes, des Tadels und des Widerspruchs.

Mungo Park (1771–1806), schottischer Afrikareisender.

Myrmidonen, das tapfere thessalische Kriegsvolk des Achilleus, das die Griechen bei Troja unterstützte. Der Name wurde herkömmlicherweise von griech. »myrmex« = Ameise abgeleitet.

Ochsenfrosch, *Rana mugiens*, große Froschart, die in Nordamerika heimisch ist und eine besonders laute Stimme hat.

Odysseus, den Warnungen der Zauberin Kirke folgend, ließ sich von seinen Gefährten an den Mast binden, um nicht dem verlockenden Gesang der Sirenen zu erliegen (vgl. Odyssee, 12. Gesang).

Orpheus, thrakischer Sänger, dessen wunderbarer Gesang der Sage nach selbst Bäume und Felsen bewegte und wilde Tiere zähmte. Auf der Heimfahrt der Argonauten aus Kolchis übertönte er den Lockgesang der Sirenen.

Paganini, Niccolo (1782–1840), italienischer Meistergeiger, berühmt wegen seines Spiels auf der G-Saite.

Paphlagonien, antike Landschaft in Kleinasien, deren Bewohner wegen ihres Aberglaubens und ihrer Grobschlächtigkeit verrufen waren.

Parr, Thomas (gest. 1635), ein Engländer, der 1635 angeblich im Alter von 120 Jahren dem König Karl I. vorgestellt wurde.

Parzen, die drei Schicksalsgöttinnen. Klotho spinnt den Lebensfaden, Lachesis bestimmt seine Länge, Atropos schneidet ihn ab.

Patagonier, Bewohner des Südens von Südamerika.

Pechtanne oder gemeine Fichte, *Pinus abies*.

Phöbe, *Sayornus phoebe* oder *fuscus*, ein kleiner Singvogel, der im östlichen Nordamerika häufig ist.

Phönizier, das bekannteste Handelsvolk des Altertums, der semitischen Völkergruppe zugehörig.

Pilpai (auch Bidpai oder Bilpai), angeblicher Verfasser einer weitverbreiteten Fabelsammlung, die auf dem indischen »Pantschatantra« (»Das fünffache Gewebe« von Erzählungen) beruht.

Plejaden, das Siebengestirn, der Sage nach benannt nach den Töchtern des Atlas.

Pluto, auch Hades, der Gott der Unterwelt und Feind des Lebens, der in schauriger Öde haust, wird häufig (wie hier absichtlich) verwechselt mit Plutos, dem Gott des Reichtums.

Pope, Alexander (1688–1744), englischer Dichter klassizistischer Richtung. Er übertrug die Ilias und die Odyssee in heroische Reimpaare.

Puri-Indianer, ein fast ausgestorbener Indianerstamm Brasiliens.

Pygmäen, Volk der Zwerge, das Homer in ständigem Kampf mit den Kranichen schildert.

Pythagoras (geb. um 580 v. Chr.), griechischer Philosoph, dessen Lehre nur in Bruchstücken überliefert ist. Er soll seine Schüler vor dem Genuß von Bohnen gewarnt haben, nicht so sehr, weil ihm die Speise als unrein galt, sondern weil Bohnen von den Griechen bei Wahlen zur Stimmabgabe benutzt wurden. Er forderte sie also dadurch auf, sich der Politik zu enthalten.

Ricardo, David (1772–1823), englischer Nationalökonom; Hauptwerk: »Grundsätze der Staatswirtschaft und Besteuerung« (1807).

Saadi (1184–1291), der berühmteste lehrhafte Dichter Persiens. Seine Werke »Gulistan« (Rosengarten) und »Bostan« (Lustgarten) enthalten morgenländische Weisheit in Vers und Prosa.

Say, Jean Bapt. (1767–1832), franz. Nationalökonom.

Scharlachtangara, *Piranga rubra*, Vogel aus der Ordnung der Sperlingsvögel.

Schlacht am Bunker Hill bei Boston, am 17. Juni 1775, die erste größere Waffentat der aufständischen Kolonisten im Unabhängigkeitskrieg.

Schlacht bei Concord, Abwehrgefecht, das am gleichen Tag wie die Kämpfe bei dem nahen Lexington, 19. April 1775, stattfand. Hier wurde den Engländern von der kolonialen Miliz der erste Widerstand geleistet.

Smith, Adam (1723–1790), Schotte, Begründer der modernen Nationalökonomie durch sein Hauptwerk »Untersuchungen über die Natur und den Ursprung des Wohlstandes der Völker« (1776).

Sparta, neben Athen die bedeutendste Stadt Griechenlands, erzog seine Bürger von frühester Kindheit an zu größter Einfachheit und höchster Opferbereitschaft für den Staat.

Spenser, Edmund (1503–1599), bedeutendster Vertreter der höfisch-allegorischen Dichtung zur Zeit der Königin Elisabeth, der er sein unvollendetes Hauptwerk, die »Feenkönigin« (1589–1596), widmete.

Spierstaude, *Spiraea*, gehört zur Familie der Rosaceen.

Styx, Fluß, der die Unterwelt neunmal durchfließt, benannt nach der ältesten Tochter des Okeanos.

Sumachbaum, *Rhus glabra*, auch Essigbaum genannt, gehört zur Familie der Anakardiaceen, Bäumen mit scharfem Saft und trockener Steinfrucht.

Sykomore oder Wasserbuche, *Platanus occidentalis*, gehört zur Familie der Platanen und ist in Nordamerika beheimatet.

Symmes, John C. (1780–1829), amerikanischer Schriftsteller und Marineoffizier, der durch eine am Nordpol vermutete Öffnung der Erdrinde in das angeblich bewohnbare Erdinnere vorstoßen wollte.

Tagschläfer oder Ziegenmelker, *Caprimulgus*, ein Zugvogel aus der Ordnung der Segler, der vornehmlich in der Dämmerung fliegt.

Tartarus, der tiefe Abgrund unter dem Hades, wo die Verdammten ewige Qualen leiden.

Terminus, der italische Gott der Grenzen und des Eigentums.

Theben, im Altertum die größte Stadt Böotiens, von Homer als »das siebentorige Theben« gepriesen.

Thor, in der nordischen Sage der älteste Sohn Odins. Sein Attribut ist der Donnerhammer Mjölnir.

Totem, ein Handzeichen, das indianische Häuptlinge statt einer Unterschrift benutzen, meist hat es Tiergestalt.

Usneaflechte oder Bartflechte, *Usnea barbata*, silbergraue Baumflechte.

Vischnu, der volkstümlichste Gott der Gnade in der indischen Gott-Dreiheit Brahma, Vischnu und Indra (oder Schiva).

Vitruv, römischer Architekt aus der Zeit des Augustus, dessen Hauptwerk »Von der Baukunst« in der Renaissancezeit wieder zu hohen Ehren kam.

Vulkanus, der mit dem griechischen Hephaistos gleichgesetzte römische Gott des Feuers und der Schmiedekunst.

Webster, Daniel (1782–1852), amerikanischer Staatsmann, nahm in der Sklavenfrage eine zwiespältige Haltung ein, die ihm von Gegnern der Sklaverei, wie Emerson und Thoreau, heftige Vorwürfe eintrug.

Weden (Einzahl: der Weda = das heilige Wissen), die ältesten indischen Schriften, die Hymnen, Ritualvorschriften und deren Erläuterungen enthalten.

Weißfisch, *Alburnus lucidus*, Fisch aus der Familie der Karpfen, lebt in allen stehendgn und fließenden Gewässern Europas und Nordamerikas.

Wendehals, *Lynx torquilla*, Vogel aus der Ordnung der Spechte.

Wilberforce (1759–1833), William, englischer Philanthrop, der 1807 die Abschaffung des Sklavenhandels nach langen Kämpfen durchsetzte.

Winslow, Edward (1595–1655), englischer Puritaner, kam mit der »Maienblume« im Winter 1620 nach Plymouth, Mass., und wurde dreimal Gouverneur der Kolonie Plymouth. Seine Tagebücher und Berichte über die Anfänge der Besiedlung sind von großem geschichtlichem Interesse.

Wollgras, *Eriophorum*, gehört zur Familie der Cyperaceen, perennierender Riedgräser mit seidenglänzender Samenwolle.

Zendawesta, die Heilige Schrift der Parsen, der noch in Indien lebenden Anhänger des Zoroaster, dessen Lehre im »Zendawesta« (»Gesetz und Kommentar«) im 7.–6. Jh. v. Chr. niedergelegt wurde.

Zoroaster, griech. Namensform von Zarathustra, Religionsstifter der alten Iranier, der im 8. oder 6. Jh. v. Chr. die Scheidung von Licht und Finsternis als dem guten und schlechten Prinzip lehrte und eingehende kultische und hygienische Vorschriften gab.

SCHRIFTTUM

Die letzte gründliche amerikanische Gesamtdarstellung ist »*Thoreau*« von Henry Seidel Canby, Boston 1939. – Ältere Biographien: F. B. Sanborn, »*Henry D. Thoreau*«, Boston 1882 (verb. 2. Aufl. 1910) und H. S. Salt, »*The Life of H. D. Thoreau*«, London 1890 und 1896. Neuere Studien u. a.: Mark Van Doren, »*H. D. Thoreau: a critical study*«, Boston und New York 1916; J. Brooks Atkinson, »*Henry Thoreau, the Cosmic Yankee*«, New York 1927. Dazu die kürzeren Würdigungen von R. W. Emerson (1862), J. R. Lowell (1865), W. E. Channing (1873; Neuausgabe 1902), R. L. Stevenson (1882). – Joseph Wood Krutch »*Henry David Thoreau*«, (American Men of Letters Series) London [illegible]. – Eine deutsche Übersetzung (mit knapper Einleitung) von Emma Emmerich erschien 1897 (München, Johann Palm's Verlag, XXII und 356 S.), eine weitere 1905 von Wilhelm Nobbe (Jena und Leipzig; verlegt bei Eugen Diederichs, XXIII und 340 S.). Die [illegible] amerikanische Gesamtausgabe ist die »Walden Edition« in 20 Bänden (I–V Werke, VI Briefe, VII–XX Tagebücher), Boston und New York 1906. Eine gut kommentierte amerikanische Einzelausgabe von »Walden«, besorgt von A. H. Thorndike, erschien in den »Longmans' English Classics« (New York 1910 u. ö.); eine knappe Auswahl als Schulausgabe enthält Velhagen und Klasings Sammlung »English Authors« (Bielefeld und Leipzig).

NACHWORT

Die vorliegende Übertragung von Thoreaus »Walden« beruht auf der vollständigen Ausgabe des Werkes in den *Editions for the Armed Services, Inc.* Nr. 880 (nach der Ausgabe bei Houghton Mifflin & Co., Boston, 1906). Die Auszüge aus den beiden Essays »Bürgerlicher Ungehorsam« (Civil Disobedience) und »Leben ohne Grundsatz« (Life without Principle) sind dem Band »Essays and other Writings of Henry D. Thoreau«, ed. Will. H. Dircks, bei Walter Scott Publ. Co., London o. J., entnommen.

Die Übersetzung bemüht sich, den besonderen Stil Thoreaus zu wahren, der eine eigenwillige Mischung von poetischer Sprache, Umgangssprache, biblischen und didaktischen Redewendungen sowie exakten Beschreibungen zeigt.

Da sich im Text manche Gedankengänge wiederholen, sind einzelne Stellen gestrichen worden. Auch allzu detaillierte Schilderungen und Berechnungen und ein Teil der Anekdoten, mit denen Thoreau seine Gedanken illustriert, wurden gekürzt. Alle Stellen, an denen Auslassungen durchgeführt wurden, sind durch . . gekennzeichnet.

Dr. Anneliese Dangel







